

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg

Tel. (0761) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,

Di. 8.00—12.00 Uhr,

Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 35,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 10,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor: veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

BLZ 680 301 00

Öffentl. Sparkasse Freiburg,

Girokonto 200 3 201

BLZ 680 501 01

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.

Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse

Freiburg

Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlage,

Karl-Friedrich-Straße 14—18

7500 Karlsruhe 1

Telefon (0721) 165-0

Telex 7 826 904 vgb d

Reproduktionen:

Reprotechnik Specht, Karlsruhe

Inhalt

Deutsch-französisches Symposium <i>Ludwig Vögely, Karlsruhe</i>	183
I. Der Hegau anlässlich der Heimattage 1988 in Engen	
Einladung des Vorsitzenden des Arbeitskreises Alemannische Heimat e. V. zu den Heimattagen Baden-Württemberg 1988 in Engen	185
Programm der Heimattage Baden-Württemberg vom 7.—11. September 1988 in Engen	186
1200 Jahre Hegau — Zum baden-württembergischen Heimattag 1988 in Engen <i>Herbert Berner, Singen</i>	189
Engen im Hegau — mittelalterliches Kleinod mit Blick in die Zukunft <i>Markus Kretz, Singen</i>	195
Wunderliches Wanderland. Der Hegau — Landschaft zwischen Urwelt und Moderne <i>Klaus Michael Peter, Singen</i>	203
Hegau — eine erdgeschichtliche Betrachtung <i>Hermann Fix, Engen</i>	215
Besonderheiten der Pflanzenwelt des Hegau <i>Hermann Fix, Engen</i>	225
Die Literatur des Hegau. Ein Überblick <i>Klaus Michael Peter, Singen</i>	231
II. Zum 250. Todestag des Markgrafen Karl Wilhelm	
„Der sich in Carolsruh ein Eden hat erbaut“ Zum 250. Todestag des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach <i>Hans Leopold Zollner, Ettlingen</i>	243
III. Regionen	
Die Glashütten im Markgräflerland und den angrenzenden Gebieten vom 15. bis 17. Jahrhundert <i>Albert Schlageter, Lörrach</i>	257
Die Territorialpolitik und Städtegründung Die Herren von Dürn und ihre Erben <i>Uwe Uffelman, Heidelberg</i>	285
Karl Egon I. Fürst zu Fürstenberg <i>Annemarie Heimann-Schwarzweber, Lörrach</i>	299
Karl Egon I. Fürst zu Fürstenberg <i>Georg Görlipp, Lörrach</i>	301
Flagge und Wappen für die Großherzoglich Badischen Consulate <i>Jörg Hertenstein, Heilbronn</i>	305
Der Schwetzingener Schloßgarten — heutiger Stand der Renovierungsarbeiten <i>Barbara Sambale, Heidelberg</i>	309
Corporal Pierre Teilhard de Chardin in Goldscheuer (1919) <i>Erwin Dittler, Goldscheuer</i>	317
IV. Personalia	
Verdienter Dank als Lohn — Johann-Peter-Hebel-Gedenkplakette für Johann Wenk-Madoery <i>Karl Heinz Vogt, Hausen</i>	327
Verleihung der Hebel-Gedenkplakette der Gemeinde Hausen i. W. an Johannes Wenk-Madoery <i>Ludwig Vögely, Karlsruhe</i>	329
V. Aktuelle Positionen	
Die Stadt war immer auch eine Maschine	331
Die Dörfer brauchen Zukunftsperspektiven	333
Buchbesprechungen	335

Deutsch-französisches Symposium

Kooperation bei Umweltforschung und Umweltschutz
„Wasser und Boden“
am 2. und 3. März 1988 in Straßburg

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Die Veranstaltung, die von der Université Louis Pasteur de Strasbourg, dem Ministère de l'Environnement, Paris, und dem Ministerium für Umwelt, Stuttgart, durchgeführt wurde, war die dritte der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit für Umweltforschung und Umweltschutz. Vorangegangen waren Veranstaltungen am 27.–28. 6. 1986 im Europaparlament mit dem Thema „Umweltforschung in der Region“ und am 7./8. Oktober 1987 an der Universität Karlsruhe mit dem Thema Luftreinhaltung. Namhafte Wissenschaftler aus Frankreich und Deutschland behandelten folgende Themen, die anschließend in Diskussionen vertieft wurden:

I. Wasser- und Bodenqualität, Forschungsarbeiten: a) Wechselwirkungen zwischen Untergrund und Wasser entlang einer Flußniederung, b) Verschlechterung der Wasser-, Boden- und Untergrundbeschaffenheit im Oberrheinbecken.

II. Wasserverunreinigung, Bodenschäden: Politische und administrative Konsequenzen; Analysen aus behördlicher Sicht, Forschungsarbeiten und Strategien auf dem Gebiet der Wasser- und Bodennutzung.

Die Themen waren und bleiben von hoher Aktualität. Das große und fachkundige Auditorium verfolgte die Ausführungen der Wissenschaftler mit großer Intensität und trug durch fundierte Diskussionsbeiträge zur Meinungsbildung bei. Gerade das Oberrheinbecken ist durch die bekannten Belastungen durch Industrie, Landwirtschaft, Straßenbau,

Flußbegradigungen usw. ein ernstes Problem und Anlaß großer Sorgen geworden. Die Fachleute zeigten, wie vielgestaltig und facettenreich die Faktoren sind, welche diese Verschlechterung verursachen, und wie vielgestaltig deshalb auch die Lösungsversuche sein müssen, welche die Gesundung erreichen sollen. Als Beispiel sei das Problem Grundwasser angeführt. Prof. Kobus, Stuttgart, führte u. a. dazu aus: „Grundwasser ist unsere wichtigste Trinkwasserressource und ein kostbares Umweltgut, das es verantwortlich zu bewirtschaften, zu nutzen und zu schützen gilt. Der Grundwasserhaushalt ist eine wesentliche Komponente des natürlichen Wasserkreislaufes, welche im Oberrheingraben deutlich mitgeprägt wird durch die Wechselwirkungen mit dem Rhein. Die zahlreichen Flußbaumaßnahmen seit der Tulla'schen Rheinkorrektion haben deshalb auch die Grundwasserhältnisse entsprechend verändert.“ Und weiter meinte der Professor, daß Grundwasserunreinigungen nicht nur am Oberrhein in unterschiedlichster Art im letzten Jahrzehnt entdeckt wurden. Sie haben ihre Ursachen in industriellen Aktivitäten (Altlasten, Lagerung und Transport wassergefährdender Stoffe, Unfälle), in der dichten Besiedlung und in der Landwirtschaft. Hinzu kommt der Stoffeintrag aus der Atmosphäre sowie bei Störfällen die Gefahr eines Schadstoffeintrages aus Oberflächengewässern.“ Beispiele am Oberrhein betreffen Kontaminationen durch Salz, chlorierte Kohlenwasserstoffe, Abwä-

me und Nitrat. Grundwasserverunreinigungen werden im allgemeinen erst spät erkannt, da die Schadstoffausbreitung nur langsam voranschreitet. Dementsprechend sind die Sanierungsmaßnahmen an verunreinigten Grundwasservorkommen stets aufwendig und von langfristiger Natur. Dies macht deutlich, daß hier vorrangig Maßnahmen im Sinne einer flächendeckenden und vorbeugenden Vermeidungsstrategie geboten sind.“ In manchen Gebieten steht die Grundlagenforschung noch am Anfang. Forschung braucht Zeit, will sie zuverlässige Resultate bringen. Der Umgang mit den Ressourcen Wasser und Boden ist aber nicht nur ein wissenschaftliches, es ist auch ein politisches Problem, eben weil es ein grenzüberschrei-

tendes ist. Daher ist auch der grenzüberschreitende Gedanken- und Meinungsaustausch zwischen Wissenschaft und Politik, Informationsaustausch zwischen den Umweltbehörden und Personalaustausch von Wissenschaftlern und Beamten der Umweltbehörden beider Länder dringend erforderlich. Dies alles muß beiden Staaten das Geld wert sein, das es kostet, wenn es beispielsweise um die Schaffung gemeinsamer Labors der Universitäten von Straßburg und Baden-Württembergs geht. Die Zusammenarbeit der Wissenschaftler und der Administration ist weiter fortgeschritten als gemeinhin bekannt ist. Hoffen wir auf wirksame politische Konsequenzen, denn es geht um die Zukunft und Lebensqualität links und rechts des Rheines.

Einladung des Vorsitzenden des Arbeitskreises Alemannische Heimat e.V. zu den Heimattagen Baden-Württemberg 1988 in Engen

Der Tag der Heimat wird in diesem Jahr zusammen mit den Heimattagen Baden-Württemberg in Engen im Kreis Konstanz begangen. Wer dem Begriff Heimat nachspüren will, findet in Engen eine Fülle von Anknüpfungspunkten. Die Stadt wurde mehrfach für vorbildliche Sanierung und Denkmalpflege ausgezeichnet. Da in verschiedenen anderen Landkreisen des Regierungsbezirks Freiburg Heimattage schon stattfanden, war das Votum für Engen klar. Erstmals präsentiert sich damit auch die reiche Kulturlandschaft des Hegaus im Rahmen der Heimattage Baden-Württemberg.

Wer in das Programm schaut, kann unschwer entdecken, daß viele Partner zusammenarbeiten. Die südbadischen Vereine hatten ja die vergangenen Heimattage immer sehr kritisch begleitet, und es war der Wunsch gewesen, im Zuge der Regionalisierung in die Heimattage stärker eingebunden zu werden. Ich habe diesen Grundsatz bei der Programmgestaltung nie aus den Augen verloren. Die gastgebende Stadt Engen zeigte Verständnis hierfür. Ich möchte an dieser Stelle allen beteiligten Gruppen, Vereinen und Verbänden, aber nicht zuletzt ganz besonders auch der gastgebenden Stadt Engen sehr herzlich danken für die erhaltene Unterstützung.

Ich möchte Sie sehr herzlich zu den Heimattagen Baden-Württemberg vom 7.—11. September 1988 nach Engen einladen und um Ihr aktives Interesse bitten. Denn Heimatpflege muß persönliches Anliegen jedes einzelnen bleiben, der sich in seiner Heimat verwurzelt fühlt.

Mit heimatlichen Grüßen
Dr. Norbert Nothhelfer
Regierungspräsident
1. Vorsitzender

Austragungsort Engen bietet prächtige Kulisse

Glücklich und stolz wird sich die Stadt Engen im Hegau präsentieren, wenn sie in diesem Jahr vom 8.—11. September in die Gastgeberrolle des Landes schlüpfen darf. Dann nämlich wird sie innerhalb der alten noch vorhandenen Stadtmauern und inmitten der schon mehrfach preisgekrönten historischen Altstadt mit den Heimattagen ein diesjähriges zentrales Kulturereignis feiern. Mit dem dreißig Veranstaltungen umfassenden anspruchsvollen Programmpaket sind die Organisatoren dieser Großveranstaltung des Landes bestens gerüstet.

Mit den Heimattagen soll das reiche kulturelle Erbe der jeweiligen Landschaft, sei es im Bereich der Volkskunde, der Musik, der Kunst, des Theaters, des Brauchtums, der Geschichte oder auch des Denkmal-, Natur- und Landschaftsschutzes der Bevölkerung nähergebracht werden. So wird in diesem Jahr im Vordergrund die Hegau- und Bodenseeregion stehen. Die Stadt Engen und der Arbeitskreis „Alemannische Heimat“ lassen mit ihren Programmvorstellungen allerdings erst gar keinen unerwünschten Beigeschmack der „Heimattümmelei“ aufkommen. Sie wollen ein zeitgemäßes Bild von Heimatbewußtsein und Kultur in dieser Landschaft zeichnen.

Nach der literarischen Einstimmung auf die Heimattage mit dem Schriftsteller Martin Walser aus Überlingen am See werden sich die Ereignisse in der kleinen Hegaustadt überschlagen: Konzerte, Theatervorführungen, Folklore und Volkstanz, Liedermacher, Mundartdichter und -sänger, Kabarett, SWF 3-Musikbox, ein spezielles Senioren- wie auch Kinderprogramm, offenes Volkstanzen und Volksliedersingen, das Landesfest voraussichtlich mit dem Ministerpräsidenten, der offizielle Festakt mit der Verleihung der Heimatmedaillen, der Festumzug mit Trachtengruppen, Bürgerwehren und Musikkapellen aus dem gesamten Land Baden-Württemberg und die Wiedereröffnung des sanierten und völlig neugestalteten städtischen Museums. Abgerundet wird das dreitägige Mammutprogramm durch eine ganze Reihe von Tagungen und Symposien zu Themen des Naturschutzes, der Stadtentwicklung, der Land-

wirtschaft und des Weinbaues im Hegau mit dem Hohentwiel als höchstem Weinberg Deutschlands. Neben Ausstellungen der Universität Konstanz, der Heimatvertriebenenverbände, der Publikationen der Geschichtsvereine wird auch eine Ausstellung allererster Güte zu den Anfängen der Kunst vor 30 000 Jahren präsentiert werden, die danach in die Hauptstadt Spaniens, Madrid, weitergereicht wird.

Auf gar keinen Fall fehlen darf natürlich in einer Stadt wie Engen, die für ihre Sanierungserfolge in den vergangenen Jahren bereits mehrfach bei Landeswettbewerben ausgezeichnet wurde, eine Ausstellung zur eigenen Stadt- und Dorfsanierung. Ihre richtungsweisende Bewahrung eines der wenigen, noch nahezu vollständig erhaltenen Altstadtensembles Süddeutschlands — im Spannungsverhältnis mit den neu geschaffenen, zeitgenössischen Kunstplastiken und -brunnen — gilt als Musterbeispiel für gelungene Stadtsanierung und -erneuerung.

So bewies der verantwortliche Landesauschuß mit der Entscheidung für Engen als Austragungsort wohl sicherlich eine glückliche Hand. Und die mittelalterliche Burgenstadt im Hegau wird sich und ihre prachtvolle Kulisse — wen wundert's? — gerne mit den Heimattagen in diesem Jahr zusätzlich schmücken. Zumal Engen damit ein kleines Dankeschön an das Land Baden-Württemberg verbinden kann, dessen großzügige finanzielle Unterstützung einen derartigen Sanierungsaufwand von schon heute insgesamt mehr als 50 Mill. DM erst ermöglichte!

Programm der Heimattage Baden-Württemberg vom 7.—11. September 1988 in Engen

Mittwoch, den 7. September 1988

20.00 Uhr *Gemeindezentrum Engen am
Stadtpark*

Einstimmung auf die Heimattage
Martin Walser liest aus eigenen Werken

Donnerstag, den 8. September 1988

18.00 Uhr *Städtisches Museum Engen*

Eröffnung der Ausstellung
»Die Anfänge der Kunst vor 30 000 Jahren«
Eröffnung des Städtischen Museums Engen
durch Prof. Dr. Helmut Engler, Minister für
Wissenschaft und Kunst des Landes
Baden-Württemberg

20.00 Uhr *Marktplatz Engen*
(bei schlechtem Wetter:
Stadthalle)

Festliche Eröffnung der Heimattage

21.30 Uhr — *Marktplatz Engen*
— *Freilichtbühne hinter dem*
Rathaus
— *Schillerplatz*

Liedermacher aus dem Hegau

Freitag, den 9. September 1988

9.30 Uhr *Hotel Bad. Hof,*
Breitestr. 26, Engen

Tagung »Naturschutz im Hegau, Mut zur
Natur — Chancen der Biotopvernetzung« mit
Exkursion

9.30 Uhr *Kloster St. Wolfgang, Engen*

Eröffnung der Ausstellung »Stadt- und
Dorfsanierung am Beispiel Engen«

Buchausstellung zum Thema »Stadt- und
Dorfsanierung«

Ausstellung »Publikationen der
Geschichtsvereine«

10.00 Uhr *Stadthalle/Bildungszentrum*
Engen

Tagung »Landeskunde im Unterricht«

ca. *Gemeindezentrum Engen*
10.30 Uhr *am Stadtpark*

Tagung »Stadtsanierung — Denkmalpflege«
Thema: »Einzelhandel und Dienstleistung in
der sanierten Stadt«

11.00 Uhr *Volksbank Engen,*
Breitestraße 1

Eröffnung der Ausstellung »Die Vertriebenen
in Baden-Württemberg«

17.30 Uhr *Sparkasse Engen,*
Bahnhofstraße 1

Eröffnung der Ausstellung »Eine Landschaft
profitiert von ihrer Universität«

19.00 Uhr *Hohenhewenhalle,*
Engen-Welschingen

Theaterabend mit Bühnen des
Landesverbandes Amateurtheater
Baden-Württemberg: Alemannische Bühne
Freiburg, Alemannisches Theater Kehl,
Theaterspielgruppe Königsbronn

20.00 Uhr *Stadthalle Engen*

»Uf guet alemannisch« Ein Abend des
Südwestfunks Freiburg mit Rene Égles,
Straßburg D'Gälfiaßler, Friesenheim
Buebe-Streichmusik Weissbad, Appenzell und
Mundartautoren

Samstag, den 10. September 1988

- 7.00 Uhr *Stadthalle Engen* Radwanderung, Starts stündlich
ab Innenstadt Geschichte, Handwerk und Brauchtum aus
10.00 Uhr Engen und seinen Stadtteilen
ab Innenstadt Alemannencomputer
10.00 Uhr *Städtisches Museum Engen* Tagung des Museumsverbandes
Baden-Württemberg
10.00 Uhr *Hotel Bad. Hof, Breitestraße 26, Engen* Tagung »Landwirtschaft heute: wirtschaftlich
— umweltgerecht?«
14.30 Uhr *Keller in der Stadtpothke, Vorstadt 8, Engen* Seminar »Weinbau im Hegau«
14.30 Uhr *Stadtpark Engen* »Ritter, Helden, Jammerlappen«
und Kinderprogramm
16.30 Uhr Ein Mitspielspektakel der Theatergruppe
Radelrutsch Heilbronn
14.30 Uhr *Gemeindezentrum Engen am Stadtpark* Veranstaltung für und mit Senioren
16.00 Uhr *Freilichtbühne hinter dem Rathaus* Offenes Volkstanzen
19.00 Uhr *Hohenhewenhalle, Engen-Welschingen* SWF 3 Musikbox
20.00 Uhr *Stadthalle Engen* »Zu Gast im Hegau« Heimatabend mit
Volkstanz, Volkslied und Volksmusik,
anschließend Tanz

Sonntag, den 11. September 1988

- 9.30 Uhr *Marktplatz (bei schlechtem Wetter: Stadtkirche)* Ökumenisches Morgenlob
ab Innenstadt Geschichte, Handwerk und Brauchtum aus
10.30 Uhr Engen und seinen Stadtteilen
10.30 Uhr *Marktplatz Engen (bei schlechtem Wetter: Stadthalle)* Festakt, Verleihung der Heimatmedaillen
11.00 Uhr *Bahnhof Engen* Offenes Volksliedersingen
13.30 Uhr *Innenstadt* Festzug
anschl. Altstadt Landesfest zum »Tag der Heimat« mit dem
Ministerpräsidenten von
Baden-Württemberg, Lothar Späth

1200 Jahre Hegau

Zum baden-württembergischen Heimattag 1988 in Engen

Herbert Berner, Singen

Manchmal spielt der Zufall eine große Rolle: Wer schon hätte daran gedacht, den baden-württembergischen Heimattag 1988 im Hegau genau an seinem 1200sten Namenstag zu veranstalten! Sogar die Bewohner dieser Landschaft, die Hegauer selbst haben dieses Ereignis beinahe vergessen oder übersehen. Man ist es zwar gewöhnt, Orts- und Stadtjubiläen zu feiern, aber den Namenstag einer alten Landschaft, eines Gaus festlich zu begehen, fällt aus mancherlei Gründen schwer. Im vergangenen Jahr 1987 fanden mehrere große 1200-Jahr-Feiern statt, vorab in Singen (Hohentwiel) sowie in Mühlhausen-Ehingen und in den beiden Singener Stadtteilgemeinden Hausen an der Aach und Schlatt unter Krähen. In der am 15. Februar 787 in der villa publica Sisinga, dem königlichen Hof Singen ausgestellten Urkunde sind nicht nur die genannten vier Orte zum erstenmal urkundlich genannt, sondern auch der Hegau: in pago Egauinsse. Wenig später, am 6. Januar 788 schenkt Iring seinen Besitz in Weiterdingen und Öhningen dem Kloster St. Gallen; Weiterdingen ist schon in einer älteren Urkunde aufgeführt, für das Dorf Öhningen aber ist dies die erste Nennung, und deshalb begehen die Öhninger dieses Jahr ebenfalls eine 1200-Jahr-Feier. Beide Orte aber liegen wiederum in pago Hegaugense, im Hegau, und beide Urkunden verwahrt das Stiftsarchiv zu St. Gallen.

Dieses Archiv der ehemaligen Fürstabtei St. Gallen ist eines der ältesten und reichsten Archive Europas. Die urkundliche Überlieferung beginnt etwa um das Jahr 720; das Stiftsarchiv besitzt aus dem ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung 776 Privat- und 97

Königs- und Kaiserurkunden, wobei man ermittelt hat, daß es anfänglich über 2000 frühmittelalterliche Urkunden gewesen sein müssen (F. Perret, Von der vornehmen Bedeutung des Stiftsarchivs St. Gallen). Man kann die Bedeutung dieses Archivs für die Heimat- und Landeskunde kaum überbewerten, und wir können uns aus dieser Sicht nun auch vorstellen, welch kostbarer Schatz verlorenging durch den Verlust insbesondere der sogenannten Privaturkunden des Archivs der Abtei Reichenau, der wahrscheinlich schon ab dem 11. Jahrhundert einsetzte. „Es kann gar kein Zweifel bestehen, daß das Reichenauer Klosterarchiv im 9. Jahrhundert dem sanktgallischen in nichts nachstand“ (Hansmartin Schwarzmaier).

Den sanktgallischen Urkunden also verdanken wir die älteste Überlieferung des Namens „Hegau“, der nach Altmeister Michael Buck auf den wohl keltischen bzw. vorgermanischen Bergnamen Hewen zurückgeht: keven = Bergrücken, verwandt mit cebenno = Cevennen. Bruno Boesch hat demgegenüber neuerdings (1982) dargetan, daß der Begriff „Hewen“ dem deutschen Wortschatz angehöre und etwas mit dem Verbum „hewen“, mit „hevo, hevilo“, also mit „Hefe“ zu tun habe. „Der hevo ist nicht bloß der Heber als solcher (wie im Fall der „Hefe“), sondern auch der Ort, wo sich Hebung vollzieht, ein Berg zum Beispiel“. Mit „Hewen“ ist nun auch „der Hegau“ erklärt aus Hewengau.

Der spätrömische Begriff „Pagus“ in den Urkunden von 787 und 788 bedeutet in fränkischer Zeit den Sprengel eines Grafen, ohne identisch zu sein mit einer Grafschaft. Nach den sorgfältigen Untersuchungen von Albert

Funk über Lage, Namen und Grenzen des Hegaus (1956) verlief der Grenzzug im 9. Jahrhundert etwa so: Im Süden der Rhein von der Mitte der Konstanzer Brücke über Stein am Rhein bis nach Schaffhausen; im Westen der Grat des Randengebirges und die Wasserscheide Aitrach-Wutach; im Norden von der Länge über den Gutmadinger Kapf zum Wartenberg, weiter über Immendingen—Hattingen—Emmingen ab Egg-Liptingen nach Neuhausen ob Eck; im Osten von Schwandorf über Mahlspeuren im Tal-Nesselwangen durch den Hödinger Tobel zum Überlinger See bei Goldbach, weiter über den See nach Dingelsdorf und unter Umgehung von Mainau, Egg und Staad (heiligenbergisch, Linzgau) wieder zurück zur Konstanzer Rheinbrücke. Zu dieser Hegau-Landschaft am westlichen Bodensee, zwischen Rhein und oberer Donau, geformt von Feuer (Hegau-Vulkanismus) und Eis, gehören als Teillandschaften das Hegauer Kegelbergland mit 7 eigenwilligen Vulkanbergen, der waldrreiche Schienerberg mit der Höri, Untersee mit Insel Reichenau, Bodanrück, Nordost-Hegauerbergland mit Stockacher Bergland, die Randen-Hewenegg-Hochfläche (Hegaueralb) sowie die Nordhegauer Waldtäler mit dem Witthoh (860 m) als höchste Erhebung.

Schon in karolingischer Zeit gab es innerhalb des Hegaus einige Sonderbezirke, so den „Pagus Untersee“ oder das nördlich von Stockach gelegene Waldgebiet des Madach; später finden wir im Bereich des eben beschriebenen Hegaus Besitzungen des Bischofs von Konstanz, den aus konfisziertem alemannischem Herzogsgut (746) gebildeten Fiskus Bodman, das Kloster Reichenau (unter anderem ausgestattet mit Fiskalgut auf dem Bodanrück), die Grafschaft Nellenburg und das Kloster Petershausen. Dennoch war der Hegau vom 9.—11. Jahrhundert eine der historischen Zentrallandschaften, in der sich im 10. Jahrhundert die Geschehnisse des schwäbischen Stammes und Herzogtums entschieden; immer stand dabei der Hohentwiel im

Mittelpunkt, „der wichtigste Punkt Schwabens“ (Theodor Mayer). Die Wichtigkeit unserer Landschaft wird auch dadurch betont, daß bis zum 11. Jahrhundert zwischen Schaffhausen und Konstanz zu beiden Seiten des Rheins nicht weniger als 7 Klöster gegründet wurden: Allerheiligen (1050), Waghäusern (1083), Stein am Rhein-St. Georgen (um 1005), Öhningen (965), Schiengen (gegen 830), Reichenau (724) und Petershausen (983).

Ende des 12. Jahrhunderts gelangte die durch Exemtionen (Befreiung von der Herrschaft der Hegaugrafen) erheblich geschwächte Amtsgrafschaft in die Hand der Staufer, die aus den Resten der Grafschaft Hegau unter Anschluß des Madach die nun von der alten Amtsgrafschaft zu unterscheidende Landgrafschaft Hegau schufen und auch das ältere Grafengericht in das Landgericht im Hegau und Madach umwandelten. König Rudolf übertrug 1275 den Grafen von Nellenburg das Amt des Landgrafen. Diese „neurechtliche“ Landgrafschaft Nellenburg erwarb das Haus Österreich 1461/1465 von den Grafen von Tengen-Nellenburg; sie verblieb mit einer kurzen Unterbrechung von 1608—1618 (Markgraf Karl von Burgau) bis 1805 in ihrem Besitz. Die Verkaufsurkunde von 1465 wiederholt in etwa den bereits beschriebenen Grenzzug; nur erfolgten im Aitrachtal gegen die Baar und im Norden gegen Sigmaringen gewisse Berichtigungen; Fürstenberg gelang es, in der Herrschaft Hewen mit Engen als Mittelpunkt die Grafenrechte zu erlangen. Aber dennoch hörte die Landgrafschaft Nellenburg niemals auf, in diesen Gebieten die Landeshoheit zu beanspruchen. Konkurrenten im Innern waren ferner die Deutschordenskommande Mainau und die Reichsritterschaft des Kantons Hegau mit der Kanzlei in Radolfzell (1543). Trotz des sogenannten Hegauischen Vertrages zwischen den Reichsrittern (25 reichsritterschaftliche Herrschaften) und der Landgrafschaft Nellenburg (1497) mit mehreren Ergänzungen

und Erläuterungen riß die unaufhörliche Folge von Prozessen und Irrungen nicht ab.

Bei der Gründung des Hegau-Geschichtsvereins im Dezember 1955 entschloß man sich, den karolingischen Pagus oder Comitatus Hegau für die historische landeskundliche Darstellung zugrunde zu legen. „Damit kommt man zu einer Umgrenzung, die zwar zu keiner Zeit der geschichtlichen Entwicklung im vollen Umfang bestanden hat, gar nicht bestehen konnte, die aber in sich geschlossen ist, sich historisch rechtfertigen läßt und darum schon zweckmäßig erscheint, weil es nicht angeht, die Ereignisse eines ganzen Verwaltungsbezirkes zu behandeln, dessen Hauptstadt Konstanz aber auszuschließen; ebenso kann man die Stadt Schaffhausen nicht übergehen, an deren Stelle aber zur Karolinger Zeit wohl erst ein Fischerdorf bestand, das seine Bedeutung und seine Ausdehnung nach Westen erst mit dem Aufblühen des Klosters Allerheiligen im 11. Jahrhundert erhalten hat, daher die karolingische Hegau-Klettgau-grenze noch an der Durachmündung verlaufen konnte“ (Albert Funk). Daraus resultiert, daß zwei Staaten ganz verschiedener Art heute am Hegau Anteil haben: Deutschland und die Schweiz. Die Grenze mit dem Kanton Schaffhausen, nach jahrelangen Verhandlungen durch einen Staatsvertrag vom 4. September 1967 im Abschnitt Konstanz — Neuhausen am Rheinfluss in einigen besonders verwickelten Fällen begründet, zeugt von den jahrhundertelangen Bemühungen von Schaffhausen und der Landgrafschaft Nellenburg, ihre Hoheitsrechte gegenseitig vorzuschieben. Man kann sagen, daß die Schaffhauser Außenpolitik nicht besonders glücklich agierte. So wurde zum Beispiel die günstige Gelegenheit des Erwerbs der Grafschaft Tengen in der Mitte des 15. Jahrhunderts verpaßt; Hilzingen, Gailingen, Singen und andere Orte waren zeitweilig im Besitz von Schaffhauser Bürgern. Thayngen zum Beispiel entwand sich erst 1723 endgültig der nellenburgischen Landeshoheit (die Schaffhauser mußten dafür 215 000 fl. bezah-

len); 1804 mißglückte ein nellenburgischer Versuch, das schaffhauserische Ramsen zu inkamerieren. Damals bot Österreich bei den Verhandlungen den schweizerischen Delegierten die Stadt Konstanz samt deren ansehnlichen Besitzungen gegen Abtretung von Stein am Rhein, der Herrschaft Ramsen, Dörflingen und Thayngen an; alle Konstanzer Rechte und Besitzungen lagen im Thurgau, die linksrheinische Stadt besaß im Hegau keinen einzigen Quadratmeter. 1770 erst hatte die Kaiserin Maria Theresia mit dem Stand Zürich einen Lehenvertrag abgeschlossen, aufgrund dessen das Städtchen Stein am Rhein, 1459—1484 reichsunmittelbar, seitdem unter Züricher Schutz und Schirm, samt seinem Besitz im vollen staatsrechtlichen Sinne eidgenössisch wurde (seit 1798 bzw. 1803 bei Schaffhausen). Schließlich sei auch daran erinnert, daß die Grafen von Nellenburg das Kloster Allerheiligen gegründet haben (1050) und dort ihre Grablege hatten. Noch in der Rieger-Chronik (1603—1606 verfaßt) heißt es ganz selbstverständlich: „Von dem Hegöw und der alten Pfarr Büsingen, darin die Stat Schaffhusen gelegen“. Büsingen vor den Toren Schaffhausen ist bis heute eine deutsche Exklave geblieben. Die Grenze zwischen Hegau-Klettgau verlief mitten durch die Stadt Schaffhausen (Vordergasse).

Die geschichtlichen Ereignisse brachten es mit sich, daß dem Hegau eine eigentliche Hauptstadt fehlte, in der die landschaftlichen Traditionen hätten bewahrt und gepflegt werden können. 1501 wandte sich Schaffhausen endgültig der Eidgenossenschaft zu. Die beiden Städte Stockach und Radolfzell — die eine Sitz des nellenburgischen Oberamtes, die andere Sitz der Hegauer Ritterschaft — errangen nie den Status einer hegauischen Metropole, und Konstanz stand als ganz dem Thurgau zugewandte Bischofs- und Reichsstadt außerhalb des Hegaus. Engen, Tengen, Blumenfeld — die schönsten Städt' der Welt — wie der von Heinrich Hansjakob überlieferte, im Volksmund immer noch lebendige alte Spruch liebevoll übertreibend ausführt,

„doch wär' Ach nicht auch dabei, wär' es nichts mit allen drei —“ diese vier Kleinstädte haben es — außer Engen als Mittelpunkt der Herrschaft Hewen — nie zu einiger Bedeutung gebracht; das gilt auch für Allensbach, dessen Stadt- und Marktrecht nicht florierte. Singen hingegen ist eine junge Stadt, erst 1899 mit Stadtrechten begabt. Der Hegaulandschaft mangelte es somit an einer „Hauptstadt“ mit einer großen Schule, landeskundlichen Instituten und Vereinigungen, was der Erhaltung eines landschaftlichen Selbstverständnisses nicht förderlich war. So prägte Ludwig Finckh 1936 das Wort vom „unbekannten Hegau“. In der Tat war der Hegau noch bis in die 50er Jahre hinein selbst im Bewußtsein seiner Bewohner eine „unbekannte Landschaft“ im Sinne eines historischen Raumes wie etwa der Linzgau, die Baar oder der Breisgau mit den Hauptstädten Überlingen, Donaueschingen und Freiburg; der Hegau war zu einem rein geografischen Begriff nur für das Hegauer Kegelbergland geschrumpft.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gelangte der Hegau nach einigem Hin und Her unter die Landeshoheit des neugeschaffenen Großherzogtums Baden. Die großherzogliche Regierung respektierte bei der administrativen Neugliederung des Landes die alten nellenburgischen Grenzen: Das Gebiet der Ämter respektive Bezirksämter Konstanz, Radolfzell, Bohlingen, Ach, Hilzingen, Blumenfeld, Engen und Stockach entsprach ziemlich genau dem uns bekannten Grenzverlauf. 1936 endete die bis dahin bewahrte historische Einheit des Hegaus durch die Bildung der neuen Landkreise Konstanz, Donaueschingen, Stockach und Überlingen. Aufgrund der 1973 in Kraft getretenen Kreisreform wurden die Landkreise Donaueschingen, Stockach und Überlingen aufgelöst und der neue Landkreis Konstanz unter Hinzunahme von Gebieten der aufgehobenen Kreise gebildet. So ist der Landkreis Konstanz einer der wenigen in jüngster Zeit durch die Gebietsreform zustande gekommenen Ver-

waltungseinheiten, in denen eine historische Landschaft, eben der Hegau, nahezu flächengleich bewahrt und mit der Stadt Konstanz zusammengefaßt wurde. Von der im Kreisreformgesetz (1971) gewährten Möglichkeit, den neuen Landkreisen landschaftbezogene Namen zu geben, wurde kein Gebrauch gemacht, obgleich von einem Abgeordneten für unseren Landkreis die Bezeichnung „Hegau-Bodensee-Kreis“ vorgeschlagen worden war. Es würde den Rahmen unserer Hegau-Betrachtung sprengen, wenn wir näher auf die geschichtliche Entwicklung, auf Kultur- und Wirtschaftsgeschichte eingehen wollten. Wir müssen uns damit begnügen, darauf hinzuweisen, daß die Geschichte des Hegaus richtungweisend geprägt wurde durch drei Ereignisse, nämlich den mißglückten Versuch der Kammerboten Erchanger und Berchtold im beginnenden 10. Jahrhundert, auf der Grundlage des Fiskus Bodman und der unbesiegbaren Burg Twiel ein schwäbisch-alemanisches Herzogtum zu errichten; durch den 1454 beginnenden fast ununterbrochenen Kriegszustand zwischen den Eidgenossen und Österreich, wobei der Schweizer- oder Schwabenkrieg 1499 die endgültige Trennung Schaffhausens vom Hegau brachte; durch die im Gefolge der Französischen Revolution militärisch erzwungene staatliche Neuordnung, die nach Jahren heftiger, vielfach unwürdiger Auseinandersetzungen zwischen Baden und Württemberg 1810 abgeschlossen war. Demgegenüber treten die vielen Fehden und Kämpfe, die wir seit dem 10. Jahrhundert verfolgen können, in ihrer Bedeutung zurück mit zwei Ausnahmen: Der deutsche Bauernkrieg 1524/25 begann in der Landgrafschaft Stühlingen und im Hegau und endete mit der Schlacht von Hilzingen (25. Juli 1525) im Hegau. An der Badischen Revolution der Jahre 1848/49 war wieder der Hegau hervorragend beteiligt: In Stockach wurde am 9. März 1848 zum ersten Male die Deutsche Republik ausgerufen. Der wirtschaftliche Aufschwung des Hegaus setzte nach der Gründung des Deutschen Zollver-

eins und dem Bau der Eisenbahnen (1863 ff.) ein; frühere Versuche einer Industrialisierung wollten nicht glücken. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entstanden vor allem durch schweizerische Initiative (Sprung über die Zollmauern) in Singen und Radolfzell mehrere Großbetriebe der Metall-, Textil- und Nahrungsmittelbranche; die Raumschaft Singen entwickelte sich zum oberbadischen Wirtschaftszentrum, das seit dem Anschluß an die Autobahn Stuttgart—Singen (1978) neue Impulse erhielt. Mehr und mehr wuchs nun Singen in seine Rolle als eigentliche Hauptstadt des Hegaus hinein.

In den letzten Jahrzehnten ist es gelungen, den Hegau und mit ihm die Hegauer aus ihrem Dornröschenschlaf aufzuwecken. Die hierzulande vergleichsweise spät, ja sogar überstürzt einsetzende Industrialisierung mit der damit Hand in Hand gehenden verkehrspolitischen Erschließung ließ die Menschen sich auf ihre Eigenart besinnen, auf die unvergleichlichen Naturschönheiten ihrer Heimat und auf ihre große Vergangenheit. Hierbei kommt dem im Vergleich mit anderen deutschen Gauen erst spät gegründeten Hegau-Geschichtsverein das Verdienst zu, entscheidend zur Wiedergewinnung des landschaftlichen Selbstverständnisses beigetragen zu haben. Und dies geschah nicht nur mit und durch die Zeitschrift „Hegau“ für Geschichte, Volkskunde und Naturgeschichte, in deren bis jetzt 43 vorliegenden Jahrbüchern (ursprünglich Hefte genannt) eine kaum mehr überschaubare Fülle von landschaftsgebundenen Beiträgen aller wissenschaftlichen Sparten veröffentlicht wurden. Außerdem gibt der Hegau-Geschichtsverein eine Monografienreihe „Hegau-Bibliothek“ heraus, die es heute auf 62 Bände gebracht hat (Geschichte der Orte, Burgen, Sachthemen). Der Hegau ist heute eine der am besten erforschten und beschriebenen deutschen Landschaften; insbesondere gilt das auch für die Erhebung und Publizierung der Flurnamen von rund 35 ehemaligen Gemarkungen,

die größtenteils in einer eigenen Reihe „Hegau-Flurnamen“ erschienen sind.

Diese „Hegau-Bibliothek“, seinerzeit 1956 in Anlehnung an die vom Jan-Thorbecke-Verlag begründete „Bodensee-Bibliothek“ so benannt, ist nicht zu verwechseln mit der 1955 gegründeten „Hegau-Bibliothek“ in Singen als Hort der Wissenschaft und Literatur aus und über unsere Heimat; die Hegau-Bibliothek mit heute 56 000 Bänden und rund 500 ständig gehaltenen wissenschaftlichen Zeitschriften, selbstverständlich dem wissenschaftlichen Leihverkehr angeschlossen, ist eine der wichtigsten wissenschaftlichen Bibliotheken des Bodenseeraumes. Auch das ur- und frühgeschichtliche Hegau-Museum (1926) in Singen ist in dem Zusammenhang zu nennen, heute eines der führenden und interessantesten archäologischen Museen des Landes, dessen Bedeutung vor allem auf der lückenlosen Präsentation der Funde seit der Altsteinzeit beruht; Singen selbst ist ein seit der mittleren Steinzeit ununterbrochen besiedelter Ort — ein im ganzen Bodenseeraum einmaliger Fall. Das Hegau-Museum erfuhr noch eine höchst wertvolle Bereicherung durch die neuerdings erfolgte Angliederung einer — was die Art der Exponate betrifft — einmaligen paläontologischen Sammlung. Eine Reihe weiterer inhaltlich auf- und miteinander abgestimmter Museen im Hegau in verschiedenen Orten und Städten bis hin zu dem wohl bekanntesten Fasnet-Museum in Schloß Langenstein bietet dem Besucher Gelegenheit, die Wirtschafts-, Kultur- und Kunstgeschichte unserer Landschaft kennenzulernen.

Schließlich muß noch eine Einrichtung genannt werden, die es in dieser Art auch nicht allzu häufig gibt: 1973 stiftete die Gemeinde Steißlingen, mitten im Herzen des Hegaus gelegen, den inzwischen weit über die Grenzen unserer Landschaft hinaus beachteten Hegau-Preis, mit dem die Gemeinde auf Vorschlag eines Kuratoriums Persönlichkeiten ehrt, die sich um die Erforschung des He-

gaus oder aus sonstigen Gründen um unsere Landschaft verdient gemacht haben (Naturschützer, Archäologen und andere).

Im Jahr des 1200jährigen Namensfestes des Hegaus haben wir also Anlaß, mit bescheidenem Stolz und einiger Befriedigung auf die verschiedenartigen Bemühungen im Dienste

einer weitgefaßten und verstandenen Heimat- und Landschaftspflege mit insgesamt guten Ergebnissen zu blicken. Aus diesen Gründen freuen wir uns nun ganz besonders darüber, daß der baden-württembergische Heimattag 1988 in Engen, einem der alten Vororte des Hegaus, stattfindet.

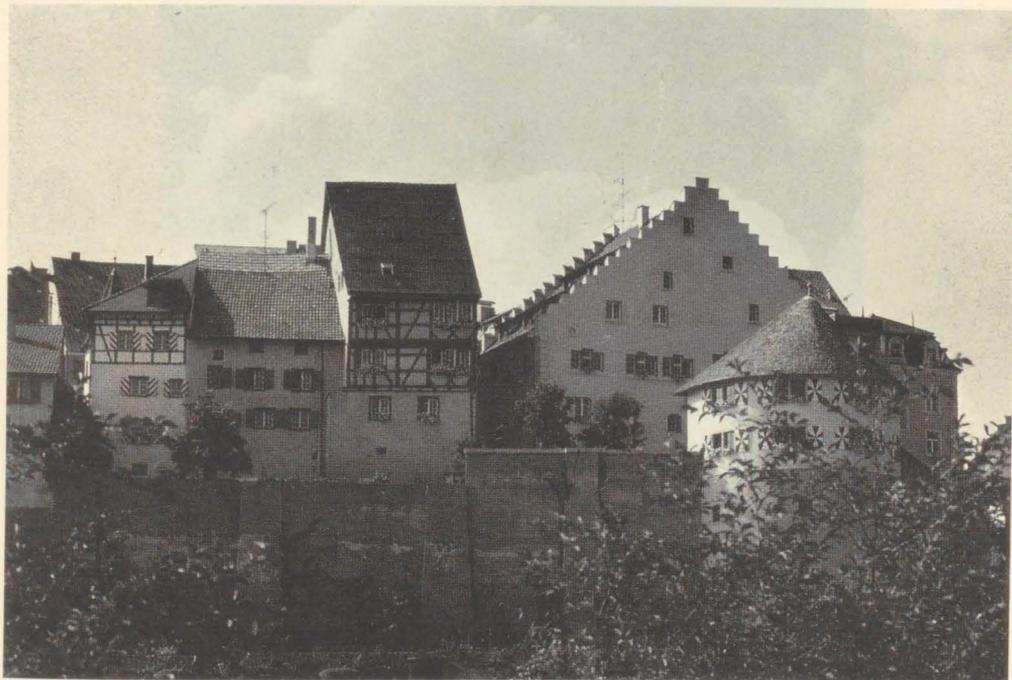
Hohentwiel

*Trotzig männlicher Berg, Zwingherr über dem Gau,
Hebst du Schultern und Haupt in das goldene Blau!
Schultern heldisch und breit, wie gepanzert mit Erz,
Schließen das felsige Kleid um dein verglühtes Herz.
Hart im Wesen und Sein, wuchtig ragend und schwer,
Singt doch dein Gestein längst verklungene Mär.
Silberlachen der Fraun, schwerer Streitrosse Tritt,
Girrt und klirrt noch hell im klingenden Phonolith.
Aus den Trümmern der Burg schauert Vergangenheit
Aus dem Moder der Zeit geistert die Ewigkeit.
Wenn der wilde Falk hoch im Blauen zieht
Rauscht dein Trotz empor wie ein Heldenlied,
Und dein rassig Haupt auf gezacktem Grat
Ragt mit Zinnen und Turm hoch als Monsalvat.
Paul Sättele*

Engen im Hegau . . .

mittelalterliches Kleinod mit Blick in die Zukunft

Markus Kretz, Singen



Östliche Ansicht auf Engens Altstadtsilhouette; im Vordergrund das spätgotische Rathaus mit Staffelgiebel und der in die Stadtmauer eingelassene „Schützenturm“

Engen. Der Name sagt es schon; arg eng sind sie, die verwinkelten Gäßchen und schmal die stolzen Bürgerhäuser, die dicht aneinandergereiht und gleichsam in der gegenseitigen Enge Schutz suchenden Häuserzeilen auf den mächtigen Stadtmauern. Die allgegenwärtige jahrhundertalte Geschichte der mittelalterlichen Stadt Engen geböte dem Betrachter fast Ehrfurcht, wären da nicht auch fröhlich und heiter gestaltete Plätze, die das anfängliche Stimmungsbild in muntere Lebensfreude verwandelten. Und wären da nicht die schon fast

prickelnd modernen Brunnenplastiken, die kunstvoll gestalteten und lustig bemalten Papierkörbe, die liebevoll restaurierten historischen Werbeschilder an den Gasthäusern und die muntere Einkaufs-Atmosphäre, der Besucher in Engen hätte tatsächlich das Gefühl, er öffnete eine Schatztruhe voll mit mittelalterlicher Architektur und Kunstgeschichte.

Engens Urväter, die Herren von Engen und späteren Herren vom benachbarten Hohenhewen, wären auf die spätere Entwicklung ih-



Einladende Gastlichkeit inmitten jahrhunderte alter Geschichte

rer Stadt, die sie vor 900 Jahren auf einem Felsrücken errichteten, sicherlich ebenso stolz wie die heutigen Stadtväter der mittelalterlichen Kleinstadt. Der Stolz ist berechtigt, die Leistungsbilanz beachtlich. Und es gibt auch einen Anlaß für eine — wenn auch — sehr kleine Jubiläumsfeier, doch diese hat es in sich. Vor 10 Jahren genau wurden nämlich die Weichen für die städtebauliche Zukunft

und das wirtschaftliche Weiterkommen gestellt. Die umfassende und grundlegende Sanierung der Engener Altstadt nahm ihren Anfang und sollte schon 10 Jahre später ein Investitionsvolumen von 45 Mill. DM erreichen. Eine Kostensumme, die für eine Kleinstadt mit 9000 Einwohnern nur mit großzügiger Unterstützung des Landes zu finanzieren war.



Moderne Kunstplastiken stehen in spannungsvollem Verhältnis zur mittelalterlichen Architektur

Auch die Herzöge von Österreich (1398—1404) als Nachfolger der Herrschaft der Herren von Hewen wären mit ihren Nachfahren des 20. Jahrhunderts nicht unzufrieden. Schließlich wurde trotz der Kürze von nur 10 Jahren keine Hoppla-hopp-Sanierung durchgezogen. Ganz im Gegenteil, mit viel Liebe zum städtebaulichen Detail wurden die historischen Gebäude, Straßen und Plätze

behutsam erneuert und in ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Dies bestätigen eindrucksvoll die vier städtebaulichen Auszeichnungen an die Stadt Engen, die in den vergangenen 10 Jahren für die beispielhafte Sanierung des Ortskerns bei Bundes- und Landeswettbewerben errungen werden konnten. Und auch der Landgraf Hans von Lupfen und die Nachfolge seines Geschlechts, an die die

Herrschaft über Engen von 1404—1582 verpfändet worden war, hätten allen Grund zum jubeln, denn die Vielzahl der Gebäude aus ihrer Baugeschichte zeigt sich heute wieder in ihrem ursprünglichen prächtigen Gewand. Da erinnert beispielsweise die originalgetreue Sanierung des Rathauses an die spätgotische Architektur-Stilepoche, im Bürgersaal ist noch heute das Zeitalter des 16. Jahrhunderts lebendig und die Felsenscheuer, die vermutlich zu Beginn des 16. Jahrhunderts durch Bischof Johann von Lupfen errichtet wurde, ruft uns ins Gedächtnis zurück, daß in früheren Tagen hier der zehnte Teil des Ertrages aus dem Getreide, Vieh usw. an die Grundherren abgegeben werden mußte. Sie diente im Mittelalter als Zehntscheuer und später zeitweise als Reithaus. Noch heute prägt das mächtige Bauwerk das mittelalterliche Stadtbild Engens.

Als 1582 der Graf und Reichsmarschall Konrad von Pappenheim von Kaiser Rudolf II mit der Herrschaft über Engen belehnt wurde, dachte er sicherlich nicht in den kühnsten Träumen daran, daß seine Stadt 400 Jahre später zur beispielgebenden Vorzeigestadt für mittelalterliche Architekturkunst werden sollte. Die heutige Engener Bevölkerung hat sich eher schon daran gewöhnt, daß sich stets Besuchergruppen in Engen aufhalten, um eine mustergültige Stadtsanierung zu bewundern. Bei Stadtführungen besonders gefragt sind zwischenzeitlich jedoch auch die modernen Kunstelemente, mit der die Stadtväter versuchen, das Wohnen in der Altstadt noch attraktiver zu machen und damit die Lebensqualität für die Bürger zu steigern. Eine aufregende und spannungsgeladene Kombination von mittelalterlicher Architektur und zeitgenössischer Kunst! Nicht der Hang zur Nostalgie ist also der Leitgedanke der Sanierungsanstrengungen, sondern das Bemühen um zeitgemäße Lebensbedingungen ohne die historischen Brücken der geschichtsträchtigen Bausubstanzen in die Vergangenheit abzubrechen.

Nicht nur in der modernen Innengestaltung der Gebäude und Wohnungen sieht man diese hochgesteckte Zielsetzung verwirklicht. Eine attraktive Gestaltung des Wohnumfeldes durch einladend angelegte Plätze, Gassen und ganzer Straßenzüge vervollständigen das Bild einer bürgerfreundlichen Stadt.

Absoluter Blickfang der großzügig und aufwendig angelegten Freiraumgestaltung sind die kunstvollen Brunnenplastiken, mit der die Stadt versucht, ein Stück Zeitgeschichte des ausgehenden 20. Jahrhunderts zu schreiben. Die sich nicht gerade durch angepaßte Zurückhaltung auszeichnenden modernen Brunnenanlagen sind mittlerweile nicht zu Unrecht zu einem überregionalen Anziehungspunkt für Besucher geworden.

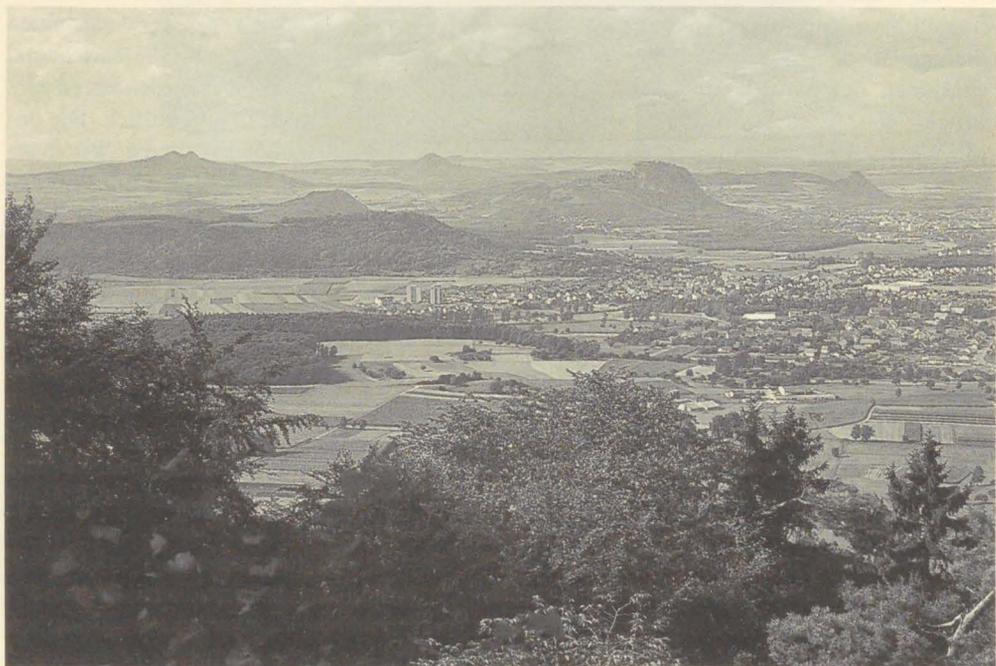
Die Kleinstadt Engen hat sich dafür aber auch etwas ganz Besonderes einfallen lassen. Über einen Künstlerwettbewerb konnten so namhafte Künstler wie Jürgen Goertz aus Angelbachtal oder Professor Lutz Brockhaus aus Darmstadt gewonnen werden. Neben einigen weiteren Brunnen wurden deren drei Brunnenplastiken an den zentralen Plätzen der Altstadt aufgestellt und fordern auf, sich mit ihnen auseinanderzusetzen.

In die Hochburg der „Schwäbisch-alemannischen Fasnet“ gehört natürlich auch ein entsprechender Narrenbrunnen. Diesen schuf in sehr origineller und humorvoller Form der „bodenständige“ Bildhauer, Werner Gürtner aus Überlingen am Bodensee.

In seiner architektonischen Gestaltung zählt der beim Landeswettbewerb „Bauen und Wohnen in alter Umgebung“ 1983 mit einem Sonderpreis prämierte Marktplatz zum Höhepunkt der Altstadtsanierung. Dort lassen sich nicht nur sämtliche Architektur-Stilepochen seit der Gotik zurückverfolgen, inmitten der im Mittelalter wichtigsten Handels- und Kommunikationsstätte mahnt die 1984 errichtete „Martinssäule“ zur Besinnung! Der Künstler, Jürgen Goertz, reißt mit seiner Brunnenplastik die aktuellen und für den Menschen existentiell wichtigen Problembereiche des ausgehenden 20. Jahrhunderts auf,



Die weißen Marmorfiguren des Vorstadtbrunnens symbolisieren den Wasserzyklus zwischen Natur und Leben



Ein unvergeßliches Erlebnis — eine Wanderung durch die jahrmillionen alten Hegauberge mit vulkanischem Ursprung

zeigt menschliche Grenzen und unser Versagen. Er konfrontiert Symbole der Überfluggesellschaft mit dem totalen Elend innerhalb unserer Gesellschaft, aber auch der Dritten Welt. Die aus Bronze und Kunststoff gegossene St. Martinssäule will den Menschen die Augen öffnen, Probleme ins Bewußtsein rücken, betroffen machen und zur Überwindung von Bedrängnissen, Ungerechtigkeiten der heutigen Zeit, der Kluft zwischen Arm und Reich, Elend, Umweltzerstörung und Krieg aufrütteln.

Unmittelbar im südlichen Eingangsbereich zur Altstadt zieht eine zweite moderne Brunnenplastik von Jürgen Goertz die Aufmerksamkeit auf sich: Der Sechs-Sinne-Brunnen. Er symbolisiert humorvoll und tief sinnig zugleich die fünf menschlichen Sinneswahrnehmungen. Den undefinierten 6. Sinn überläßt die Plastik der Interpretation des Betrachters, gibt allerdings über die Darstellung und Kombination der dargestellten fünf Sinne hilfreiche Denkanstöße.

Der aus weißem Carrara-Marmor gehauene Vorstadtbrunnen ruft uns inmitten eines Straßenzuges in der Altstadt die drei Brunnenfunktionen des Mittelalters ins Gedächtnis zurück: Wasser als Lebensmittel — Wasser zum Wäsche waschen und reinigen — Wasser für das Vieh. Professor Lutz Brockhaus aus Darmstadt greift mit seiner Brunnenszenerie das Thema des Wasserkreislaufes auf und beschreibt mit gegenständlich wie abstrakt wirkenden Marmorfiguren den Ursprung und Nutzen des Brunnenwassers. Der Bildhauer versinnbildlicht den Wasserzyklus zwischen Natur und Leben, angefangen mit dem Hervorquellen des Wassers aus der Tiefe der Erde, über dessen soziale und praktische Funktion in der Stadt bis hin zur Rückkehr zur Erde.

Die Stadt Engen will mit ihrer Brunnenkonzeption künstlerisches Anspruchsniveau besitzen. Natürlich sind die modernen Brunnenplastiken, die das Gedankengut des ausgehenden 20. Jahrhunderts widerspiegeln, nicht unumstritten. Genau dies lag allerdings in der

Absicht der Stadtväter. Die Richtigkeit der Entscheidung zum Mut für das Außergewöhnliche zeigt sich jedoch heute schon durch das enorm gestiegene Besucherinteresse für die Kleinstadt Engen bestätigt, die das Kleid der Mittelmäßigkeit selbstbewußt abgeschüttelt hat.

Schon Goethe war 1797 beeindruckt, als sich ihm Engen als „artig topographisches Bild“ präsentierte. Zwar war zu den Herrschaftszeiten der Fürstenberger (1637—1806) Besucherinteresse und Tourismus noch von recht untergeordneter Bedeutung, dennoch zeigt dies, daß Engen inmitten der reizvollen Hegaulandschaft schon damals für die reiselustige Prominenz ein Geheimtip war. So wollte es sich natürlich auch Goethe auf seiner dritten Schweizer Reise nicht nachsagen lassen, daß er dem malerischen Hegaaustädtchen nicht seine Aufwartung gemacht hätte.

Heute ist Engen im Hegau nicht nur Geheimtip, sondern hat sich zu einem beliebten Urlaubs- und Ausflugsziel gemausert. Manch einer, der nur mal kurz wegen der vielgelobten mittelalterlichen Burgenstadt hereinschaute, kommt dann zu einem ausgedehnteren Urlaubsaufenthalt nach Engen zurück. Die badische Gastlichkeit in behäbigen Wirtschaftshäusern übt dabei einen besonderen Reiz auf den Besucher aus. Eine Vielzahl markierter Wander- und Spazierwege führt durch herrliche Wälder und Täler. Das beheizte Freibad, der Trimm-Dich-Pfad, die Schutzhütten und Waldrastplätze mit Grillmöglichkeiten, Ausritte und Pferdekutschfahrten, die Wasserretterstelle, Tennisplätze und Kegelbahnen, das städtische Museum, Weinproben und die interessanten Ausflugsziele in der näheren Umgebung bieten eine Fülle an abwechslungsreichen Freizeitmöglichkeiten. Die Anfahrt ist bequem: Engen liegt an der Schwarzwaldbahn Offenburg—Konstanz, an den beiden Bundesstraßen B 31 und B 33 und ist mit einer eigenen Ausfahrt an die Autobahn A 81 Stuttgart—Singen verkehrsgünstig angeschlossen.



Beim Wettbewerb 1985 „Grün in der Stadt“ wurde Engen Landessieger

Auch die Großherzöge von Baden (ab 1806) hätten an ihrer Nachlaßverwaltung ganz bestimmt nichts auszusetzen. Ihrem Vorbild folgend zeigt heute die Engener Bevölkerung ihr Schmuckstädtchen bei jeder sich bietenden Möglichkeit gerne vor. So beispielsweise auch immer wieder mit attraktiven Veranstaltungen im Herzen der Altstadt, auf dem Marktplatz, oder auf der Freilichtbühne hinter dem

spätgotischen Rathaus. War es 1986 noch das 900-Jahr-Jubiläum der ersten urkundlichen Namensnennung Engens, werden es im September 1988 die Heimattage Baden-Württemberg sein, die mit einem vielseitigen und anspruchsvollen kulturellen Veranstaltungsfahrplan festlich gefeiert werden. Die Chance, während der Heimattage in die Gastgeberrolle des Landes schlüpfen zu dürfen, wird



Engens Marktplatz — ebenfalls bei einem Landeswettbewerb ausgezeichnet — ist der ideale Rahmen für regelmäßige kulturelle Veranstaltungen

in Engen natürlich gerne angenommen, um den unzähligen Gästen aus nah und fern dann das schmucke Hegaustädtchen nicht ohne einen gewissen Stolz zu präsentieren.

Die mittelalterliche Burgenstadt im Hegau wird mit ihrer prachtvollen Kulisse den diesjährigen Heimattagen einen würdigen Rahmen verleihen. Der verantwortliche Landesausschuß hat mit seiner Entscheidung für Engen als Austragungsort sicherlich eine sehr glückliche Hand bewiesen. Engen wird damit gleichzeitig die Gelegenheit wahrnehmen,

mit dieser Veranstaltung ein kleines Dankeschön an das Land Baden-Württemberg zu verbinden, dessen großzügige finanzielle Unterstützung den geleisteten Sanierungsaufwand von schon heute insgesamt mehr als 50 Mill. DM erst ermöglichte!

Zu schade, daß die Vorfahren das alles, zu dem sie in ihrer bewegten Geschichte den Grundstein legten, heute nicht mehr miterleben dürfen. Auch sie wären ganz bestimmt besonders auch bei den Heimattagen in Engen heute gerne dabei gewesen.

Wunderliches Wanderland

Der Hegau — Landschaft zwischen Urwelt und Moderne

von Klaus Michael Peter, Singen (Hobentwiel)

Wenn Sie heute auf der Bundesautobahn A 81 Stuttgart—Westlicher Bodensee in wenigen Minuten zwischen den Abfahrten „Geisingen—Immendingen“ und „Engen“ den Alb-Jura-Höhenzug durchschneiden und — vielleicht auf Geschäftsreise — noch weiter die A 81 benutzen, um über das großzügig ausgelegte Autobahnkreuz Singen die Richtung „Konstanz“ einzuschlagen und erst über die zweite Abfahrt nach Singen in das neue Industrie- und Gewerbegebiet einfahren, so liegen auf ca. 8 qkm über 22 000 Arbeitsplätze vor Ihnen. In gewerblichen Betrieben von Speditionen bis Mikroelektronik, in vier Großbetrieben und in einer dichten City, dominiert von Handelsgeschäften dokumentiert sich Singen als oberbadisches Wirtschaftszentrum und bedeutende Stadt im Hegau. Der Blick schweift über eine kaum übersehbare Fülle von modernen Bauten und Verkehrseinrichtungen. Der Hegau ist also ein modernes Land.

Wenn Sie sich dagegen ein klein wenig mehr Zeit nehmen, die Autobahn A 81 bei der Abfahrt „Engen“ verlassen und — nur ein Beispiel unter vielen — etwa über Talmühle, kurz vor den Pestkreuzen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges nach rechts abbiegen und über ein kleines, enges Sträßlein, das erst vor kurzer Zeit asphaltiert wurde, die „Schenkenbergkapelle“ erreichen, so können Sie von dort aus, ebenfalls die Alb durchschneidend, zum Wasserburgtal gehen und dieses in südliche Richtung durchstreifen. Sie kommen dabei nicht nur zur außen wie innen schön renovierten „Schenkenbergkapelle“ aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, welche die

Zuwendung zum katholischen Glauben und die Freude über die Friedenszeit nach dem 30 Jahre dauernden verheerenden Krieg dokumentiert; sie stoßen ebenfalls auf die ehemalige „Wasserburg“, die dem Tal den Namen gab, auf einen Kleinadligen namens „Waso“ zurückgehend, 1174 erstmals erwähnt und danach auch im Besitz der „Herren von Hengen“, also der Gründer von Engen, befindlich. Sie wurde 1441 als Raubritterburg zerstört. Schließlich durchqueren Sie mit dem „Wasserburger Tal“ ein Nordhegauer Waldtal, das sich tief in den Kalkhöhenzug der Schwäbischen Alb einschneidet und in dem Massenkalk, Mergel, Rauhe Kalk und Hangende Bankkalk an verschiedenen Felsvorsprüngen aufgeschlossen sind. Viele Kilometer treffen Sie weder auf eine Siedlung, noch auf ein Haus. Diese ältesten geologischen Vorkommen aus dem Jura und teilweise aus dem Paläozoikum — dem Erdaltertum — geben dem Hegau ebenfalls seine Prägung: Der Hegau — eine Urweltlandschaft.

Viele Wege führen in den Hegau

Um sich in diesem äußerst reizvollen Spannungsfeld zwischen Urwelt und Moderne bewegen zu können, ist es allerdings sinnvoll, die schnellen Verkehrsmittel, Auto und Eisenbahn, zu verlassen. Beide können sehr nützlich sein, den Hegau auf gut ausgebauten Verkehrswegen zu erreichen. So führen nicht weniger als fünf Fernbahnlinien ins Herz des Hegaus: die „Schwarzwaldbahn“ mit Inter-City-Anschluß in Offenburg, die „Gäubahn“ von Stuttgart her, die sich bei Hattingen, am

Nordrand des Hegaus mit der „Schwarzwaldbahn“ vereinigt, die Hochrheinbahn von Basel und Schaffhausen her — 1863 die erste Eisenbahnlinie — die Bodenseegürtelbahn von Lindau—Friedrichshafen kommend, die sich in der Bodenseestadt Radolfzell mit der Hochrheinbahn verbindet, und die aus der Schweiz kommende südliche Bodenseebahn mit zusätzlichen Anschlüssen nach St. Gallen und in den Thurgau.

Neben diesen schon im 19. Jahrhundert kompletten Verkehrswegen wurden in den letzten Jahren moderne Autobahnen gebaut. Die Hauptschlagader führt von Stuttgart als A 81 ins westliche Bodenseegebiet. Für diese Autobahn waren bedeutende Kunstbauten erforderlich, wie die schwebend leicht wirkenden Brücken über zwei Juratäler bei Engen. Ihre Weiterführung durch zwei Tunnelbauwerke am Hohentwiel und am Heilsberg Richtung Schaffhausen steht in einem ersten Teilstück vor der Eröffnung. Zum Herz des Bodensees, zur heutigen Kreisstadt Konstanz, führt der Bodenseeschnellweg B 33 neu und schließlich Richtung Überlinger See ein Teilstück der A 98. Zusammen mit einem gut ausgebauten regionalen Straßennetz und dem öffentlichen Nahverkehr der Deutschen Bundesbahn und der städtischen Verkehrsbetriebe sind alle Ziele im Hegau schnell erreichbar.

Grenzenlos — auch mit kleinen Schritten

Die vielen kleinen und großen Sehenswürdigkeiten aus Jahrhunderten und Jahrtausenden der Menschheitsgeschichte, wie auch Jahr-millionsen der Erdgeschichte, können nun mit einer Vielzahl von „Nah-Verkehrsmitteln“ erschlossen werden: da lassen sich bei mittlerer Kondition und gutem Schuhwerk die Täler, aber auch die markanten Berggipfel erwandern, da können auf kleinen Landstraßen die schmucken Dörfer, die einmalig schönen natürlichen Badeseen, die sanften Höhenzüge mit dem Fahrrad in günstigen Zeitverhältnissen erreicht werden, da ist es ein leichtes, auf einem Motorrad schnell wechselnde bi-

zarre Landschaftsbilder zu genießen und sich mit Gleichgesinnten an den markanten Punkten, wie dem „Hegaublick“ an der Bundesstraße 31/33 hoch über der Bergstadt Engen, zu treffen, da können selbst per Drachen- oder Segelflieger die wechselhaften Landschaftsteile aus der Luft beobachtet werden. Eine der perfektesten Formen, sich schon durch die Fortbewegung in frühere Jahrhunderte zu versetzen, gelingt sicherlich vom Sattel eines Pferdes aus.

Im Süden und Südwesten des Hegaus führen manche große und kleine Wege in die angrenzende Schweiz, in den Kanton Schaffhausen. Im Hegau ist das allerdings kein Grund zur Beschränkung der Bewegungsfreiheit. Seit 1970 gilt die Vereinbarung über die „Sonntagswege“. So dürfen Wanderer, Reiter und Radfahrer, die keine zollpflichtigen Waren mit sich führen, jederzeit auf angelegten Wegen die Grenze überschreiten. Dies verbindet heute wieder besonders Gebiete des historischen Hegaus, dessen frühmittelalterliche Grenze der Rhein bis nach Schaffhausen und der Kamm des Alb-Randen-Höhenzuges darstellte.

Fortbewegungsmittel können mitgebracht werden, manche sind auch hier bereitgehalten: Pferde im Reitstall Keller in Engen mit Reitschule und Kutschfahrten oder im Stockfelderhof südlich Eigeltingen, Fahrräder ebenfalls in Engen oder am Bahnhof bzw. in der regionalen Jugendherberge in Singen sowie Rundflüge ab Sportflugplatz Hilzingen — Binningen. Für den Wanderer unterhält der Schwarzwaldverein ständig kontrollierte und aktualisierte Fernwanderwege und Zugangswege mit seinen Zeichen. Die Naturfreunde-Wandergruppe in Singen bietet in ihrem Jahresprogramm immer wieder geführte Touren im Hegau an.

Den Hegau richtig erleben

Nun gilt es aber auch, ein geeignetes Ausgangsquartier zu wählen. In den Bodenseeuferorten des Hegaus, am Nordrand des

Überlingersees, rund um den Untersee und entlang des Rheinsees in der sogenannten „Höri“ (einst zum Reichsfiskus Bodman ge„höri“g) bestimmt das sommerliche Strand- und Badeleben den Rhythmus der Urlaubszeit. Hier sind zahlreiche touristische Einrichtungen zu finden, wie das Heilsport- und Kneipp-Zentrum „Mettnau-Kur“ auf der gleichnamigen Halbinsel bei Radolfzell, sowie eine größere Anzahl von Campingplätzen, Ferienwohnungen und Hotels. Wer sich jedoch neben diesen Vorteilen einer gutausgestatteten Ferienlandschaft die beschriebenen facettenreichen Eindrücke des Hegaus erschließen möchte, der nimmt günstigerweise mit etwas Abstand vom unmittelbaren Seerand Quartier. Zahlreiche kleine Dörfer bieten sich mit einzelnen Angeboten, wie herrlichen, natursauberen Badeseen, dafür an. Das 12 km vom Bodensee entfernt liegende Wirtschaftszentrum Singen dagegen ist sicherlich ein günstiger Standort für die Kombination von geschäftlicher Kommunikation und Entspannung in der umliegenden Naturlandschaft. Der romantische Aufenthalt in Verbindung mit hervorragenden Beziehungen zu allen Erlebnismöglichkeiten des Hegaus wird jedoch in Engen, der Felsenstadt, zu finden sein.

Die Stadt Engen — Vermittlerin zwischen Urzeit und Moderne

In Engen, der größten unter den vier typischen Hegauer Bergstädten, ist die Synthese zwischen uralter Überlieferung und moderner Zeit wie selten an anderer Stelle gelungen. Grund dafür war eine zunächst nachteilige Entwicklung: Das Städtchen am Südrand des Alb-Randen Höhenzuges, günstig gelegen an einer nördlichen Eingangspforte zum Hegau und neben einem alemannischen Dorf, wohl aus einer Burg heraus 1286 mit Stadtrechten versehen, hatte zwar einige Bedeutung erlangt als Amtsstadt in der vormals vorderösterreichischen Grafschaft Nellenburg, die einen größeren Teil des Hegaus

umfaßte. Doch der Aufbruch in die neue Zeit nach dem Bau der Eisenbahnen, der das Städteband Schaffhausen — Singen — Radolfzell — Konstanz schon im ausgehenden 19. Jahrhundert erfaßte und aus dem vorderösterreichischen, seit 1810 badischen Provinzialdasein riß, dieser Aufbruch war an Engen zunächst vorübergegangen.

Das auch über die zwei Weltkriege hinweg unversehrt erhaltene altstädtische Ensemble bot nun allerdings, als das Bewußtsein für traditionelle Wohn- und Bauformen wieder erwachte, den unvergleichlichen Grundstock für eine geschickte Stadtsanierung. Ergänzt mit völlig neuartigen Ideen, wie einer Vielzahl von markanten Brunnen, einer ökologisch bewußten Durchgrünung des Stadtgebietes — mittelalterliche Städte kannten kein Zier- oder Schutzgrün innerhalb der Stadt! —, neuer Gewerbegebiete zum Aufbau einer eigenen Stadtstruktur und hervorragender Sportanlagen, die auch dem Besucher offenstehen, entstand hier ein Aufenthaltsort, der gerade im Sommer an die schönsten Ziele des Südens erinnert. Unvergleichlich sind aber auch abendliche Spaziergänge durch die Altstadtgassen im Frühjahr und Herbst, wenn im Schein historischer Straßenlaternen und gelegentlicher Abendnebel die Kulisse unwirklich und märchenhaft erscheint.

Den Hegau selbst erleben — Tips und Touren

Tour 1 — Von der Hewen-Stadt über die große Quelle zum Hegauer Aleanz

Eine Tour, die sich hervorragend für Touren-Fahräder eignet (da auch Waldwege zu benutzen sind), beginnt in Engen über die Jahnstraße nach Osten. Vorbei an der Stadthalle und der Großsporthalle von 1980 mit neuen Außensportanlagen, durch das Gewerbegebiet wird die Bundesstraße 31 überquert.

Der zunächst noch asphaltierte Weg schwenkt nach links unter der „Brudertal-Autobahnbrücke“ (315 m Länge, 36 m Höhe) hindurch. Mit der blau-gelben Raute ist der Weg auch als Zugangsweg des

Schwarzwaldvereins gekennzeichnet. Um das Brückenbauwerk herum finden sich auch Aufschlüsse von Zementmergeln, Graupensanden und Brackwassermolasse im Kalkgestein. Während das Juragrundgebirge zum erdgeschichtlich ältesten Teil des Hegaus gehört, entstand das nun so deutlich hervortretende „Brudertal“ erst während der vorletzten Eiszeit, die nach dem Voralpenfluß als Reiß-Eiszeit bezeichnet wird. Nach dem Höchststand dieser Eiszeit muß hier ein starker Abfluß Richtung Südwesten entstanden sein, der eine mächtige Einkerbung hinterlassen hat.

Der Hauptweg folgt parallel zum Hang dem Tal und steigt langsam ab. Wo er das Tal nach links überquert, lugt rechts eine zunächst unscheinbare Felsnase in das enger werdende Tal, das hier zudem noch einen Knick aufweist. Betrachten wir diese Stelle in einer kleinen Pause, so wird deutlich, daß es sich hier um einen durchaus günstig gelegenen Durchgang und Jagdplatz gehandelt haben könnte. Diese Feststellung trafen die Menschen bereits im Jungpaläolithikum, der letzten Phase der Altsteinzeit. Durch tausende von Fundstücken, die bereits in den 1920er Jahren von Postrat Peters dilettantisch, in den 1970er Jahren durch Forschungsgruppen fachmännisch, ausgegraben wurden, konnte der „Petersfels“ als Jagd- und Handelsplatz aus dem „Magdalénien“ (13–12 000) geortet werden. Gegenüberliegend, jedoch der Öffentlichkeit nicht zugänglich, liegt die „Gnirshöhle“, die zur gleichen Zeitperiode sogar bewohnt war. Die Menschen mußten allerdings zuerst Höhlenhyänen vertreiben. Fundstücke dieser steinzeitlichen Siedlungsstätten sind im „Hegau-Museum“ in Singen, im Gräflich Enzenbergischen Schloß, aufbereitet.

Der Hauptweg folgt weiter dem Tal; ein Steigweg in das Dorf Bittelbrunn, heute Ortsteil von Engen, führt nach links ab. So schmal und unscheinbar dieser Saumpfad ist, so war er doch lange Zeit die einzige Verbindung zwischen den beiden Orten und sehr be-

schwerlich für die landwirtschaftlichen Gespanne. Das kleine, urtümlich-belassene Hegaudorf hat mit seinem Schloß aus dem 16. Jahrhundert, erbaut unter den Göder von Zanegg, durchaus ein Kleinod. Heute wird das Schloß als Freizeithaus der katholischen Herz-Jesu-Gemeinde in Singen genutzt.

Dem ausgeschilderten Hauptweg im Tal folgend wird das Waldgebiet „Schlupfertannen“ durchquert, das ursprünglich einer Ministerialenfamilie in Bittelbrunn gehörte. Steiler absteigend stößt der Weg auf die kleine Fahrstraße vom Wasserburgertal her kommend. Während mit der Fahrtrichtung die Bundesstraße 31 erreicht wird, kann ein Abstecher nach links auch ins Wasserburgertal mit seinen markanten Felsstrukturen führen. Hier bietet sich manch ein Platz zum Picknick an. Über knapp zwei Kilometer auf der Bundesstraße nach Westen wird die Stadteinfahrt links nach Aach erreicht. Die abermals auf einem Jurafelsvorsprung liegende Zwergstadt Aach erfährt zur Zeit eine umfassende Sanierung. Schon früh, im Jahre 1300, kam sie in habsburgischen Besitz und wurde fortan von der Nellenburg bei Stockach, dem vorderösterreichischen Verwaltungssitz im Hegau, beherrscht. Den Habsburgern war es gelungen, seit dem Hochmittelalter zahlreiche der verarmten kleinen Ortsherrschaften im Hegau an sich zu bringen. Da sich gleichzeitig aber die Stadt Schaffhausen schon früh der Eidgenossenschaft zuwandte und Gerichtsbarkeiten im Hegau an sich brachte und bestimmte Stützpunkte, wie die mächtige Festung auf dem Hohentwiel (Württemberg) zu anderen Herrschaften kamen, blieb der Hegau ein politischer Flickenteppich.

Die Stadt Aach wuchs zwar nicht zu einer Stadt im eigentlichen Sinne, doch war sie auch nicht nur von „Ackerbürgern“, also Bauern, bewohnt. Vielmehr nahmen hier viele kleinadelige Familien einen Sommerwohnsitz. Mit der Übergabe des Besitztums an die Habsburger blieben dennoch viele Familien „im Amt“, da sie ihren ehemaligen Besitz als Lehen wiedererhielten.

Aus der Stadt heraus führt die Oberdorfstraße hinab zur eigentlichen Sehenswürdigkeit von Aach, der Aachquelle. Hier entspringt, mit einer mittleren Schüttung von 6,5 cbm, die sich bis auf 10 000 Liter steigern kann, der Fluß Aach. Die große Quelle verursacht einen großen, romantisch gelegenen Quelltopf, der an jenen der Blau erinnert. Wie dieser kommt er durch einen unterirdischen Abfluß im Karstgebirge zustande, den die bei Immen dingen und Fridingen versinkende Donau speist. Über dem Aachtopf, in der nunmehr bewaldeten Höhe, stand ehemals der „Alte Turm“, eine sehr alte, stets kleine Hegauburg, die bereits 1387 zerstört wurde. Trümmersteine sollen 1770 zur Straßenausbesse rung benutzt worden sein, als hier auf der heutigen Bundesstraße die Kaisertochter Marie-Antoinette auf Brautfahrt zu Louis XVI. von Wien nach Paris war. Berühmte und typische Hegauer Gasthöfe laden in Aach zur Rast ein.

Über die Ettenbergstraße, die in Aach-Dorf nach Süden von der Bundesstraße abbiegt, wird nach links die Langensteinerstraße erreicht, die als Wirtschaftsweg asphaltiert nach ca. drei Kilometern auf die kleine Straße zwischen Eigeltingen und Wiechs führt. Zur Rechten erscheint hinter Bäumen das mächtige Schloß Langenstein, das — noch heute erhalten — auf eine lange und wechselvolle Geschichte zurückblicken kann. Selbst der Ur kern, der typische hochmittelalterliche Wehrturm, ist inmitten des Gebäudes noch zu erkennen. Der Hauptteil der Gebäude wurde als Renaissance-Schloß zwischen 1570 und 1605 errichtet. Obgleich es den 30jährigen Krieg überstand, geriet es 1797 nochmals in Bedrängnis. Die Franzosen hatten zwischen Eigeltingen und Stockach eine Schlacht gegen die Österreicher gewonnen und nutzten dies zur Plünderung des Schlosses, zerstörten es aber nicht. Nach dem Ausbruch der Revolution in Karlsruhe zum Ende des I. Weltkrieges hatte sich der Thronfolger, Großherzog Max von Baden, hierher zurückgezogen und erklärte seinen Thronverzicht. Seit 1969 gibt

es hier in einem Teil der Räume das erste alemannische Fasnachtsmuseum, das bereits mehrfach erweitert wurde. Das Schloß selbst ist, als Hauptwohnsitz der gräflichen Familie Douglas, nicht zu besichtigen.

Die Fahrstraße nach Süden kreuzt sich mit einem von Orsingen kommenden Weg, an welchem das Reitsportzentrum Stockfelderhof liegt. Nach rechts führt dieser Querweg durch den Weitenriedgraben nach Volkertshausen, einem Dorf, das ebenso von der Landwirtschaft wie von der Frühindustrialisierung durch eine Baumwollspinnerei an der Wasserkraft der Aach geprägt wurde.

Mit dem Rad kann hier gleich Aach wieder erreicht werden und über die Bundesstraße Engen; auf ruhigeren Kreisstraßen Singen — Schlatt, Mühlhausen und Ehingen, Engen-Neuhausen und schließlich Engen.

Tour 2 — Der Hegau, des „Herrgotts Kegelspiel“

Die Krönung des Hegaus kann leicht auch zur Krönung eines Aufenthaltes werden: Eine Wanderung zu den unvergleichlichen Hegau-Bergen vulkanischen Ursprungs! Von Engen aus können bequem in zwei Touren, bei guter Kondition in einer Tagestour, die fünf bedeutendsten der sieben Hegauberge erwandert werden.

Die sieben markanten Pfropfen aus erkaltem vulkanischen Gestein gehen auf Erdvulkanismus vor ca. 15 — 7 Millionen Jahren zurück. Die aufsteigende Lava konnte jedoch die Erdoberfläche zunächst nicht erreichen, da die Voralpenvertiefung mit Molasse, also angeschwemmtem Material, aufgefüllt war. Diese Verfüllung geschah im übrigen nicht nur durch Abflüsse aus den Alpen, sondern auch durch zwei Überschwemmungen durch das Nordmeer. Die vier Erdschichten werden so in Untere und Obere Meeres- bzw. Süßwassermolasse unterteilt. Unter den vier alpinen Eiszeiten sorgten schließlich die letzten zwei für die heutige Ausformung des Hegaus. Sie ließen zwar typische Moränenhügel und

verfestigte Konglomerate zurück, räumten aber hauptsächlich Molasse beiseite und brachten so die Basaltlinie des Hohenhewen und Hohenstoffel sowie die Phonolithausprägungen des Hohentwiel — Hohenkrähen — Mägdeberg, wie auch Rosenegg — Junkersbühl (Basalt, Deckentuff), zum Vorschein.

Die geologischen Besonderheiten des Hegaus sind in einem praktischen Faltblatt, „Geologische Exkursionen“, herausgegeben vom Verkehrsamt in Singen, aufgeführt. Als sehr selten gelten die weißlichen bis fleischroten Einsprengungen von Natrolith als Kluft- und Spaltenfüllung im Phonolith (Klingstein) des Hohentwiel. Der im Landschaftsschutzgebiet Hegau liegende engere Bezirk des Hohentwiel steht allerdings unter Naturschutz. Ein Abgehen von den Wegen ist nur mit einer Sondererlaubnis gestattet. Im Phonolithpfropf des Hohenkrähen sollen unter UV-Licht auch uranhaltige Krusten nachweisbar sein.

Zu Fuß wird ein erster Teil der Tour günstigerweise über die Westseite von Engen gestartet. Nach Unterquerung der Schwarzwaldbahn und Überquerung der Bundesstraße 33 kann der nach Ludwig Finckh benannte Weg eingeschlagen werden. Durch den Schwarzwaldverein wurde dieser Weg mit einem roten Doppelspitz, der den Doppelgipfel des Hohenstoffeln symbolisiert, gekennzeichnet. Er führt am Krankenhaus und den Fußballsportanlagen vorbei zum Ortsteil Anselfingen. Dort hält man sich bis zur Allmendstraße, die nach rechts aufsteigend abbiegt, geradeaus. Durch das gleichnamige Gewann führt der Weg an einer offenen Rasthütte vorbei zum Gipfel des Hohenhewen.

Nach diesem auf das Keltische zurückgeführte Wort „Hewen“ (= Berg) soll nach schon im Mittelalter verbreiteter Ansicht der „Hewen-Gau“, kurz „Hegau“, seinen Namen erhalten haben. Mit 848 mNN läßt der Gipfel einen unvergleichlichen Rundumblick über den gesamten Hegau zu. Bei klarer Sicht oder

alpinem Föhn kann auch die Alpenkette beobachtet werden. Dieser Platz wurde durch die „Herren von Engen“ als günstig für eine Burgansiedlung betrachtet. 1170 erfolgte der Bau einer solchen Burg, was durchaus typisch ist für die Herrschaftsstrukturen im 11. und 12. Jahrhundert. Im Vergleich zu anderen Kleinadelsfamilien brachten es die „Herren von Hewen“, wie sie sich nun nannten, durchaus zu einiger regionaler Bedeutung. Sie errichteten weitere Burgplätze auf den nördlich gelegenen Hegau-Vulkanbergen Neuhewen (867 mNN) und Hewenegg (812 mNN), sowie Harperg, später Tudoburg genannt, und gaben der Engener Felsenburg Stadtrechte.

Dennoch geriet die Adelsfamilie, aus der berühmte Söhne hervorgegangen waren, zwischen 1291 und 1398 in völlige Abhängigkeit Habsburgs. Nach dem Aussterben der namensgebenden Hewen-Familie wurden durch Habsburg andere Lehensträger eingesetzt, die auch über die Geschicke der Stadt Engen bestimmten. Entsprechend der allgemeinen Entwicklung während des 15. Jahrhunderts sanken die von Lupfen zu Raubrittern herab, die von der sicheren Burg aus Handelskarawanen überfielen. Ein Rachefeldzug von Söldnern des Schwäbischen Städtebundes führte 1441 noch nicht zur Einnahme der Hewen-Burg; diese erfolgte erst im Jahre 1639, während des 30jährigen Krieges, als die Bayern die Burg schließlich auch zerstörten. Viele Adelsfamilien und Lehensträger zogen nach diesem Krieg in neuerbaute Schlösser, die direkt in ihren Orten lagen.

Mit dem Hewen wird, neben geologischen Besonderheiten, die an der Südostflanke durch einen Bergsturz gut aufgeschlossen sind, auch eine Hegauer Sage verbunden:

„Ein Schatz am Hewenberg im Hegau verborgen soll ligen, der warte uf ain, so Hans haisse“ — und da der Burgherr Hans von Lupfen den Schatz nicht fand, könnte vielleicht ein anderer Hans Glück haben.

Der Abstieg erfolgt dem Ludwig-Finckh-Weg weiter folgend in den Engener Teilort

Welschingen. Über die Rebengasse, die Straße Auf Löbern und die Dorfstraße rechts haltend, wird die Ortschaft nur angeschnitten. Der Richtung Weiterdingen nach links abzweigenden kleinen Straße ist am Ortsausgang ein kleines Stück zu folgen, bis zum Beginn des Waldstückes. Hier ist der Weg durch das „Ertenhag“ ausgeschildert. Mit diesem noch heute umfangreichen Wald verbinden sich einige typische Volkssagen, die in vielen Regionen in ähnlicher Form auftreten und jeweils an einem bestimmten Platz verortet werden. So soll sich hier das kinderanlockende „Ertenhag-Wieble“, wohl eine Hexengestalt, aufhalten, ein Geist soll als Jäger verkleidet mit seinem schwarzen Hund umgehen, schließlich läuten in Welschingen stets um 15 Uhr die Kirchenglocken, um den drei verirrt adeligen Fräuleins im Wald den Weg zu weisen.

Der Ludwig-Finckh-Weg trifft auf eine kleine alte Verbindungsstraße zwischen Weiterdingen und Binningen, zwei Dörfer, die früher zur Herrschaft Hohenstoffeln gehörten. Nach links der Straße folgend kann das unberührte Hegaudorf Weiterdingen erreicht werden, von wo aus ein längerer, aber bequemer Weg auf den Hohenstoffeln führt. Bald rechts von der Straße abzweigend führt der ausgeschilderte direktere Weg senkrecht zum Hang kurz vor dem mächtigen Steinbruch auf den Weg, der von Weiterdingen kommt. Die ehemaligen Basaltwerke, die hier das für den Straßenbau günstige Material förderten, bestanden zwischen 1912 und Januar 1939. War schon der dritte und höchste Gipfel des Berges dem Abbau zum Opfer gefallen, so drohten diese Arbeiten den gesamten weit ausgreifenden Gipfelkomplex des ehemaligen Berges zu zerstören. Hiergegen fanden sich von der ersten Stunde des Abbaus an zahlreiche Heimatliebhaber zusammen, die sich um den Arzt, Schriftsteller und Heimatkundler Ludwig Finckh scharten. Unter Einsatz seines guten Rufes und während der NS-Diktatur unter Drohungen gegen sein Leben, kämpfte er ungebrochen während Kaiserreich, Wei-

marer Republik und „III. Reich“ gegen diese Umwelt- und Geschichtszerstörung ohne Beispiel. Schließlich kam es durch Beschluß des NS-Diktators Hermann Göring zur Einstellung der Werke. Göring hatte dabei eine widerstreitende Doppelfunktion zu erfüllen. Einerseits war er als „Reichsforstwart“ für den Vollzug des Reichsnaturschutzgesetzes von 1935 verantwortlich, andererseits gehörten die Basaltwerke zu seinem persönlichen Industriekomplex. Obgleich sich die meisten der Heimatschutz-Gedanken der Nazis bald als leere Propaganda enthüllten, kam es hier zu einer positiven Lösung. Finckh hat über seinen Kampf zwar publiziert, doch bleibt die ursächliche Begründung für die Entscheidung noch im Dunkeln.

Über einen Rundweg können die beiden noch bestehenden Gipfel des Hohenstoffeln (844 mNN) erklommen werden. Im Sattel zwischen den beiden Gipfeln ist blockiger Basalttuff aufgeschlossen. Von den ehemals drei Burgen sind kaum mehr Reste zu erkennen. 1603 wurde hier oben, was als seltener Fall bezeichnet werden kann, ein Schloß erbaut, das allerdings schon 1633 den Bayern zum Opfer fiel. Die 1623 von den Herren von Reichach auf die Herren von Hornstein übergegangenen habsburgischen Lehensrechte führten nach dem Krieg zum Bau zweier Hornsteinischer Schlösser in Weiterdingen und Binningen, die noch heute bestehen. Der ortsdominierende Bau bei der Kirche in Weiterdingen ist heute ein Müttererholungsheim. Mit dem Bahnbus kann an bestimmten Tagen ab Weiterdingen der Bahnhof in Singen erreicht werden, von dort aus mit dem Zug Engen. Der Mühlweg führt ab Weiterdingen zwischen Philippsberg und Sickerberg auf kurzem Wege nach Mühlhausen mit Bahnverbindung nach Engen.

Die Phonolithberge können vom Mühlweg aus, nach einer Abzweigung nach rechts, in einer Tageswanderung angeschlossen werden. Soll diese Tour in zwei Tagen bewältigt werden, so bietet sich die Anfahrt mit Bus oder Zug von Engen nach Mühlhausen an.

Zum Mägdeberg führt vom Ort aus ein kleiner Teerwirtschaftsweg, der unter der Bundesstraße durchgeführt wird.

Ein Verbindungsweg führt vom Mühlweg zu einem mit zwei Rauten des Schwarzwaldvereines ausgezeichneten Höhenweges zwischen Mägdeberg, Hohenkrähen, Staufen und Hohentwiel. Im Wort Mägdeberg (664 mNN) deutet schon der Name auf einen außergewöhnlichen Bezug. An diesem Ort, zu dem zwei katholische Wallfahrten führten (Unsere Liebe Frau 1378 und Hl. Ursula bis 1788), soll es schon im letzten vorchristlichen Jahrtausend einen Kultplatz der keltischen Muttergottheiten „Beten“ gegeben haben. Eine erstmals 1240 erwähnte Burg entwickelte sich durch mehrfache Umbauten und Zerstörungen zur ehemals zweitgrößten Burganlage im Hegau.

Die endgültige Zerstörung fand ebenfalls im 30jährigen Krieg statt; diesmal durch Widerholt, dem württembergischen und damit protestantischen Kommandanten des Hohentwiels. Wie der Hohentwiel war auch die Burg auf dem Mägdeberg in den Machtkampf zwischen Österreich und Württemberg geraten, die als angrenzende Mächte des Hegaus versuchten, sich der zerfallenden ritterschaftlichen Herrschaften zu bemächtigen. Während der Hohentwiel trotz Versprechens an Österreich im Laufe des frühen 16. Jahrhunderts endgültig zu Württemberg kam, stellte die württembergische Herrschaft auf dem Mägdeberg zwischen 1358 und 1480 nur ein Interim vor der österreichischen Inbesitznahme dar. Zudem war die Burg zwischen 1378 und 1479 zerstört und wurde erst danach wieder aufgebaut.

Der anschließend auf kurzem Weg erreichbare Hohenkrähen ist mit 643 mNN bei weitem nicht der höchste und auch nicht der umfangreichste unter den Hegau-Bergen; er gilt aber unter den Hegauern als der schönste. Eine Burg wurde 1191 durch die Herren von Friedingen errichtet, die ihren Hauptsitz schon kurz zuvor auf dem aus Oberer Meeresmolasse und eiszeitlichen Schottern bestehenden

Friedinger Schloßberg eingenommen hatten. Im 15. Jahrhundert ist der Hohenkrähen auch ein Raubrittersitz, der damit in den Widerstreit mit den Eidgenossen und dem Schwäbischen Städtebund gerät. Eine erste Zerstörung erfolgt 1512 vom westlich gelegenen, etwa gleich hohen Gansbuck aus. Nach Wiederaufbau wird die Burg 1634 endgültig durch den Hohentwiel-Kommandanten Wiederholt zerstört.

Über den Höhenrücken Staufen, der im Nordwesten Standort einer kleinen Burg war, auf der sich gelegentlich Belagerer des Hohentwiels einquartiert hatten, wird der Rundweg zum Hohentwiel erreicht. Der Berg mit seiner zu den größten Burgruinen Deutschlands zählenden ehemaligen Festung hat eine umfangreiche, über 1100jährige Geschichte. Im 10. Jahrhundert wurde von hier aus zeitweise das schwäbische Herzogtum regiert. Nach einem Übergang zu kleineren Adelsfamilien, schließlich auch zu „Herren von Singen“, einem Zweig der Kärntener Herzöge im 12. Jahrhundert, kamen Berg und Burg ab 1538 endgültig zu Württemberg. Unter den Herzögen Ulrich und Christoph erfolgte der umfangreiche Ausbau im Renaissance-Stil, von dem noch heute die mächtigen Ruinen zeugen.

Wie in allen früheren Jahrhunderten konnte der Hohentwiel im 30jährigen Krieg allen Belagerungen, die dieses Mal von kaiserlich-katholischer Seite gegen das protestantische Württemberg ausgingen, standhalten. Vielmehr war es den Besatzern unter den Kommandanten Lüscher und dem Nachfolger Konrad Wiederholt sogar möglich, auszubrechen, andere Burgen zu zerstören, sich in den Dörfern zu verproviantieren, eine Kirche auf dem Hohentwiel zu bauen und sogar ins neutrale Schaffhausen zum Tanz zu gehen.

Vom Hohentwiel führt ein Weg ins Zentrum von Singen, von wo aus mit dem Zug Engen erreicht werden kann. Es ist sinnvoll, sich zuvor vom Verkehrsamt Engen oder Singen die kostenlosen, aktuell gültigen Taschenfahr-

pläne „Städteverbindungen Singen—Konstanz“ und „Bahnbusse“ zu besorgen.

Tour 3 — Perle des Hegaus, die Höri

Vorbemerkung: Zu dieser Tour sind gültige Ausweispapiere erforderlich!

Die von Engen etwas umfangreichere Tour über Radolfzell, durch die Höri nach Stein am Rhein und zurück über Singen und Hiltzingen, kann mit dem Auto oder vorzugsweise mit dem Motorrad durchgeführt werden. Die Bundesstraße 31 führt in östlicher Richtung nach Aach mit seiner Zwergstadt und dem Quelltopf (vgl. Tour 1), über Eigeltingen und Nenzingen nach Stockach.

Stockach, heute zum Landkreis Konstanz gehörend, wurde zum Mittelpunkt der Landgrafschaft Nellenburg mit einer Burg auf einem Bergsporn des westlich der Stadt gelegenen gleichnamigen Bergrückens. 1278 wird ein Stadtmann erwähnt: die Stadtrechte sind damit nachgewiesen. Vom Geschlecht der Nellenburger kommt die Herrschaft an Tengen und nach Verarmung 1465 an Österreich. Die Habsburger nutzen die bereits umfangreiche Herrschaft über Teile des Hegaus und den Madach, das sind die nördlich der gerade durchfahrenen Bundesstraße liegenden Waldtäler mit ihren winzig kleinen Ortschaften und einzelnen Höfen, zum Aufbau ihrer Verwaltung über den gesamten österreichischen Hegau. Von 1810 an ist Stockach badisch und wird Sitz eines Bezirks- bzw. Landratsamtes bis zur Integration in den Landkreis Konstanz 1972. Berühmt ist noch heute das traditionelle „Grogünstige Narrengericht zu Stocken“, vor das jährlich zur Zeit des alemannischen Faschnachtsbrauchtums vorzugsweise bekannte Politiker geladen werden.

Über die Bundesstraße 31 kann die Fahrt direkt an den Überlinger See, einen Teil des Bodensees, führen. Hier liegt Ludwigshafen, das heute mit der gegenüberliegenden Gemeinde Bodman eine gemeinsame Ortschaft bildet. Im frühen Mittelalter war in der Burg über Bodman der Sitz des Reichsfiskus. Der

Name „Bodensee“ selbst wird auf Bodman zurückgeführt.

In südwestlicher Richtung wird über die Bundesstraße 34 Radolfzell erreicht. Zuvor werden in Höhe von Güttingen die Buchenseen passiert. In diesem Naturschutzgebiet ist ein Badeplatz zugelassen, der ebenso wie die Plätze am See in Steißlingen und in Böhringen zu den bevorzugten Badeplätzen der Hegauer Bevölkerung gehört. Ein Abstecher zum Radolfzeller Ortsteil Möggingen, von der Bundesstraßenabfahrt in östlicher Richtung, führt zu einem wunderschönen, erhaltenen Wasserschloß (Sitz der Vogelwarte Radolfzell), zur avantgardistischen Galerie „Vayhinger“, die für außergewöhnliche Präsentationen gerühmt wird, und zum Zentrum des „BUND Umwelt und Naturschutz Deutschlands“. Von hier aus wird das Naturschutzgebiet Mindelsee betreut. Daneben besteht eine ständige Naturschutzausstellung, die besucht werden kann.

Über die Bundesstraße oder alternativ die Zufahrtsstraße von Möggingen her kann das Zentrum von Radolfzell erreicht werden. Gründer von Radolfzell war Radolf, ein adeliger Alemanne, der nach 800 den Bischofsstuhl in Verona innehatte. Als er sich altershalber 840 auf die Insel Reichenau mit ihrem Kloster, zu dieser Zeit ein Kulturzentrum von kontinentalem Rang, zurückziehen will, bekommt er vom Abt reichenauisches Land auf dem Festland zugewiesen. Um seine Radolfszelle, wo früher wohl schon Fischerhütten standen, siedeln sich weitere Menschen an. Radolf bringt die Reliquien der christlichen Märtyrer Theopontus und Senesius mit; im Jahre 1052 kommen noch jene des St. Zeno, dem achten Bischof von Verona, hinzu. Die Stadt gedenkt ihren „Hausherren“ am Stadtfest jeden 3. Julisonntag mit einer Prozession. Seit über 175 Jahren führt die benachbarte Gemeinde Moos ergänzend eine Wasserprozession, zur Erfüllung eines Gelübdes nach einer überstandenen Tierseuche, über den Zellersee durch.

Die Altstadt um das Münster und das Österreiche Schlößchen wurde durch Stadt-sanierungs- und Verkehrsberuhigungsmaßnahmen vorbildlich wiederbelebt. Berühmt sind die Bier- und Weinlokale in den Gassen, die sich insbesondere im Sommer mit internationalen Besuchern der Radolfzeller Lehrereinrichtungen und Sanatorien füllen. Auf die Halbinsel Mettnau führen ebenso sportliche Anlagen wie romantische Spazierwege.

Nach Süden, um den Zeller See herum, wird Moos erreicht, das erste Dorf der sogenannten „Höri“. Der Volksmund führt diesen oben erläuterten Namen auf die folgende „Begebenheit“ zurück: Als der Herrgott die Welt erschaffen hatte, wollte er sich nochmals ein Modell erstellen von all seinen Schönheiten. Dies wurde die Landschaft um den Bodensee herum. Mit dem letzten Erdklumpen aber, den er geschickt zwischen Untersee und Rheinausfluß plazierte, tat er den Ausspruch: „Jetz' hör'i“, also „Jetzt höre ich auf“. Und wahrlich, beim Durchstreifen dieses Landstriches zwischen Schiener Berg und See, kann einem das Gefühl beschleichen, es handele sich hier um eine begnadete Landschaft. Nach Iznang folgen Gundholzen und Horn. Hier, an der Pfarrkirche der Hl. Johann Baptista und Vitus zu Horn, die einen herrlichen Ausblick über den See nach Konstanz bietet, soll der Landesherr einmal gesagt haben: „Wenn ich nicht Großherzog von Baden wäre, dann wollte ich Pfarrer in Horn sein“.

Nun folgen mit Gaienhofen, Hemmenhofen, Wangen, Kattenhorn und Öhningen nicht nur schöne ehemalige Fischerdörfer mit herrlichen Badeplätzen, hier liegt auch das „Tessin Deutschlands“. Schon früh hatten sich in dieser Region Künstler angesiedelt. So wohnte Hermann Hesse zwischen 1904 und 1911 in Gaienhofen, zur Zeit also, da er mit seinem Roman „Peter Camenzind“ seinen ersten durchschlagenden literarischen Erfolg feiern konnte. Später wohnte der Maler Walter Wentig in diesem Haus; auch Ludwig Finckh lebte zeitweise in Gaienhofen. An ihn erinnert

ein Gedächtniszimmer in der „Alten Schule“. Die Maler Curth Georg Becker, Otto Dix und Erich Heckel hatten in Hemmenhofen gewohnt, um nur einige der Berühmtesten zu nennen. Für manche Künstler war der Rückzug in diese Lage am Rande des Deutschen Reiches auch eine Möglichkeit zur Inneren Emigration zur Zeit der Kultur-Diktatur des „III. Reiches“.

Dennoch ging der lange Arm des Terrors auch bis in die letzten Winkel des Reiches. In der Gemeinde Wangen hatte es seit 1666 eine von vier Hegauer Judengemeinden gegeben, die auch über eine eigene Synagoge verfügte (erbaut 1759). Infolge der Nazipogrome wurde auch dieses Gotteshaus 1938 in der „Reichskristallnacht“ niedergebrannt. Die letzten sieben jüdischen Einwohner wurden deportiert, fünf davon umgebracht. Öhningen, eine schon 788 erwähnte alemannische Siedlung, wird heute noch baulich dominiert von den Gebäuden des ehemaligen Klosters, das von 965 bis 1805 bestand.

Nun wird die schweizerische Grenze überschritten, wozu gültige Ausweispapiere erforderlich sind. Es folgt das Städtchen Stein am Rhein, das schon in der römischen Zeit einen Brückenkopf über den Rhein darstellte. Die neuzeitliche Geschichte beginnt mit der auf nach 994 datierten Verlegung des St. Georgs-Klosters vom Hohentwiel an den klimatisch günstigeren Platz am Rheinsee. Nach der Reformation 1525 wird das Kloster säkularisiert. Die Ansiedlung erhält 1267 die Stadtrechte und 1457 sogar die Reichsfreiheit. Im Widerstreit der Mächte Österreich und Zürich für die Eidgenossenschaft behält Zürich ab 1484 die Oberhand. Die Neutralität der Stadt in regionalen Auseinandersetzungen und später im gesamten schweizerischen Staatsverband retten die Stadt vor unsinnigen Kriegen und Zerstörungen. So bleibt das unvergleichliche Stadtbild mit den später bemalten Hausfassaden um das historische Rathaus und auch die Höhenburg „Hohenklingen“ auf einem Bergsporn des Schiener Berges erhalten. Weitere unvergleichliche Sehenswür-

digkeiten sind die Klosterinsel Werd, erreichbar von Süden, die Hafepromenade, das Klostermuseum mit der Pfarrkirche Burg, das Puppenmuseum und eine 7 1/4 Zoll Gartenbahn des lokalen Eisenbahnclubs an der Promenade.

Über Ramsen werden das deutsche Rielasingen und die Stadt Singen erreicht. Für einen längeren Aufenthalt eignet sich das Hegau-Museum neben dem Rathaus in Singen im Gräflich Enzenbergischen Schloß (Ur- und Frühgeschichte, stets nachmittags geöffnet, außer Montag).

An der Hauptkreuzung Friedenslinde kann die Bundesstraße geradeaus nach Engen oder auch links nach Hilzingen eingeschlagen werden. Hier grüßt das einmalige Panorama

des Hohentwiel, bevor die Bundesstraße 314 nach rechts abzweigt. Gleich die erste Abfahrt vor der Ortschaft Hilzingen führt in den Ortskern mit dem Hegauer Bürger- und Bauernmuseum, dem ehemaligen Amtshaus und heutigen Rathaus sowie der im Bodensee-Barock von Peter Thumb erbauten Pfarrkirche St. Peter und Paul. Jährlich im Herbst zur Kirchweih wird das Gotteshaus überschwänglich mit den Früchten des Hegaus geschmückt. Dazu findet ein Dorfmarkt und seit einigen Jahren auch eine vielbeachtete mehrwöchige Kunstausstellung von baden-württembergischem Rang statt.

Eine kleine Straße führt vom Ortskern nach Norden über Weiterdingen und Welschingen zurück nach Engen.

Hohenstoffeln

*Wie mit dem Silberstift auf blauem Grund
Sind seine fernen Gipfel eingegraben,
Zwei weiche, dunkle Wogen, die erhaben
Sich eingebettet in des Himmels Rund.*

*Sie tönen aus dem schweren Grundakkord
Wie Hymnen ihre klaren Wesensmächte
Ins funkelnde Gewölbe heller Nächte
Und rauschen auf als Melodie und Wort.*

*Den großen Rythmus haben sie gebannt
In ihres Doppelgipfels Zweisamkeit
Und allem Ewigen sind sie verwandt.*

*Denn ewig wohnt bei Schönheit tiefes Leid:
Die Flanken bluten durch der Menschen Hand,
Die edle Gipselfuge klagt entweicht.*

Paul Sättele



ERST DAS SPARBUCH, DANN DIE MEMOIREN

Wer seinen Lebensabend genießen will, braucht vor allen Dingen Ruhe und Gelassenheit. Und die stellen sich leichter ein, wenn Sie den gewohnten Lebensstandard, finanziell gesichert, auch später beibehalten können.

Mit der Rente allein werden Sie das allerdings kaum schaffen. Deshalb sollten Sie schon früh anfangen, eine zweite Rente aufzubauen, die Ihnen ein Zusatzeinkommen sichert, das Sie zur Rente haben möchten.

Je eher Sie damit beginnen, um so sorgenfreier können Sie der Zeit der Muße

entgegensehen; denn trotz geringer monatlicher Belastungen wird dann eine ansehnliche Summe zu Ihrer Verfügung stehen.

Sprechen Sie darüber mit dem Geldberater Ihrer Sparkasse. Er wird Ihnen die Anlageform empfehlen, die Ihren Ruhestand am besten sichert – und die Gelassenheit verschafft, die Memoiren nun mal brauchen.

**Private Vorsorge
beginnt bei der Sparkasse**



Hegau —

eine erdgeschichtliche Betrachtung

Hermann Fix, Engen

Engen dürfte seinen Namen einer erdgeschichtlichen Ausbildung, einer geologischen Formgebung zu verdanken haben. „Die Enge“ dürfte seit altersher eine Bezeichnung für die Talbildung am Westrand der Altstadt entlang dem Hepbach gewesen sein. Diese Enge ist heute nicht mehr so augenfällig, weil die Dammaufschüttung der Schwarzwaldbahn diese der Länge nach trennt und in zwei Hälften unterteilt. Von der B 33 aus ist uns der Blick für die gesamte Talbildung zur Altstadt hin versperrt, und von der Altstadtseite her geht uns der gesamte Eindruck des engen Tales deshalb ebenfalls verloren. Außerdem wird diese Gesamtschau auch durch die beiderseitige Bebauung, die Feld- und Garteneinteilung sowie durch die Straßenführungen verfälscht.

Man stelle sich die ganze Szene einmal ohne Häuser, Straßen, künstliche Abgrenzungen und vor allem ohne den Bahndamm vor, dazu noch eine beträchtliche Vertiefung des Tales um vielleicht 20 bis 50 m, was die späteiszeitlichen Schmelzwasser beim Abklingen derselben verfüllt haben dürften! Wir würden uns in dem ursprünglich verwilderten, teilweise schluchtartigen Tal von den Kalksteinwänden des Altstadtfelsens einerseits bis zu den Felsrändern desselben Gesteins gegen die Maierhalde zu, nicht mehr zurecht finden. Gebildet wurde diese Enge durch die Erosionsarbeit der gewaltigen Schmelzwassermassen, die der Rheingletscher über Jahrtausende hinweg durch sein fortlaufendes Abschmelzen bildete. Ein gewaltiges Schauspiel muß es vor allem in den warmen, schmelzwasserreichen Sommermonaten gewesen sein, wenn durch diese Enge Schmelzwassermassen rauschten, die die Kapazität des heutigen Rheinstromes zeitweise übertroffen ha-

ben dürften! Es war der Ursprung des ehemaligen eiszeitlichen Rheines, der damals hier im oberen Hegau und Linzgau am Ende der gewaltigen Gletscherzunge seinen Ursprung hatte. Jahrtausendelange Wühl- und Spülarbeit solcher Wassermassen mit ihren Geröllen und Sanden als Schleifmaterial haben schließlich diese Enge in die damalige Erdoberfläche eingeschnitten bis tief in den Weißen Jura hinein, dessen Felswände wir hier beidseits noch deutlich erkennen können.

Erst die träge fließenden, geringeren Wassermengen der ausgehenden Eiszeit haben dann wieder eine teilweise Verfüllung dieser Rinne vor etwa 14 000 Jahren bis auf das heutige Niveau bewirkt.

An diesem hier rekonstruierten geologischen Ereignis der Enge-Bildung können wir erkennen, wie die Naturgewalten immer wieder und ununterbrochen die Erdoberfläche zu verändern imstande sind. Innere (endogene) und äußere (exogene) Kräfte sind es, die wie in einem konkurrierenden Spiel ununterbrochen landschaftsgestalterisch tätig sind. Zu den ersteren zählen Vulkanismus, Hebungen zu Bergen und Absenkungen zu Mulden und Becken, bewirkt durch innerirdische, glutflüssige Bewegungen; die außenbürtigen Kräfte werden überwiegend durch die Erosionskraft des fließenden Wassers, aber auch durch Wind und Frost bewirkt. Abtragungen einerseits und Auffüllungen andererseits versuchen so wieder auszugleichen, was innenbürtige Kräfte zuvor bewirkten.

Es ist wie bei einem Bildhauer, der zunächst Material, Stein, Holz oder Ton vor sich auf den Arbeitstisch stellt, um dann, den außenbürtigen Kräften gleich, zu formen und zu modellieren beginnt.

Von den 5 großen Erdzeitaltern hat, abgesehen von den Kalkablagerungen der obersten Juraformation und dem Erosionsgeschehen in der darauffolgenden Kreidezeit, die dem Erdmittelalter (Mesozoikum) angehören, die Hegaugestaltung nur Anteil an der letzten, der Erdneuzeit (Neozoikum oder Känozoikum). Auch hier erst, in der Mitte der Erdneuzeit, bildete sich im mittleren und späten Tertiär die Molasse aus, und gegen Ende der Molassezeit erst kam es zu der miozänen Vulkantätigkeit. Im anschließenden Quartär bildete sich im sogenannten Diluvium oder Pleistozän das Eiszeitalter, und seit 10 000 Jahren erleben wir das Alluvium oder Holozän, die Jetztzeit.

Die Jurazeit

Die Altstadt von Engen ist auf Schwammriffkalken der Juraformation gebaut. Dieselben Kalksteine können wir auch beidseits der erwähnten Enge sowie in zahlreichen Kalksteinbrüchen, in Baugruben, an der Petersfelshöhle und an sonstigen Aufschlüssen erkennen. Sie gehören den obersten Jurakalken, den Liegenden Bankkalken und Zementmergeln an.

Die Bildung dieser Kalke erfolgte vor etwa 140 Millionen Jahren in dem weiträumigen Jurameer, einem 100 bis 200 m tiefen Schelfmeer in warmem, subtropischem Klima, wo Schalentiere und riffbildende Meerestiere harte Gesteinsteile bildeten. Dazwischen setzte sich Kalkschlamm ab, der sich teils aus abgebauten Schwamm- oder Korallenriffen, zum größten Teil jedoch aus winzigen Organismen, den gesteinsbildenden Kalkalgen, absetzte. Viele hundert Meter Kalk (im Raum Engen sind es etwa 140 m graue und weiße Kalksteine und Mergel, die dem Titon zugeordnet werden) wurden so auf dem Meeresboden aufgeschichtet, bis gegen Ende des Erdmittelalters in der folgenden Kreidezeit sowie im beginnenden Tertiär der Meeresboden sich durch innenbürtige Kräfte zunächst aus dem Wasser und schließlich immer höher anhob. Heute liegen in unserem Raum die

höchsten Juraerhebungen über 800 m Meereshöhe! Durch Wassererosion wurden, vor allem in Talbildungen, weichere Gesteinsmassen ausgewaschen, wodurch härtere Riffbildungen herausmodelliert wurden. Solche Korallen- oder Schwammriffe finden wir z. B. im Donautal, am Rheinfall, im Wasserburger Tal, im Brudertal sowie am Felsunterbau der Engener Altstadt. Das Naturschutzgebiet Schoren ist eine äußere Jurascholle, die, der allgemein nach Südosten einfallenden Schichtführung folgend, unter Eiszeitgeschiebe und Molasse untertaucht.

Fossile Fischabdrücke, Ammoniten, Belemniten, Muscheln, Meeresschnecken, Brachiopoden und Seeigel finden sich immer wieder in verschiedenen Schichten dieser Jurakalke. Früher begehrter und stabiler Baustein, findet der Kalkstein heute nur noch beim Straßenbau und bei der Zementherstellung Verwendung. Während der Trockenperiode der Kreidezeit und des Alttertiärs, etwa 100 Millionen Jahre lang, bildeten sich an der Juroberfläche Verwitterungsrückstände, neben Quarzgeröllen in braunen Tonen eingelagerte Bohnerze, die in sogenannten Taschen nördlich Engen-Bittelbrunn und bei Biesendorf auf der Jurahochfläche abgebaut wurden.

Die tertiäre Molassebildung

Das Tertiär, die Erdneuzeit, ist das Zeitalter der Ausbildung mächtiger Faltengebirge. Himalaja, Kaukasus, Karpaten, Balkan, Pyrenäen und Alpen wurden durch Krustenbewegungen in der Erdrinde emporgehoben, gefaltet und teilweise überschoben. Zur gleichen Zeit wurden auch der Schwarzwald, ein alter, längst abgetragener Grundgebirgssokkel des Variskischen Gebirges wie auch die Trias mit der aufsitzenden Juratafel emporgehoben.

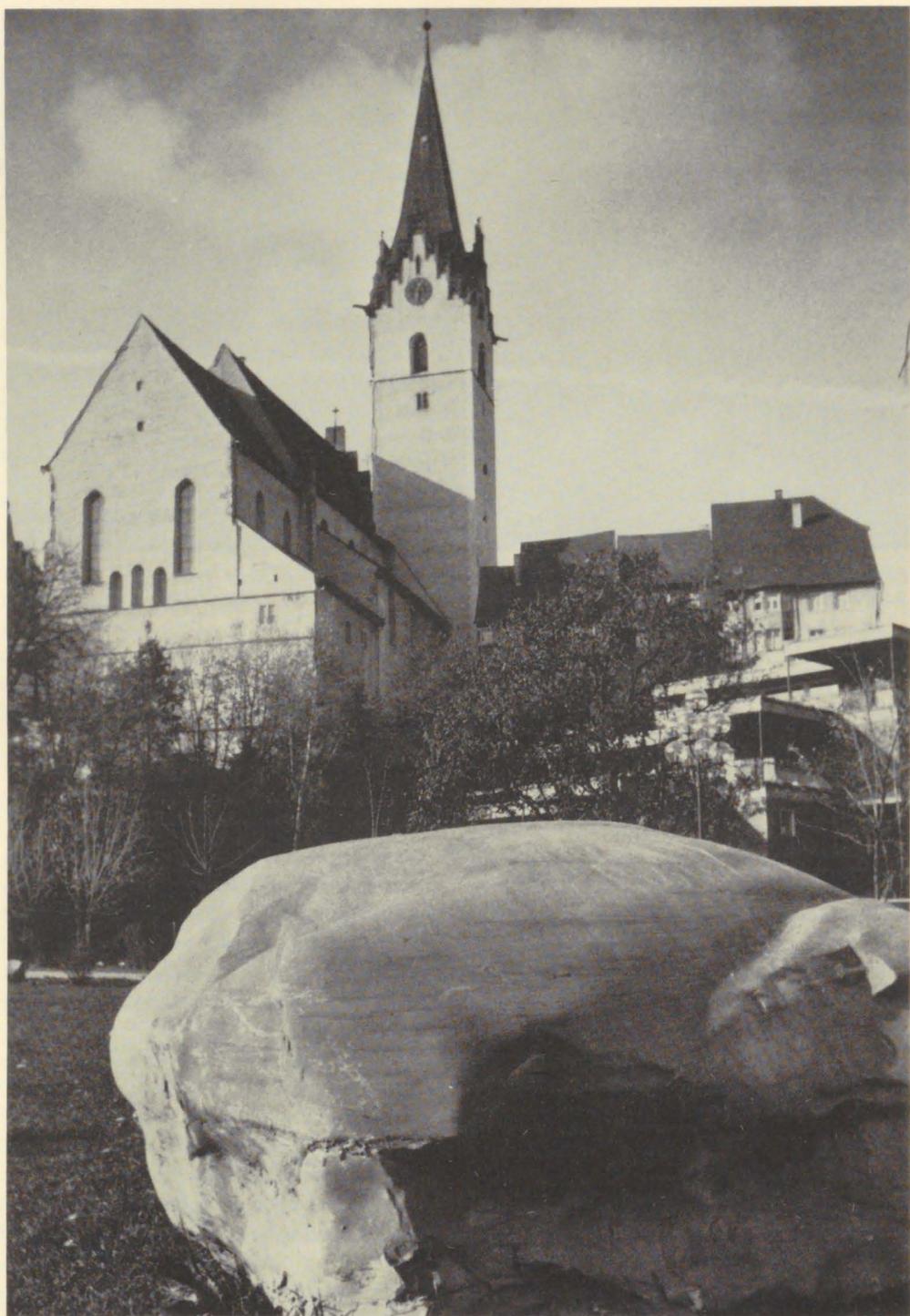
In unserem Raum bildete sich dabei entlang dem Nordrand der Alpenkette bis zum angehobenen Jura durch Absenkung eine langgezogene, im Vergleich zu deren Länge nur wenig breite Mulde, das Molassebecken. Auf



*Eiszeitlich ausgeschürfte und ausgeschwemmte Glazialebene mit Hobenhewen und Engen-Welschingen
S → N*

kurze Distanz von den sich hebenden Alpen einerseits und dem Schwarzwald-Jura-Bereich andererseits entstand zu dem eingesunkenen Molassetrog ein beträchtliches Gefälle, in das sich fortlaufend absenkende Becken hinein, was eine ebenso fortlaufende Auffüllung durch den Abtragungsschutt der flankierenden Gebirge (Alpen — Jura) zur Folge hatte. Auf diese Weise kamen teilweise bis zu 5000 m mächtige Molasseschichten zur Ablagerung (im Raum Engen 300 bis 500 m). Das langgezogene Molassebecken hatte, bei Absenkung bis unter den Meeresspiegel, im Südwesten Verbindung mit der Tetis, dem alten Mittelmeer und erstreckte sich vom Raum bei Marseilles über die Burgundische Pforte entlang dem Nordfuß der Alpen bis zum Wiener Becken, wo zeitweise eine Verbindung mit dem Schwarzen Meer bestand. Das hier eingedrungene Meerwasser wurde durch teilweise Auffüllungen und Abschnürungen zu Brackwasser (Graupensande und Kirchberger Schichten im Brudertal), und schließlich

bildeten sich Süßwasserbereiche. So ist es zu erklären, daß wir im Hegau — Bodenseegebiet marine, brackische und fluviatile Ablagerungen, teils Meeremolasse und teils Süßwassermolasse vorfinden. Grobe Sedimente setzten sich naturgemäß am Rande des Beckens ab, während beckeneinwärts feinkörnigere Materialien wie Tone und Sande zur Ablagerung kamen. Die Sandsteinfelsen am Überlinger Seeufer wie auch am Bodanrück bestehen aus Sandsteinen der Oberen Meeremolasse. Am Nordufer des Molassemeeres sammelten sich, gehäuft vom Meer angespülte Schalenrümmer von Meerestieren an, die sich vor etwa 20 Millionen Jahren in einer 3 bis 8 m mächtigen Schicht ablagerten und sich zu Randengrobkalk oder Schalenrümmerkalk der Oberen Meeremolasse verfestigten. Steinbrüche, in denen diese (fälschlicherweise als Muschelkalk bezeichneten) Kalksteine gebrochen wurden, finden wir bei Wiechs am Randen, Tengen, Blumenfeld, Zimmerholz, am Schopflocher Hof und im



Eiszeitlicher Findling im Stadtgarten von Engen

Linzgau. Diese Linie markiert die ehemalige nördliche Uferlinie des Molassemeeres. Muschelschalen, Schneckenhäuschen aber auch Seepocken und Haifischzähne zählen zu den Fossilfunden nicht nur in den heute stillgelegten Steinbrüchen, sondern auch auf Äckern dazwischen.

Der Randengrobkalk der Oberen Meeresmolasse war bis vor wenigen Jahrzehnten ein begehrter Baustein, der leicht zu bearbeiten war, und sich an der Luft verhärtete. In Engen sind die Steintrommeln der Säulen der Stadtkirche daraus gehauen. Viele Häuserbauten und andere Bauwerke entstammen diesen Steinbrüchen: Die Viadukte der Schwarzwaldbahn, die Herz-Jesu-Kirche in Singen sowie Monumentalbauten in Stuttgart, Nürnberg und Berlin. Die mächtigen Steinblöcke wurden in den Tengener Steinbrüchen mit Stahlseilsägen aus dem Fels herausgesägt und auf der damaligen Randenbahn zum Eisenbahnknotenpunkt nach Singen transportiert.

Die häufigsten Ablagerungen der Molassezeit in unserem Raum gehören jedoch den Geröllkonglomeraten der Unteren Süßwassermolasse (Ältere Juranagelfluh) unterhalb der Oberen Meeresmolasse und der Oberen Süßwassermolasse (Jüngere Juranagelfluh) an. Fast alle Höhenzüge zwischen den Hegaubergen und die Auflagen über dem Jurakalk der Hegaualb sind aus Nordwesten in die Süßwasserbereiche eingeschwemmte Abtragungsmaterialien, überwiegend Kalke aus Jura und Trias, die vordem Baar und Schwarzwald überdeckten. Feinere Sande und Tone wurden in das Beckeninnere verfrachtet: Sandsteine am Sickerberg, bei Twielfeld und am Schiener Berg. Grobere Gerölle blieben in Beckenrandnähe liegen, wo sie im Laufe von etwa 10 Millionen Jahren seit ihrer Ablagerung zu fester Juranagelfluh, einem Geröllkonglomerat, verfestigt wurden. Die an sich wie hartes Mauerwerk ausschauende Juranagelfluh zeigt sich uns allerdings überwiegend in oberflächlich verwitterter Form als Nagelfluhgerölle auf den Äckern,

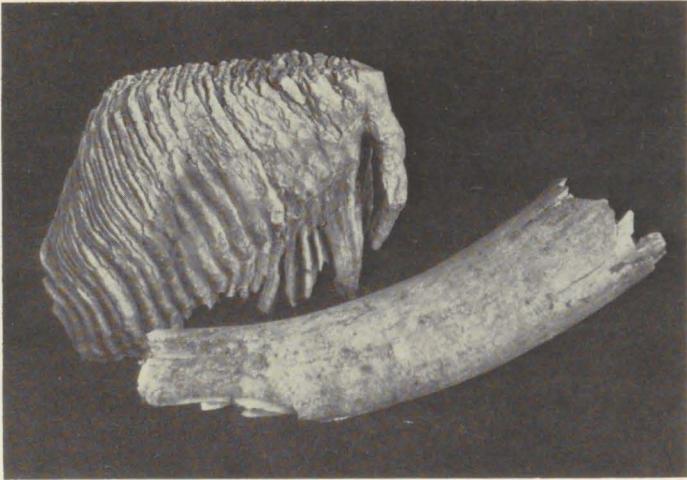
wo mancherorts mehr Steine als Erdreich zu sehen sind. Die Nagelfluhgerölle sind deutlich daran zu erkennen, daß sie oft leichte Dellen aufweisen, die ihnen der viele Millionen Jahre dauernde Gesteinsdruck beigebracht hat. Nicht damit zu verwechseln und ganz anderer Art sind die viel jüngeren, in den Kiesgruben des Hegaus ausgebeuteten Sande und Gerölle eiszeitlicher Ablagerungen.

Weltberühmtheit erlangten Fossilien der Oberen Süßwassermolasse aus den ehemaligen Kalksandsteinbrüchen bei Öhningen auf dem Schiener Berg, wo neben unzähligen versteinerten Pflanzenresten zahlreiche Fische, Schlangen, Schildkröten, Riesenfrösche und auch der berühmte Andrias scheuchzeri, das Skelett eines Riesensalamanders, gefunden wurden. Der Naturwissenschaftler und Arzt Johannes Jakobus Scheuchzer aus Zürich, ein Anhänger der sogenannten Sintfluttheorie, hielt das letztgenannte Fossil aufgrund seines Aussehens mit den großen Augenhöhlen im Schädel für das Beingerüst eines in der Sintflut umgekommenen Sünders. Das Fossil befindet sich im Naturkundlichen Museum in Harlem.

Am Südrand des Molassebeckens kam ebenfalls Nagelfluh zur Ablagerung. Die dortigen viel bunteren alpinen Geröllkonglomerate wurden teilweise noch in die letzten Phasen der Alpenhebung mit einbezogen und bilden heute respektable Berge, z. B. Pfänder, Speer und Rigi sowie die Vorberge der Allgäuer Alpen.

Der tertiäre Vulkanismus

Gegen Ende der Molassezeit, im Miozän vor rund 10 Millionen Jahren, traten vulkanische Ereignisse in den Vordergrund. Innenbürtige Kräfte entwickelten, vielleicht bedingt durch Gesteinseinschmelzungen beim Absenken des Molassebeckens, tief im Erdinneren Gase, die unter hohem Druck Auswege suchten. Diese fanden sie offensichtlich in den brüchigen abgesenkten Gesteinsschichten im Hegau. Ob



Backenzahn (28 cm) und Stoßzahnfragment von Mammut. Gefunden in eiszeitlichen Kiesablagerungen und Endmoräne, Alter nach ^{14}C -Datierung ca. 15 000 Jahre

ein direkter Zusammenhang mit dem Vulkanismus am Kaiserstuhl bestehen könnte, ist ungeklärt.

Beginnend vor 12 Millionen Jahren durchschlugen Gasentladungsvulkane die Erdoberfläche und förderten mächtige vulkanische Aschenlagen, die in Resten heute noch als sogenannte Deckentuffe vorhanden sind. Als sich vor 10 Millionen Jahren erneut vulkanische Ausbrüche ereigneten, wurden deren Schloten durch Basalttuffe und aufsteigendes basaltisches Magma, das bis nahe an die damalige Erdoberfläche reichte, verfüllt (Hohenstoffeln, Hohenhewen, Höwenegg, Neuhewen). Durch Abkühlung erkalteten die zunächst glutflüssigen Pfröpfe im Tuffmantel oder in der Molasse. Nirgends kam Lava zum Ausfluß. Nur am Höwenegg glaubt man einen kleinen Lava-Ausfluß erkennen zu können. Zur Zeit dieser basaltischen Bildungen durchbrachen vielerorts auch kleinere vulkanische Schloten mit Tuff oder Basaltfüllungen die älteren Schichten: der Basalttuffkrater am Schopfloch, der Blaue Stein auf dem Randen, der Osterbühl südostwärts von Leipferdingen, Basaltgänge bei der Tudoburg und an

der Langen Halde im Wasserburger Tal 3,4 km nördlich von Aach.

Dasselbe wiederholte sich vor 6 bis 7 Millionen Jahren bei einer Reihe weiter östlich entstandener Schloten (Hohentwiel, Rohenkrähen und Mägdeberg), die durch aufsteigende Phonolithlaven verschlossen wurden. Das Oberflächenniveau lag damals, vor allem über der Singener Ebene, um einige hundert Meter höher als heute.

Der Hegau wurde damals durch sehr träge abfließende Flußläufe nach Nordosten in Richtung Donau entwässert, so daß hier über Jahrmillionen hinweg nur geringfügige Erosionen stattfinden konnten. Die ursprünglich lockeren Ablagerungs- und Auswurfgesteine konnten sich in dieser langen Zeit verfestigen, wie wir das bei den vulkanischen Tuffen am Rebberg des Hohentwiel, bei Hilzingen und Duchtlingen, am Offerenbühl und Schüsselbühl oberhalb von Mühlhausen oder in 730 m Höhe an der Südwestseite des Hohenhewen heute noch feststellen können.

Erst nach Einbruch des Oberrheingrabens, als sich die dort abfließenden alpinen Flußläufe durch rückschreitende Erosion das Hoch-

rheintal schufen, entstand, an geologischen Zeiträumen gemessen recht plötzlich, ein starkes Gefälle auf kurze Entfernung vom Hegau zum Hochrhein, so daß die Hegauentwässerung nach Südwesten umfunktionierte wurde. Das hatte zur Folge, daß jetzt der Hegau geradezu stürmisch ausgeräumt wurde. Forciert wurden diese Erosionen noch durch die diluvialen Eisvorstöße und deren Schmelzwassermassen. Spätestens zu dieser Zeit wurden auf diese Weise die Basalt- und Phonolithkerne der erwähnten Schlotfüllungen wie Nägel aus weichem Holz herausgewaschen und konnten als Härtlinge der Erosion standhalten.

Was sich uns demnach heute als Vulkankegel im Hegau präsentiert, sind keine Schildvulkane wie z. B. Vesuv und Ätna, sondern herausgeschälte Pfröpfe der Schlotfüllungen, die man als Vulkanruinen bezeichnen kann. Von den mächtigen Deckentufflagen blieben nur geringfügige Reste übrig.

Interessant ist nun, daß wir in diesen Tuffresten nicht nur verhärtete vulkanische Aschen vorfinden, sondern auch Gesteinstrümmer verschiedener Art: Granite, Kalkbrocken, Sandsteintrümmer u. a. Auswürflinge aus dem Untergrund aus zwei- bis dreitausend Metern Tiefe! Wir können aber in diesen Tufflagen auch ablesen, welche Gesteinsformationen unter dem Hegau liegen: Granit gehört dem Grundgebirge in etwa 2000 m Tiefe an, Kalke und Sandsteine entstammen der Trias (Bundsandstein, Muschelkalk und Keuper) sowie den 3 Juraformationen (Schwarzer-, Brauner- und Weißer Jura), und schließlich wurden auch Molassegesteine aus den oberen Gesteinslagen ausgeworfen. Lapillis, murmelgroße Vulkankügelchen in den Tuffen, bildeten sich beim Auswurf von Lavafetzen in der Luft unter Abkühlung.

Natrolith, ein weißlich bis gelblich oder rötliches Natrium-Aluminium-Silikat wie auch einige andere Zeolith-Mineralien bildeten sich in Kontaktzonen bei der allmählichen Abkühlung der basaltischen und phonolithischen Magmen und füllten Risse und Klüfte

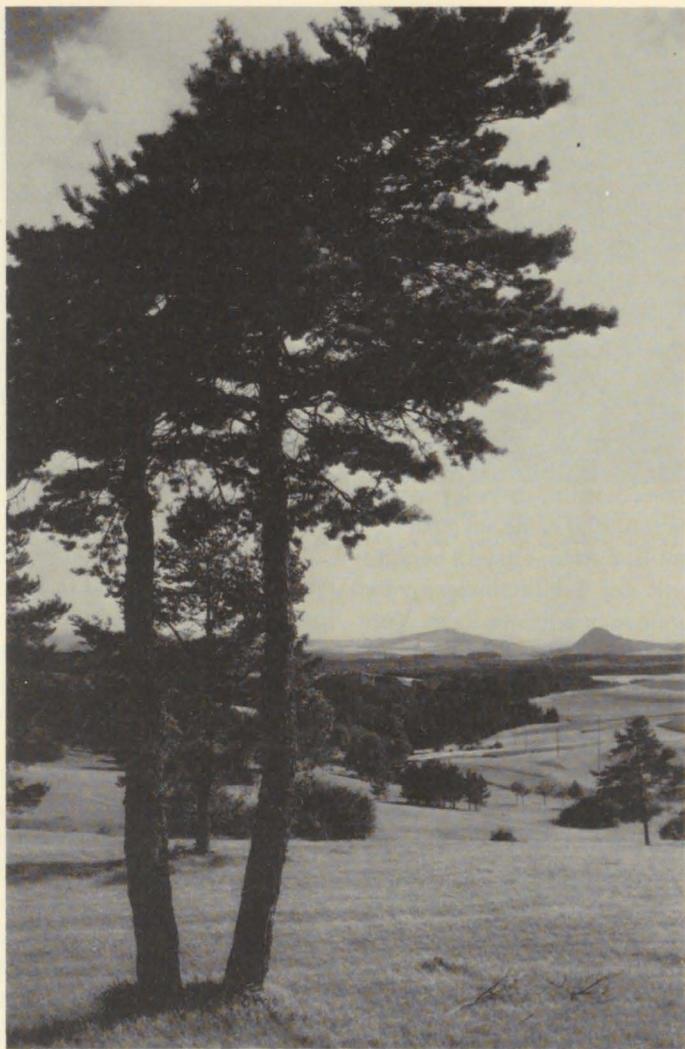
aus. Der Natrolith kristallisiert nadelförmig aus einem zentralen Punkt und bildet meist pfenniggroße oder kleinere Rosetten, die, wie z. B. am Hohentwiel, durch andere mineralische Beimengungen ihre bunten Farben erhielten. Im Basalt erscheint der Natrolith meist nadelig und weiß.

Das Eiszeitalter

Für die spätere Modellierung des Hegauprofiles ist das Eiszeitalter oder Diluvium, auch Pleistozän genannt, von prägender Bedeutung. Vier, von längeren Zwischeneiszeiten (Interglazialen) unterbrochene Eiszeiten haben die Geologen nach langwierigen und schwierigen Untersuchungen festgestellt: Günz-, Mindel-, Riß und Würmeiszeit. Über eine halbe Million Jahre dürfte sich diese Epoche erstreckt haben. Erst vor 10 000 Jahren ging die letzte, die Würmeiszeit, zu Ende. Es ist demnach nicht auszuschließen, daß wir derzeit nur in einer weiteren Zwischeneiszeit leben.

Schwierig gestaltet sich die Eiszeitforschung vor allem deshalb, weil frühere eiszeitliche Bildungen in der Landschaft (Moränen u. a.) von den späteren Eiszeitvorstößen oft gründlich überfahren und zerstört wurden. Naturgemäß sind die Hinterlassenschaften der letzten, der Würmeiszeit am besten erhalten. Auch die Spuren der vorletzten, der Rißeiszeit sind mancherorts noch deutlich, da der Rißgletscher weiter vorstieß als der spätere Würmgletscher.

Unser Wissen über die Ursachen der Eiszeiten ist hypotetisch. Sicher ist nur, daß Klimaschwankungen die Temperaturen weltweit absinken ließen. Polgebiete und Gebirge deponierte die Niederschläge in Form von Gletschereis, das mangels Wärme immer mehr anwuchs als abschmolz. So wurden weltweit riesige Wassermassen als Eis auf dem Festland deponiert, wodurch sich der Meeresspiegel der Ozeane um 100 bis 150 m absenkte. Die Britischen Inseln waren über die weitgehend trockenliegende Nordsee mit dem Festland



Blick von der Hegualb nach Süden in den Hegau mit Hohenstoffeln und Hohenbewen

verbunden, die Themse war ein Nebenfluß des Rheins, und die Behringstraße lag als Landbrücke zwischen Eurasien und Nordamerika trocken.

Durch ihr eigenes Gewicht bedingt flossen damals die immer weiter anwachsenden Alpengletscher die Täler hinunter bis ins Alpenvorland, wo höhere Temperaturen ein zunehmendes Abschmelzen der Eismassen bewirk-

ten. So floß der Rheingletscher das Alpenrheintal hinaus über das Bodenseegebiet und die Singener Ebene hinweg bis in den Oberen Hegau hinter Engen, wo Hegualb und sicher auch die Hegauberge als Bremsklötze gewirkt haben dürften.

Am Ende der Gletscherzungen, auch an deren Grund, bildeten sich Schuttablagerungen, die, aus den Alpen stammend, im Gletschereis

eingefroren transportiert wurden. Darunter befanden sich auch mächtige Findlinge, von denen einer im Engener Stadtgarten eindrucksvoll plaziert wurde. 10 bis 20 m hohe Endmoränen wurden so aufgeworfen, die, nach weiterem Rückzug des Eises, als bananenförmige Erdwälle liegen blieben: Roßberg und Schmidberg am Brudertal hinter Engen, Spöck, Grub, Schoren-Nordrand, nördlich Ehingen, südöstlich davon am Aubohl, westlich Welschingen und weiter südlich davon am Ertenhag, der Singener Nordstadtbereich und der Hügelzug, auf dem Hausen liegt (der westliche Teil wird heute von der B 33 und der Autobahn durchschnitten). Die Moränen wurden allerdings zum großen Teil bereits von den eiszeitlichen Schmelzwässern wieder zerstört und deren Alpenschutt in nun abgerollte Kiese und Sande sortiert, entlang der Schmelzwasserläufe abgelagert. Kiesgruben markieren im ganzen Hegau diese eiszeitlichen Hinterlassenschaften.

Beim Eishöchststand ergossen sich die Schmelzwassermassen entlang dem Eisrand durch das Brudertal und die Enge über Welschingen, hinter dem Hohenstoffeln über das Binninger Ried nach Beuren, Büßlingen, entlang dem heutigen Lauf der Biber in Richtung Thayngen, Schaffhausen dem Hochrhein zu. Die Kreisstraße folgt heute diesem ehemaligen Flußbett.

Nach dem Gletscherrückzug bis zum sogenannten Singener Stadium machte das Eis den Weg westlich an Mägdeberg, Hohenkrähen und Hohentwiel vorbei frei, so daß die Schmelzwasser über Ramsen dem Hochrhein zu fließen konnten. Erst das Konstanzer Rückzugsstadium erlaubte den Abfluß des Rheinwassers hinter dem Schiener Berg, wie wir ihn heute noch vorfinden.

Auf diesem etappenweisen Gletscherrückzug gab es öfters Gletscherhalte, die die Schmelzwässer zu Gletscherseen aufstauten. Daraus entstanden über Beckentonablagerungen die vielen Riede in unserer Landschaft: Binninger Ried, Ehinger Ried, Bruckried, Hausener- und Beuerner Aachried usw. Toteislöcher,

sogenannte Sölle bildeten sich, wenn größere Gletscherteile abbrachen, liegen blieben und eingesedimentiert wurden. So konserviert schmolzen sie oft erst sehr viel später ab und hinterließen Vertiefungen, die sich zunächst mit Wasser füllten und schließlich zu Sumpflöchern verlandeten.

Sicher sind diese diluvialen oder glazialen Geschehnisse die Ursache dafür, daß die vordere Reihe der Hegauberge, vor allem Hohentwiel und Hohenkrähen, viel stärker und markanter aus Tuff und Molasse herausgearbeitet wurden als die höhergelegenen weiter westlich liegenden Basaltberge. Nur die Ostflanke des Hohenhewen wurde durch die Schmelzwässer unterschritten und dadurch übersteilt, was spätere Rutsche zur Folge hatte. Bei dem letzten großen Rutsch im 19. Jahrhundert wurden die Flanken erneut aufgerissen und dabei der Hasenbühl bei Anselfingen aufgeworfen. Auch die Singener Ebene und das Bodenseebecken sind Bildungen der exogenen eiszeitlichen Kräfte.

Literaturhinweise

Hofmann, F.: Das moderne geologische Bild des Hegauvulkanismus — Hegau, Heft 2 (1960), S. 301—313, Singen.

Hofmann, F.: Hegau — Vulkanismus und Alpenfaltung — Hegau, Heft 2 (1965), S. 203—211, Singen

Schreiner, A.: Engen im Hegau, darin: Zur Geologie von Engen, Thorbecke Verlag Sigmaringen 1983

Schreiner, A.: Erläuterungen Blatt 8118 Engen. — Geol. Karte Bad.-Würtbg. 1:25 000, Freiburg 1966

Schreiner, A.: Erläuterungen zur Geol. Karte des Landkreises Konstanz mit Umgebung 1:50 000 — Geol. Landesamt Bad.-Würtbg., Stuttgart 1970

Schreiner, A.: Die Juranagelfluh im Hegau — Jh. Geol. Landesamt Bad.-Würtbg. 7 (1965) S. 303—354, Frbg.

Schreiner, A.: Graupensandrinne, Juranagelfluh und Deckentuff im Hegau — Naturf.: Gesellschaft Frbg., 51 (1961), Frbg.

Wagner, G.: Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung Süddeutschlands, Öhringen 1960

Weiskirchner, W.: Über die Deckentuffe des Hegaus — Geologie Jahrg. 16, Beih. 58 (1967), Berlin

Reiseerinnerungen berühmter Männer

Johann Wolfgang von Goethe

Man nähert sich Engen. Ein charakteristischer, obgleich ein ganz bewachsener Berg mit einem alten Schlosse zeigt sich rechts; ein kleiner Ort, der unmittelbar vor Engen liegt, ist den 8. Oktober von den Franzosen zum Teil abgebrannt worden. Das Städtchen selbst liegt auf einem Hügel, gedachtem Berg gegenüber. Wir kamen um 11 Uhr an und rasteten.

Von Morgen her gesehen gibt Engen ein artig topographisches Bild, wie es unter dem bedeutenden Berge auf einem Hügel sich ins Tal verliert. Die Bürger des Orts taten auf dem Rückzuge, in Verbindung mit den Kaiserlichen, den Franzosen Abbruch; diese letzteren, als sie noch die Oberhand behielten, verbrannten mehrere Häuser vor der Stadt und bedrohten die Stadt selbst mit einem gleichen Schicksal. Ich sah daselbst eine sehr gut gekleidete kaiserliche Garnison, in der Nähe ein starkes aufgefahrenes Proviantfuhrwesen und erbärmlich gekleidete Kranke.

Um 12 Uhr fuhren wir ab. Vor der Stadt erschien wieder Weinbau. Schon oben bei dem Städtchen hatte ich die ersten Geschiebe des Gesteins von Quarz und Hornblende gefunden. Nußbäume zeigen sich wieder, schöne Wiesen und Baumstücke. Links ein artig Dorf an einer Höhe hinter einer flachen Wiese. Es öffnet sich eine schöne fruchtbare Fläche im Tal, die höheren Felsen scheinen mehr eine andere Steinart zu sein, um die sich der Kalkstein herumlegt. Viele weiße Rüben werden gebaut. Man kommt nach Welschingen, einem leidlichen Ort. Man steigt wieder stark bis gegen Weiterdingen. Es finden sich hier viel Geschiebe von farbigem Quarz mit weißen Adern, roter Jaspis, Hornblende in Quarz.

Man übersieht nunmehr von Engen das schöne Tal rückwärts. In fruchtbaren Feldern liegen weitläufige Dörfer, und jener steile Berg zeigt sich nun in seiner Würde an der linken Seite. Vorwärts liegt Hohentwiel, hinten die Graubünder Berge im Dunst am Horizonte kaum bemerklich.

Man kommt durch Weiterdingen. Links ein sehr schönes Wiesental, über demselben Weinbau. Auf eben der Seite liegt Hohentwiel; man ist nunmehr mit dieser Festung in gleicher Linie und sieht die große Kette der Schweizer Gebirge vor sich.

Hilzingen liegt in einem weiteren Tale zwischen fruchtbaren Hügeln, Feldbau, Wiesewachs und Weinberg umher.

Die Pässe wurden daselbst von einem österreichischen Wachtmeister unterzeichnet, und der Amtsschreiber stellte einen Kautionschein aus, daß die Pferde wiederkommen würden.

Man steigt lange und sieht immer das Tal von Hilzingen hinter und neben sich, so wie Hohentwiel.

Sie nennen hier zu Lande einen Hemmschuh nicht ungeschickt einen Schleiftrog.

Ebringen. Nun geht es weiter über verschiedene fruchtbare Hügel; die höheren Berge sind mit Wald und Büschen besetzt. Viel Wein am Fuße eines Kalkfelsens; meist blaue Trauben, hingen sehr voll. Taingen, der erste schweizerische Ort, guter Wein. Müller, Gastwirt zum Adler.

Herblingen. Starker Weinbau. Fruchtfeld. Wald links. Kalkstein mit einem muschligen Bruche, fast feuersteinartig.

Besonderheiten der Pflanzenwelt des Hegaus

Hermann Fix, Engen



Rauber Alant



Rotes Waldvögelein

Wanderer, die neben den erhabenen Rundblicken und Fernsichten im Hegau auch ein Auge für das Nahliegende, die Pflanzen- und Insektenwelt haben, werden bald erkennen, daß der Hegau besondere botanische Qualitäten aufzuweisen hat. Neben vielen Orchideenarten — von den in Deutschland vorkommenden etwa 60 Arten können wir im Hegau mehr als die Hälfte antreffen — finden

wir hier an besonders begünstigten Standorten u. a. auch alpine Pflanzen und solche mediterranen Ursprungs neben einer großen Zahl von Pflanzenarten, die ihr Hauptverbreitungsgebiet in ungarischen, russischen, ja sogar in asiatischen Steppengebieten haben. Die Pflanzengeographen sind hier aufgerufen, um uns verständlich zu machen, wie der Hegau zum Sammelplatz für eine so vielseitige

ge Pflanzenwelt mit Vertretern aus soweit auseinanderliegenden Pflanzenarealen werden konnte.

Geologische und klimatologische Gegebenheiten sind die grundlegenden Elemente hierfür. Mensch und Tier können ausweichen, auswandern, wenn deren Lebensgrundlagen sich negativ verändern. Pflanzen jedoch sind, so scheint es uns zumindest, so mit dem Standort, dem Boden verbunden, daß „die Verwurzelung mit dem Boden“ geradezu sprichwörtlich geworden ist.

Aber auch Pflanzen können ihre Standorte wechseln, wenn lebensentscheidende Änderungen sie dazu zwingen. Nur vollziehen sich solche Pflanzenwanderungen in zeitlichen Dimensionen, die wir hastig dahinlebenden Menschen nur durch geduldiges Beobachten feststellen können. Zu solchen Wanderungen werden Pflanzen in erster Linie durch die Verbreitung ihrer Samen befähigt. Hierzu hat sie die Natur im Rahmen des Evolutionsgeschehens mit erstaunlichen Fähigkeiten und Tricks ausgestattet: Samen wurden zu einem beträchtlichen Teil als Schirm-, Staub-, Körnchen-, Blasen-, Dreh- und Schraubenflieger ausgebildet. Wer kennt nicht die Schirmflieger des Löwenzahns, des Wiesensbocksbartes oder der Disteln, deren Flugsamen nachweislich bis über 100 km weit fliegen können! Schraubenflieger, die Samen von Tanne, Fichte, Kiefer, Lärche, Weißbuche, Ahorn, Ulme und Esche werden so, bedingt durch ihr langsames drehendes Herabsinken vom Wind immerhin bis zu einigen 100 m Entfernung transportiert, während Schopfflügersamen von Waldrebe, Weide, Pappel, Küchenschelle und Wollgras bis zu 10 km weit verweht werden können. Orchideensamen, die zu den kleinsten und feinsten gehören, sind Staubflieger und können so hunderte von Kilometern weit verblasen werden!

Andere Verbreitungsraffinessen haben Pflanzen entwickelt, die Tiere als Verbreiter ihrer Samen erkoren haben: Klettfrüchte im Fell der Tiere, aber auch Samen im Kot der Vögel

und anderer Tiere finden auf diese Weise Verbreitung über recht weite Strecken, und früchtesammelnde Tiere wie Eichhörnchen, Häher, Raben, Mäuse und Ameisen verschleppen auf diese Weise Früchte mit Samen oft über beträchtliche Entfernungen.

In historischer Zeit hat natürlich auch der Mensch die Pflanzenverbreitung gefördert. So dürfte bereits der Mensch der Steinzeit als wandernder Jäger und Sammler ganz unbeabsichtigt z. B. zur Verbreitung der Hasel beigetragen haben.

Allerdings müssen wir bei diesen Pflanzenwanderungen sehen, daß Bäume und Sträucher eine langsamere Wanderzeit aufzuweisen haben als Kräuter und Stauden. Letztere entwickeln bereits im ersten oder zweiten Jahr Samen, erstere jedoch werden erst nach vielen Jahren oder gar Jahrzehnten geschlechtsreif. Bei Zuwanderung aus fremden Pflanzenarealen werden demnach immer zuerst die kleineren Pflanzen eintreffen, nach längerer Zeit gefolgt von Sträuchern und Bäumen. Natürlich haben so zugewanderte Pflanzen nur dort eine Existenzmöglichkeit, wo sie die bereits erwähnten für sie günstigen Lebensbedingungen, vor allem bezüglich Boden und Klima, vorfinden.

Wie wir aus der Erdgeschichte wissen, sind vor geologisch gar nicht sehr langer Zeit durch weltweite Klimaverschlechterung die Gletscher der Alpen in dem Maße angewachsen, daß sie, bedingt durch ihr eigenes, laufend zunehmendes Gewicht bis weit ins Alpenvorland hinausfließen konnten. Noch vor 15 000 Jahren lagen damals die Gletscherzungen des Rheingletschers im Hegau nördlich von Engen. Gleichzeitig drang die skandinavische Vergletscherung im Norden über die Nord- und Ostsee südwärts bis nach Norddeutschland vor, so daß zwischen alpinem und nordischem Eis eine etwa 300 km breite Kältesteppe von der Art heutiger Tundren entstand.

Es ist verständlich, daß bei derartigen Veränderungen über Jahrtausende hinweg die Pflanzenwelt hart getroffen und umgestaltet



Küchenschelle



Narzissenblütige Anemone, Berghähnlein

wurde. Alpine und arktische Pflanzen, die in ihren angestammten Gebieten von den mächtigen Eismassen größtenteils verdrängt wurden, wanderten so vor den Gletschern her in das noch eisfreie Gebiet ein und bildeten eine Tundravegetation mit vorwiegend Moosen und Flechten sowie spärlichem Bewuchs von Zwergweide, Zwergbirke und Zwergkiefer. Dazwischen dürfte mosaikartig eine üppige Alpenflora geblüht haben. Die Flanken unserer Hegauberge, die Südhänge der Hegaualb und die Kiesanlandungen der eiszeitlichen Schmelzwassermassen dürften sich hierfür besonders angeboten haben. Enziane und Aurikel, Steinbrechgewächse, Alpenrosen, Alpenglöckchen und Silberwurz, was die Alpen heute in ihren Hochlagen aufweisen,

könnten damals zu den Juwelen der Hegauflora gehört haben. Auch Pflanzen aus nördlichen Arealen, wie z. B. der Nordische Streifenfarn, das Nordische Labkraut und wohl auch die Sibirische Schwertlilie werden damals den Weg in unseren Raum gefunden haben.

Nach dem Rückzug des Eises, was auch eine Rückwanderung der Eiszeit-Flora und -Fauna zur Folge hatte, konnten sich aufgrund der besonderen Klima- und Standortbedingungen im Hegau jedoch einige dieser Pflanzen behaupten bis auf den heutigen Tag. Sie wachsen und blühen als Eiszeitrelikte vor allem in den Felspartien der Hegauberge, auf der Hegaualb und in den vielen Rieden, die uns die Eiszeit hinterlassen hat.



Blutorter Storchschnabel

So finden wir beispielsweise am Hohentwiel noch heute Pflanzen wie Immergrüner Steinbrech (*Saxifrage paniculata*), Niedriges Habichtskraut (*Hieracium humile*), Dickblättriger Mauerpfeffer (*Sedum dasyphyllum*), Nordischer Streifenfarn (*Asplenium septentrionale*), und im Ehinger Ried das Nordische Labkraut (*Galium boreale*).

Nach der Eiszeit, nachdem bereits Kiefer und Hasel sich auszubreiten begannen, wurde es bei uns unter kontinentalem Klimaeinfluß wärmer. Die Jahresdurchschnittstemperatur lag damals um 2 bis 3 Grad Celsius höher als heute. Hinzu kamen die Eigenarten eines kontinentalen Klimas mit heißen Sommern und kalten Wintern, scharfen Ostwinden und wenig Niederschlägen. Bedingt dürfte dieser Klimawechsel gewesen sein durch Veränderung der Luftdruckgegensätze infolge globaler Eisbewegungen.

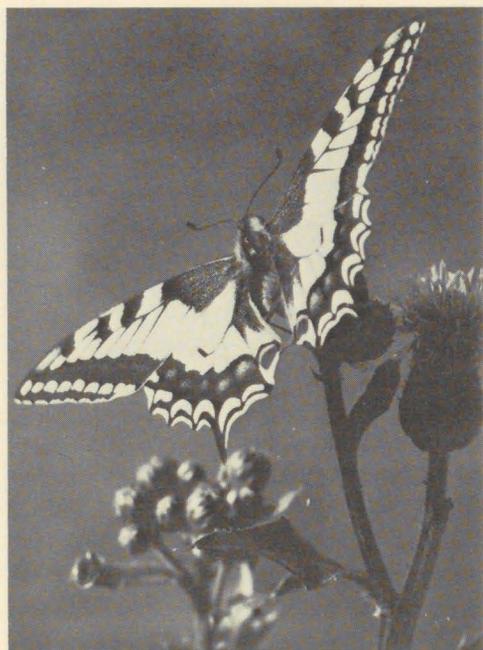
Steppenpflanzen hielten jetzt Einzug. Aus ungarischen und russischen Steppen wanderten sie u. a. das Donautal entlang über das Kriegertal in den Hegau ein. Wärmeliebende Mittelmeerpflanzen fanden ihre Wanderwege westlich der Alpen über das Rhône- und Aaretal zum Hochrhein, östlich der Alpen über den pannonisch-illyrischen Raum in das Wiener Becken, wo sie auch das Donautal als bevorzugte Wanderstraße benutzten. Der Hegau war damals Kreuzungsgebiet europäischer Pflanzenwanderstraßen.

Es kam zur Bildung sogenannter Steppenheidegebiete, die sich in Felsregionen der Hegauberge, auf kargen Plattenkalkböden des Oberen Hegaus und der Hegualb sowie auf wasserdurchlässigen Kiesböden in sonnigen Lagen, vielfach zwischen lockeren Kieferbeständen, bis zum heutigen Tag erhalten konnten. Experten dieser Steppenheidegesellschaft sind u. a.: Ästige Graslilie (*Anthericum ramosum*), Küchenschelle (*Pulsatilla vulgaris*), Sonnenröschen (*Helianthemum nummularium*), Kalk-Aster (*Aster amellus*), Golddistel (*Carlina vulgaris*), Netzblatt-Orchis (*Goodyera repens*), Skabiosen-Flockenblume

(*Centaurea scabiosa*), Hirschwurz (*Peucedanum cervaria*).

Durch einen neuerlichen Klimawechsel von kontinentalem zu ozeanischem Klima mit Westwinden, reichlich Niederschlägen und ausgeglicheneren Temperaturen fand vor etwa 4000 Jahren, während der Jungsteinzeit, durch rapides Aufkommen von Eiche und Buche wie auch später im Subboreal Tanne und Fichte der Wald Einzug in den mitteleuropäischen Raum. Die Steppe wurde größtenteils vom Wald überwuchert. Wildpferd und Rentier der Steppenzeit wanderten aus, und die Steppenpflanzen mit ihren bunten Steppenblumen wurden samt der dazugehörigen Insektenwelt wieder weitgehend verdrängt. Deutschland wurde Waldland. Dies änderte erst wieder der Mensch, der seit der Römerzeit durch systematische Rodungen den größten Teil der Urwälder in sogenannte Kultursteppen mit Wiesen, Ackerland und Weideflächen umwandelte. Im neuzeitlichen Waldbau entstanden in den noch verbliebenen Waldgebieten Kulturforste, in denen die Laubgehölze zugunsten von Fichte und Kiefer zurückgedrängt wurden.

Die Begleitflora des Waldes und der Kultursteppe überwiegt heute neben den geringfügigen Resten der noch verbleibenden Steppenheidegebiete. Aber gerade letztere finden wir bei uns im Hegau noch verhältnismäßig häufig! Der überwiegend kalkreiche Boden läßt eine viel artenreichere Flora gedeihen als z. B. die sauren Urgesteins- oder Buntsandsteinböden des Schwarzwaldes. Felspartien und warme, trockene Tuff-, Kies- und Kalkböden ließen nie einen geschlossenen Wald aufkommen. Dieser zog sich weitgehend in die Taleinschnitte und Ebenen zurück. Hinzu kommen, wie bereits erwähnt, die vielen eiszeitlichen Riede. In diesen offenen Nischen der sonst alles überdeckenden Waldzeit, die auch für die menschliche Nutzung meist uninteressant waren, konnten sich die Relikte der Eis- und Steppenzeit halten bis auf den heutigen Tag.



Schwalbenschwanz



Diptam und Ebensträußige Wucherblume im NSG Schoren

Das macht den Reichtum unserer Hegaulandschaft an den artenreichen und oft sehr seltenen Besonderheiten der Pflanzenwelt aus. Natur und Landschaftsschutz haben deshalb im Landkreis Konstanz breiten Raum, und viele ehrenamtliche Helfer sind tätig, diesem Reichtum an pflanzlichen Besonderheiten zum Überleben zu verhelfen.

Ob sie auch für unsere nachfolgenden Generationen noch blühen werden, die Blumen, ob die Schmetterlinge noch flattern, und die vielen anderen Insekten noch summen und schwirren werden?

Der Mensch hat mit seinem arroganten Wachstums- und Fortschrittsdenken rücksichtslos Urlandschaften zerstört wo er glaubte, daraus etwas erwirtschaften zu können. Oft aus rein kommerziellen Gründen werden heute zur Belebung des Fremdenverkehrs Steppenheidegebiete von Scharen herbeigelockter Orchideenfans nicht nur besucht, sondern, wenn auch ohne böse Absicht, leider oft zertrampelt.

Ein Schweizer Naturfreund schrieb: „Behandeln wir doch die Pflanzen wie unsere besten Freunde; besuchen wir sie, schauen wir ab und zu, wie es ihnen geht, und setzen wir uns, wenn ihnen nottut, für sie ein!“

Literaturhinweise

- Bartsch Dr. Johannes: Die Pflanzenwelt im Hegau und nordwestlichen Bodensee-Gebiet (1925)
 Fix, Hermann: „Die Pflanzenwelt“ in Engen im Hegau, Thorbecke-Verlag Sigmaringen 1983
 Fix, Hermann: „Naturkundliche Streifzüge“ in Daheim im Landkreis Konstanz, Verl. Stadler, Konstanz 1986
 Gradmann Robert: Das Pflanzenleben der Schwäbischen Alb (1936/50)
 Henn, Karl: „Pflanzenwelt“ in der Beschreibung des Kreises Konstanz (1968)
 Litzelmann Erwin: Pflanzenwanderungen im Klimawechsel der Nacheiszeit (1938)
 Schmeil-Fitschen: Flora von Deutschland und seinen angrenzenden Gebieten (1976)

Die Literatur des Hegaus

— ein Überblick —

von Klaus Michael Peter, Singen (Hohentwiel)

„Wird zum Hegöw / Hegoia, oder Hegoea, gerechnet / so ein Theil deß Oberrhein-Schwaben-Lands / Ond gleichsam so viel / als Hewengew / vom Schloß Hohenbeuuen genannt wird / ond zwischen dem Rhein und der Thonaw begriffen / ein klein / aber ober die massen wol erbarwet Ländlein / ontter dem Celler See / sechs Meilen weit und breyt ist / darinn vil veste hohe Schlösser onnd ein stattlicher Weinwachs / gibt auch viel Korn und Obst: Item / gute Fisch / Vögel / Ond Wildprät allda / deßhalben sich viel Adels / so das fünffte Viertel vond' Schwäbischen Reichs-Ritterschaft / von S. Georgen Schild / machet / darinn befindet.“

aus: Merian, Topographia Germaniae, Schwaben 1643, S. 151

hier zitiert nach: BERNER, Herbert (Herausgeber), HEGAU-Vorträge bei der Tagung des Alemannischen Instituts Freiburg / Breisgau in Radolfzell, April 1964; Bühl 1965

Am 30. Januar 1988 waren auf Einladung des Kulturamtes der Stadt Singen (Hohentwiel) zahlreiche Fachleute und Laien verschiedener Disziplinen, sowie Vertreter unterschiedlicher Institutionen zusammengekommen, um die Ergebnisse der Geschichts- und Festarbeit des Jubiläumjahres 1987 zur 1200-Jahr-Feier des Ortes Singen kritisch zu diskutieren. Der Kreisarchivar des Bodenseekreises Friedrichshafen, Elmar L. Kuhn, der die Veranstaltungen über das Jahr 1987 schon begleitet hatte, begann nun seine Anmerkungen mit den Worten: „Es gibt kaum eine Stadt um den Bodensee herum, die, zusammen mit ihrem Umland, so gut erforscht ist wie die Stadt Singen.“

Selbstverständlich zeigte sich im Verlauf der Tagung, daß noch zahlreiche Wünsche offen stehen. Das Kulturamt, wissenschaftliche Forschungsgruppen und Vereine, wie auch privat tätige Heimatforscher, können noch mit einer langen Liste von unbearbeiteten Forschungsschwerpunkten aufwarten. Dennoch war dieses Lob für all jene Publizisten, die in vielfältigster Form zur Wiederentdeckung des einst als „Unbekannter Hegau“

apostrophierten Landstrichs beigetragen haben, nicht ganz unberechtigt. Der Hegau wurde, besonders in den letzten 150 Jahren in vielfältigen Facetten untersucht und ebenso umfangreich dokumentiert.

Die Fülle der Quellen über das kleine Land

Die wissenschaftliche „Hegau-Bibliothek“, die als Vermittlungsstelle, Informationssammlung und Arbeitsgrundlage für die gesamte Region nach einem Gespräch beim damaligen Leiter des Kulturamtes, Dr. Herbert Berner, in Singen im August 1955 eingerichtet wurde, weist heute einen Bestand von über 55 000 Bänden auf. Ergänzend führen die alt ehrwürdigen Bibliotheken, wie die Universitätsbibliothek Freiburg, die Stadt- und Zentralbibliothek Zürich, aber auch die junge Universitätsbibliothek Konstanz zahlreiche Quellen zum Hegau. Dies ist zusammengenommen eine stattliche Zahl, obgleich es sich, wie schon im Zitat Merians zum Ausdruck kommt, durchaus um ein „klein . . . Ländlein“ handelt.

Es ist somit verständlich, daß hier nur ein recht grober Überblick über die vorhandene

Literatur zum Hegau gegeben werden kann. Dennoch lassen sich neben den Wurzeln der literarischen Beschäftigung auch für die heutigen Veröffentlichungen bestimmte Gruppierungsmerkmale darlegen.

Der „Unbekannte Hegau“ wird wiedergefunden

Der „Unbekannte Hegau“ mußte dabei nicht nur nach den Ansprüchen der Historiker, der schönggeistigen Literaten, der Fremdenverkehrswerbung oder der Forschungsgegenstände anderer Disziplinen gründlich erforscht werden, er mußte zunächst einmal in seinen Grundlagen als abgeschlossener geographischer Gegenstand erschlossen werden. Dabei boten sich abermals verschiedene Zugänge an. In volkskundlich-sprachlicher Hinsicht kann etwa davon gesprochen werden, daß der Hegau mit seinem alemannischen Mischdialekt eingegrenzt wird durch umfangreiche und in sich konsistentere Dialektgruppen: das hochrheinische Badisch des Hotzenwaldes und Schwarzwaldes, das im Westen und Nordwesten an den Hegau grenzt und mit der Nordgrenze des Kantons Schaffhausen abschließt. Das Württembergische im Norden bis zur Grenzregion um Tuttlingen, das Oberschwäbische des Bodenseekreises und des Allgäus, das Vorarlbergische am Südrand des Bodensees, das Schweizerdeutsche im Süden (Züridütsch). Negativ abgegrenzt ist also alles, was dazwischen liegt, „Hegau“, ein Schmelztiegel aller Sprachen, der zusätzlich sogar noch elsässisch-französische Elemente aufweist.

Eine weitere Möglichkeit ist die naturräumliche Abgrenzung. Sie erfolgte zwar in einem verhältnismäßig jüngeren Werk, dem „Handbuch der naturräumlichen Gliederung Deutschlands“ (erschieden zwischen 1953 und 1962), doch geriet hier die Abgrenzung zu eng. Als „Einheit 030 Hegäu“ wird hier lediglich das Kerngebiet des Hegauer Kegelberglandes verstanden, in das sogar nur fünf der sieben herausragenden, auf erdvulkanischen

Ursprung zurückgehenden Kegelberge aufgenommen sind. Die Einheit reicht nicht ganz bis zum Rhein im Süden, schließt den Bodensee vollständig aus und umfaßt außer der Singener Niederung nur noch Stockach, nicht aber Radolfzell und Engen. Zudem weist Alfred G. Benzing 1965 nach, daß es sich bei der als „gebräuchlich“ apostrophierten Lautverschiebung von „Hegau“ zu „Hegäu“ lediglich um eine Schreibform handelt, die von „einigen wenigen schwäbisch sprechenden Autoren“ benutzt worden sei. Im Hegau selbst, der wie schon bei Merian ausgeführt, auf den „Hewengau“, also den Hohenhewen bei Engen, zurückgeht, wurde stets das Stammwort „gau“ beibehalten.

Die dritte Form der Abgrenzung hat sich bis heute in der Fachwelt durchgesetzt und bekommt durch gewisse administrative Parallelen langsam auch wieder ein Bewußtsein in der Bevölkerung. Sie geht auf die politisch-historischen Bemühungen des Schriftstellers Ludwig Finckh (1935), des Heimatkundlers Albert Funk (1956) und des langjährigen Leiters des Kulturamtes der Stadt Singen Dr. Herbert Berner (1962) zurück. Allerdings muß hierzu vorweg erwähnt werden, daß diese Grenzziehung als alamannischer Gau nur in der karolingischen Zeit bestand. Danach erreichte der Hegau trotz — oder vielleicht gerade wegen — der Einflußnahme starker auswärtiger Mächte niemals mehr jene Geschlossenheit.

Nach der ältesten Urkunden- und Quellenlage war der Hegau begrenzt vom Rhein im Süden bis zur Mitte der Konstanzer Rheinbrücke — also ohne die Stadt Konstanz —, umfaßte den gesamten Untersee und die Bodanrückhalbinsel unter Auslassung der Orte Staad und Egg und griff bei der Goldbachkapelle westlich Überlingen auf die Nordseite des Überlingersees über. Von hier an beschreibt die Grenzlinie nahezu einen Kreis, dem Oberlauf der Mahlspürer Aach folgend, über Mühligen und Neuhausen ob Eck zum Wittoh, dem Bergrücken über dem württembergischen Tuttlingen über Möhringen, Im-

mendingen und Geisingen in das Donautal eingreifend bis zum Wartenberg mit seiner ehemaligen Burg. Nun führt eine eher gerade Linie von hier leicht südwestlich geneigt bis zur Wasserscheide zwischen Wutach und Aitrach, also Rhein und Donau. Vom heutigen Kanton Schaffhausen/Schweiz gehören der westlich liegende Teil mit der Stadt dazu, auch Stein am Rhein und der Ramsener Zipfel, nicht aber Neuhausen/Schweiz und der Rheinfall.

Seit der Gebietsreform von 1972 gehören die nicht schweizerischen Teile dieses Gebietes mit Ausnahme des Donautales und gewisser Grenzbereiche im Nordosten zum Landkreis Konstanz, der durch die aufstrebende Münster- und Universitätsstadt in der Moderne endlich ein eigenes Zentrum erhalten hat.

Die Einheit des Landes — die Zerrissenheit der Mächte

So einheitlich dieses „Zwischen-Land“ nun auf einer Karte betrachtet wirken mag, so ermangelte es doch einem mächtigen Zentrum, das für einen politischen Zusammenhang hätte garantieren können. Schon früh wurden einige markante Siedlungen zur Stadt erhoben, wie das wunderschön am Bodenseeanfang gelegene Radolfzell, das den Rheinumschlag kontrollierende Schaffhausen, das am Norddurchgang strategisch günstig auf einem Felsporn liegende Engen oder Stockach mit seiner weitausgreifenden Landgrafschaft Nellenburg. Doch konnte keine dieser Städte eine überwiegende Bedeutung erlangen. Nach der ersten Stadterhebungsphase, die im 13. Jahrhundert angesiedelt werden kann, folgten bereits im 15. Jahrhundert die Anschlüsse von Schaffhausen und Stein am Rhein, der Stadt an Rheinausfluß und -übergang, an die Eidgenossenschaft. Diese Orte waren zwar an Besitzungen in ihrem Umland interessiert, nicht mehr aber an einer Ausweitung über den ganzen historischen Hegau hinweg.

Angesichts dieser Entwicklung ist es nicht verwunderlich, daß hier nach der Klosterinsel

Reichenau, die ihre Blüte im 8. bis 10. Jahrhundert erlebte, erst in den 1960er Jahren eine erste Universität angesiedelt wurde. Die Beschreibung des Hegaus wurde somit zunächst den von außen kommenden Betrachtern überlassen. Diese setzte, wie es der allgemeinen zentraleuropäischen Entwicklung entspricht, zunächst in der Renaissance, also im 16. Jahrhundert ein. Es gibt also schon Nennungen, die vor dem oben vorangestellten Zitat von Merian stehen. Die Arbeiten von Matthäus Merian d. Ä. aus Basel, seine Kupferstiche der Belagerung des Hohentwils von 1641, sein Gesamtbild der Festung von 1643, sowie seine sehr gelungene Stadtansicht von Engen, die vor der Zerstörung von 1640 aufgenommen worden sein muß, zeugen lediglich von einer sehr intensiven Beschäftigung mit Motiven des Hegaus.

Früher angesiedelt ist das Bodensee-Panorama des Meisters PW von 1505, die Schwarzwaldkarte von Sebastian Münster (um 1550), die Schwarzwald-Karte von Georgius Schinbain, genannt Tibianus (1578) und die erste Ansicht des Hohentwils, der Grundriß des Baumeisters Schickardt von 1591. Die drei Panorama-Karten enthalten im übrigen als zutreffend geltende Stadtansichten von Engen.

Zwei letzte Nennungen von Betrachtern von Außen, bevor die kontinuierliche Literatur über den Hegau aus dem 19. und 20. Jahrhundert dargestellt werden soll, seien die Reisetagebücher von Friedrich-Wilhelm von Hessen-Homburg und Johann Wolfgang von Goethe. Beide sind auf alten Straßen nur durch den Hegau durchgefahren. Entsprechend der Übung der Zeit verfaßten sie jedoch über nahezu jede Station eine Bemerkung für die Reisetagebücher. Dies gilt auch für Goethe, der sich 1797 auf der Dritten Schweizerreise befand. Der große Dichter hat keinen Stoff verarbeitet, wenn er etwa schreibt: „Von Morgen her gesehen gibt Engen ein artig topographisch Bild, wie es unter dem bedeutenden Berge auf einem Hügel sich ins Tal verliert.“ Er hat, wie stets, wachen Au-

ges seine Umwelt beobachtet und sicherlich später seine zahlreichen Notizen als Anregungen zu seinen Betrachtungen über das menschliche Wesen und die Natur genutzt. Hier war also auch der Hegau Station.

Forschungskontinuität seit dem 19. Jahrhundert

Nach dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, als die Wirren der napoleonischen Kriege überwunden und durch eine Neuordnung Europas eine zwar politisch unfreie, aber friedlichere Zeit anbrach, war wohl auch im Hegau die Zeit gegeben, Rückschau zu halten.

Aus der ehemaligen Dominanz der Adels-herrschaften und Ritterburgen ist es verständlich, daß die erste Beschäftigung ihnen galt. Dies tat der Volksschriftsteller und Pfarr-
amtsverweser Ottmar F. H. Schönhuth, der auf Hohentwiel die noch immer württembergisch-evangelische Gemeinde verwaltete, ab 1834 mit historischer Systematik. Er widmete nicht nur dem Hohentwiel, der zwar seit 1801 zerstört lag und damit seine „große Geschichte“ hinter sich hatte, ein Kapitel, sondern auch den weiteren Hegau-Burgen, die sich auf den charakteristischen Kegelbergen befanden.

Damit wurde nun zwar für die nächste Zeit keine Lawine losgetreten, ein Anstoß aber war unverrückbar gegeben. Aus Interesse an der württembergischen Staatsraison des 18. Jahrhunderts und an den Gefangenen auf der Feste Hohentwiel beschäftigte sich Immanuel Hoch mit dem „Letzten Schicksal der württembergischen Veste Hohentwiel“ schon 1837. Einen für die Bevölkerung zwar verheerenden, für die Historiker in erster Linie aber reizvollen Teil, stellt die Kriegsgeschichte dar. Mit „Konrad Wiederholt und dem 30jährigen Krieg“ beschäftigte sich Karl Dietrich 1851. Wiederholt hatte als Festungskommandant Berühmtheit erlangt, der den Hohentwiel gegen alle Belagerungen erfolgreich verteidigte und sich im Umland durch Plün-

derung von Burgen und Dörfern versorgte. In die folgenden Jahre fallen die Besuche Joseph Victor von Scheffels auf dem Hohentwiel und im Hegau. Sein Roman „Ekkehard“, erstmals 1855 erschienen, gehörte zu den meistverkauften Büchern des 19. Jahrhunderts und sorgten mit einem Schlag für die weitverbreitete Bekanntheit solcher historischer Wegmarken, wie des Hohentwiels, der Klöster St. Gallen und Reichenau, des Wildkirchli am Säntis. Als Autor eines „historischen Romans“ war Scheffel nicht daran gebunden, wissenschaftliche Exaktheit walten zu lassen. Dennoch hat er recht umfangreiche Nachforschungen betrieben, um seine Handlung zu gestalten. Aus historischen Dokumenten, vor allem aus der Chronik des St. Galler Klosterschulvorstehers Ekkehard IV. (verfaßt um 1031), griff Scheffel bruchstückhaft Ereignisse heraus, die er, zwar historisch unrichtig, aber im Roman zu einer schlüssigen Handlung kombinierte. Sein überzogen pathetischer Schreibstil ist literarisch allerdings nicht, wie es später oft interpretiert wurde, in der Romantik anzusiedeln. Es handelt sich hier eher um eine nationalistische Gegenbewegung zum „Jungen Deutschland“ eines Büchner oder Heine am Vorabend der Reichsgründung.

Die Aufenthalte Scheffels auf dem Hohentwiel, in Engen, der Bau seines Hauses auf der Mettnauhalbinsel in Radolfzell, all dies förderte sein Andenken auch im Hegau, wo bis in die 1920er Jahre ein „Scheffelfreundeskreis auf dem Hohentwiel“ bestand.

In den folgenden Jahrzehnten beginnt sich schon langsam eine vielfältigere Beschäftigung mit dem über die Burgen hinausgehenden Gegenstand „Hegau“ abzuzeichnen. Ein Wanderbuch erscheint 1864, eine Beschäftigung mit Einzelthemen setzt ein, wie etwa „Aus vergangenen Tagen 1795 – 1815 (Franzosenzeit)“ von Ferdinand Müller (1894), aber auch ein Standardwerk erscheint mit den „Kunstdenkmäler(n) im Landkreis Konstanz“ von Franz Xaver Kraus aus dem Jahre 1887.

An der Schwelle zum 20. Jahrhundert beginnt auch das Erscheinen von Ortsmonographien. Herbert Berner hat darauf hingewiesen, daß hier die „Geschichte der Stadt Engen und der Herrschaft Hewen“ mit 1882 die zeitlich früheste war. Verfaßt wurde sie, was sich in den folgenden Jahren als typisch erweisen sollte, durch einen Lehrer, hier Karl Barth aus Geisingen. Obwohl der alte Hegauvorort im Donautal zu dieser Zeit schon nicht mehr im Amtsbezirk Engen lag, bestand wohl noch eine Verbindung über die Alb hinweg zwischen Geisingen und Engen.

Die aufkeimende historische Aktivität der Lehrer in Verantwortung gegenüber den Gemeinden, ließ allerdings schon bald eine empfindliche Grenze von Publikationen deutlich werden: die Finanzierung. Da ihm die junge Stadtgemeinde kein einziges Buch abkaufte und sein Projekt auch sonst nicht unterstützte, wurde der Lehrer Saettele in Singen mit seiner „Geschichte der Stadt Singen am Hohentwiel“ (1910) in langjährige finanzielle Bedrängnis gestützt. Dennoch sind in sehr vielen Hegauorten solche Monographien erschienen, die noch heute eine nicht unwichtige Primärquelle darstellen.

Schließlich wurden im ersten Jahrzehnt auch verschiedene Fremdenverkehrsverbände gegründet, die erstmals mit Prospekten oder Reiseführern an die Öffentlichkeit traten. In Singen etwa hatte die Einführung von Festspielen in der 1906 gebauten historisierten Festspielhalle auf der Schanz zu einem Aufschwung im Fremdenverkehr geführt. Während sich aber seit dieser Zeit der Tourismus am Bodenseeufer zu einem eigenständigen Wirtschaftszweig entwickelte und die traditionellen Wirtschaftsformen der Fischerei, der Landwirtschaft, des Wein- und Obstbaus zurückdrängte, erlangte er im Hegau nicht diese vorrangige Bedeutung. So gilt die einmalige Landschaft mit ihren zahlreichen Angeboten noch heute als „Geheimtip ganz in der Nähe“.

Der Aufbruch zur Systematik — die Spaltung in Disziplinen

Nach dem Unterbruch durch den I. Weltkrieg setzte in den 1920er Jahren zwar keine Zeit der wirtschaftlichen Blüte ein, gewisse technische Grundlagen hatten sich dennoch verändert. Sie begünstigten, gemeinsam mit dem durch die erste deutsche Demokratie befreiten Geistesleben, die Literatur in allen Ausprägungen.

Erstmals kann eine Systematisierung unter den Neuerscheinungen der Jahre bis 1933 vorgenommen werden. So beschäftigten sich etwa die zwei Werke von W. Schmidle „Die Geologie von Singen und seiner Vulkane“ (1919) und Hans Reck „Die Hegau-Vulkane“ erstaunlich umfangreich und exakt mit den äußerst vielfältigen erdgeschichtlichen Grundlagen der Region. Der Titel von Schmidle setzt allerdings unberechtigt die Stadt Singen in den Vordergrund, sein Text befaßt sich dagegen eher mit dem Hegau. Dies entspricht auch besser den geologischen Zusammenhängen.

Die Burgengeschichte behält weiterhin ihre eigenständige Rolle bei. Otto Stiefel verfaßt zum Beispiel eine „Geschichte der Burg Hohenklingen und von Stein am Rhein“ (1921), welche die einzige umfangreiche, erhaltene Höhenburg im Hegau beschreibt. Schon früh, bald nach der Mitte des 15. Jahrhunderts hatte sich Stein am Rhein unter den Schutz der mächtigen eidgenössischen Stadt Zürich gestellt. Sie konnte sich somit aus weiteren Kampfhandlungen heraushalten und das Stadtensemble ebenso wie die von einer Adelherrschaft erworbene Burg bis in die heutigen Tage erhalten. Die oftmals geschmähte Haltung der Neutralität hat also durchaus ihre historisch nachweisbaren positiven Wirkungen.

Mit den thematisch ähnlichen Titeln „Singen Hohentwiel und die Hegau-Berge“ von 1926, sowie „Singen und der Hegau“ von 1930 erscheinen zwei Bände, die erstmals einen übergreifenden Zusammenhang für den Hegau

herstellen. Allerdings gilt dies hier zunächst nur für das Hegauer Kegelbergland, also das oben aus dem „Handbuch der naturräumlichen Gliederung Deutschlands“ zitierte Kerngebiet des historischen Hegaus. Bei beiden Bänden wird die Bestrebung deutlich, die verlegerischen Unsicherheiten durch neue Erscheinungsformen aufzufangen.

So erscheint der erstgenannte Titel als Band V einer „Deutsche Berge“ betitelten Reihe eines Verlages Willy Wisotzky in Chemnitz. Während es dem damaligen Bürgermeister der Stadt Singen, Dr. Edmund Kaufmann, überlassen blieb, als Herausgeber zu firmieren und einige in der Stadtgeschichte und im kulturellen Geschehen bekannte Autoren zu gewinnen, besorgte der Verlag die Finanzierung durch einen Drittelanteil von Werbeseiten, die als Block am Schluß erscheinen. Diese Produktionsform dürfte von größerem Erfolg geprägt sein, denn sie wurde bis in die heutigen Tage in Nuancen abgewandelt immer wieder wiederholt. Der Band ist mit seinen damals aktuellen Kurzbeiträgen auf insgesamt 40 Seiten, sowie mit seinen Anzeigen, eine nicht unwichtige Quelle für die Stadtgeschichte der 1920er Jahre.

Wesentlich umfangreicher und fundierter ist das Jahressheft 1930 des „Landesvereines Badische Heimat“, das von Hermann Eris Busse in Freiburg herausgegeben wurde. Es gilt als das erste systematische Standardwerk zum Hegau. Hermann Eris Busse zum Gedenken wurde in neuerer Zeit in Engen am Ballenberg eine Straße benannt. Die Gliederung entspricht noch nicht der wissenschaftlichen Fraktionierung unserer Tage. Zwischen Hegau-Gedichten von Paul Sättele und Eduard Presser, welcher schon damals verstorben war, aber bislang als bedeutendster Hegau-Lyriker angesehen werden kann, wurden geographische, geologische, vorgeschichtliche und mittelalterliche Erörterungen gestellt. Auch die Stadtgeschichten, die schöngeistige Literatur, das Brauchtum, Sagengestalten und Reiseerinnerungen berühmter Männer fanden hier einen Platz, nicht zuletzt eine da-

mals aktuelle Wirtschaftsbetrachtung und zwei Museen, das Scheffelmuseum auf der Mettnau und das Hegau-Museum in Singen. Gerade das letztere, das 1987 nochmals eine Verdoppelung seiner Fläche im gräflich Enzenbergischen Schloß in Singen erfahren hat, beruhte zunächst einzig auf den privaten Bemühungen des Apothekers und Heimatkundlers Albert Funk, der sich der reichen Vor- und Frühgeschichte widmete. Wie im Raum Engen, wo sich zum Ende der 1920er Jahre der Postrat Peters auf eigene Faust damit beschäftigte, die reiche jungsteinzeitliche Fundstelle des später nach ihm benannten Felsens und Albdurchbruchs im Brudertal, durch Grabungen zu erschließen, so waren es zu jener Zeit hauptsächlich Private, die sich in irgendeiner Form mit historischer Arbeit beschäftigten. Die Unterstützung von staatlicher Seite war dabei äußerst gering oder nicht vorhanden. Selbstverständlich konnte es dadurch auch zu Fehlentwicklungen kommen, etwa durch die zu schnellen und ungeordneten Grabungen von Peters. Der Anstoß der Einzelpersonen, die sich gegebenenfalls zu privaten Vereinigungen zusammenschlossen, wie es der „Landesverein Badische Heimat“ zeigt, gaben jedoch die entscheidenden Anstöße zur späteren systematischen wissenschaftlichen und staatlichen Unterstützung. Neben diesen Gesamtdarstellungen stehen auch weiterhin Einzeluntersuchungen, wie etwa „Die Lautlehre der Altsingener Mundart“ von Walter Schreiber (1927), oder „Die althistorischen Gaststätten in Singen (Hohentwiel)“ (1931) von Ludwig Ehrlich. Davon abgetrennt werden können aber nun auch rein wissenschaftliche Arbeiten wie Dissertationen, so jene von Ernst Dobler über „Die industrielle Entwicklung der Gemeinde Singen“, Tübingen 1922, oder die „Arbeitsverhältnisse und Struktur der Arbeiterschaft der Großindustrie Singens a. H. unter besonderer Berücksichtigung der Pendelwanderung“ von Philip Daum, Endingen 1931. Zunehmend zeigt sich an dieser Themenauswahl auch das Interesse an aktuellen Verhältnis-

sen, so daß sich langsam ein Bogen zwischen historischer und zeitgeschichtlicher Entwicklung spannt.

Daneben steht in den 1920er Jahren nochmals eine Blüte der schöngeistigen Literatur im Hegau, die eng mit dem Namen Ludwig Finckh verbunden ist. Der Arzt, Heimatkundler und Schriftsteller, der sich vor allem mit seinem jahrzehntelangen Kampf gegen den Basaltabbau am Hohenstoffeln einen Namen gemacht hat, nahm in vielen seiner publizierten Erzählungen Motive aus dem Hegau auf (z. B.: „Die Reise nach Tripstrill“, Stuttgart 1920; „Die Reise an den Bodensee“, Stuttgart 1931). Seine literarische Orientierung lag dabei allerdings abseits der expressionistischen (vgl. Döblin, Toller, Barlach) oder agitierenden (vgl. Tucholsky, Brecht) Strömungen seiner Zeit und war in einer heimatbezogenen Diktion auf das Wohl und Wehe der einfachen Bevölkerung gerichtet, der er auch moralischen Rückhalt und Lebenshilfe geben wollte. Später verlagerte Finckh seine Arbeit zunehmend auf die Wiederentdeckung des Hegaus in seiner Form als historische Landschaft in seltener Schönheit („Der unbekannte Hegau“, 1935; „Des Herrgotts Kegelspiel“, 1956).

Um das Bild der Literatur dieser Epoche abzurunden, soll nicht unerwähnt bleiben, daß auch weitere Wanderführer, bzw. Reiseführer erschienen sind. So das Büchlein „Vom Hohentwiel zum Bodensee. Ein Führer durch den Hegau“ 1925, herausgegeben durch den sehr selbstbewußten Begründer der „Scheffelgemeinde auf dem Hohentwiel“ Carl Alfred Kellermann. Nach einer überaus pathetischen Einleitung von etwa 20 Seiten, die sicherlich nach dem Geschmack Scheffels gewesen wäre, bringt Kellermann eine durchaus moderne Konzeption von Orts- und Wegebeschreibungen, die teilweise über den Hegau hinausweist. Ein engeres Teilgebiet daraus umschließt Josef Zimmermann mit dem „Führer durch die Halbinsel Höri am Bodensee“ von 1927.

Literatur zur Zeit des Nationalsozialismus

Der politische Bruch von 1933, als die Demokratie zugrunde ging und die Nazis eine Führer-Diktatur installierten, hatte nachhaltige Wirkungen auf Kultur und Literatur. Der in Gang gekommene Strom der Hegau-Quellen wird dürftiger und versiegt zur Kriegszeit nahezu vollständig.

Unter den hier zu nennenden Quellen sind kaum solche zu finden, die ausdrücklich nationalsozialistische Ideologie verbreiten. Dies bedeutet allerdings nicht, daß es nie eine solche Literatur gegeben hätte. Vielmehr sind in der Regel kurz vor dem Einmarsch fremder Truppen schriftliche Materialien mit nazistischem Inhalt zerstört worden. Was dennoch übriggeblieben ist, wurde von den Besatzungsmächten beschlagnahmt. Dies mag auch für Bücher gegolten haben. Erhalten sind zum Beispiel ein geologisches Werk von Otto Vetter, „Die Eruptivgesteine des Hegaus“, Stuttgart 1937 oder ein verwaltungssystematisches Werk von Ludwig Heizmann, „Der Amtsbezirk Engen in Vergangenheit und Gegenwart“, veröffentlicht in Engen 1934. Darüber hinaus sind in Zeitungen und Zeitschriften verschiedene Artikel zu mittelalterlichen Themenbereichen veröffentlicht worden. Allein der Band „Die Altsingener Geschlechter“, herausgegeben durch eine „Arbeitsgemeinschaft für Ahnenforschung“, enthält außer der ins Mittelalter zurückgehenden Abstammungsgeschichte einiger Geschlechter noch eine neuere Chronik der Stadt Singen und eine gesonderte Chronik der NSDAP. Diese bietet einen, wenn auch kurz gehaltenen Anhaltspunkt, über die Struktur der Nazi-Partei in Singen.

Die Aktivitäten in der Hegau-Literatur und in der Fremdenverkehrswerbung mußten unter den Bedingungen des II. Weltkrieges bald versiegen. Aber auch der Neubeginn kam erst nach Bewältigung der größten Probleme der Nachkriegszeit wieder in Gang.

Der Hegau erhält seine großen Institutionen

Wenn einleitend davon gesprochen wird, daß es heute angesichts der Fülle von Literatur nicht möglich ist, einen vollständigen Überblick zu geben, so gilt dies besonders für die Zeitperiode nach dem II. Weltkrieg. Diese soll hier nur zur übersichtlicheren Darstellung in zwei Teile, den Zeitraum bis 1965 und jenen danach aufgeteilt werden. Eine solche Einteilung ist allerdings willkürlich und geht nicht von einer abgeschlossenen Entwicklung aus.

Von zentraler Bedeutung ist jedoch die Schaffung verschiedener Institutionen, die der Geschichtsforschung und Heimatkunde heute einen festen Orientierungsrahmen verleihen, ohne den Raum für Kreativität zu unterbinden.

So wurden in den größeren Städten in den 1950er Jahren bald Kulturämter eingerichtet, wie etwa in Singen. Hier erwies sich die Besetzung der Leitungsstelle mit Archivdirektor Dr. Herbert Berner als außerordentlich vorteilhaft. Berner sorgte nicht nur für die kulturelle Arbeit vor Ort, sondern förderte mit seinen zahlreichen Veröffentlichungen, der Gründung des „Vereins für Geschichte des Hegaus“, verbunden mit einer eigenen Veröffentlichungsreihe, sowie einem seit dem Jahrgang 1956 erscheinenden Jahrbuch mit dem Titel „HEGAU“ wie kein anderer die systematische Erforschung der Region. Auf Kreisebene wirkte nun ein Kreisarchivar, der mit Dr. Franz Götz ein kongeniales Pendant zu Berner bildete. Später wurde im Landkreis Konstanz auch die seltene Institution eines Kreisarchäologen eingeführt, die angesichts der Vielzahl von frühgeschichtlichen Fundstellen durchaus gerechtfertigt ist. Hier wirkt heute Dr. Jörg Aufdermauer. Allen drei kommen hohe Verdienste im Zusammenhang mit der Popularisierung der Geschichtsarbeit zu, die gleichermaßen ein wissenschaftliches Niveau anstrebt und auch erreicht hat.

Neben den Institutionen, die geschaffen wurden, wirkt somit auch weiterhin das Element des persönlichen Engagements, wie es früher

schon bei den „Einzelkämpfern“ Ludwig Finckh oder Albert Funk der Fall war.

Zu der zwischen 1949 und 1965 erschienenen Literatur kann im Einzelnen gesagt werden, daß sie in ein breit gefächertes Spektrum von Teilgebieten gegliedert werden kann, dem später nur noch einige neuere Tendenzen hinzugefügt wurden. Nach wie vor finden sich einige Arbeiten zur Geologie, die noch keineswegs ausgeschöpft erscheint. Das Teilgebiet der sogenannten „Öhninger Fundstelle“ regt gleich zwei Autoren zu einer gesonderten Betrachtung an: „Landschaftsgeschichte von Bodensee und Hegau mit dem Anhang: Öhningen, ein Vorwelt-Pompeji?“, Lindau 1951 von Ludwig Armbruster und „Die fossile Flora der obermiozänen Öhninger Fundstelle“ Zürich 1954 von René Hantke. Erstmals hatte hier der Zürcher Arzt Scheuchzer im Jahre 1702 Funde konstatiert und beschrieben. Inzwischen schon berühmt ist seine Fehlanalyse einer Riesensalamander-Versteinerung, die er als einen „armen Sünder aus der Sintflut“ betrachtete. Trotz dieser heute fast schon humorvoll interpretierten Darstellung darf die überragende Bedeutung von Scheuchzers Arbeiten, die zu den ersten auf diesem Fachgebiet gehörten, nicht übersehen werden.

Abermals und eher noch verstärkt werden den Burgen und ihrer Herrschaftsgeschichte Arbeiten in den unterschiedlichsten Formen gewidmet. Neben dem Schweizer Gotthard End, der für ein Teilgebiet des Hegaus eine der seltenen grenzüberschreitenden Veröffentlichungen vorgelegt hat — „Die Burgen der Höri und ihre Besitzer“, Schaffhausen 1940 — sind es vor allem die Hauptwerke über die großen Hegauberge, welche die fünfziger Jahre bestimmen. Hierzu sind ebenso die Monographie von Eberhard Dobler über „Burg und Herrschaft Mägdeberg“, Singen 1959 zu rechnen, wie der Sammelband „Hohentwiel — Bilder aus der Geschichte des Berges“, Konstanz 1957, herausgegeben durch Herbert Berner im Auftrag der Stadt Singen oder „Die Herren von Hewen und ih-

re Herrschaft“ von Wolfgang Sandermann, Freiburg 1956, das als Dissertation abgefaßt wurde. Die Kompetenz der Namen bewahrte sich bis in unsere Tage, denn Wolfgang Sandermann wurde als Referent zum Festakt der 900-Jahr-Feier der Stadt Engen 1986, Eberhard Dobler desgleichen zum Festakt zur 1200-Jahr-Feier der Stadt Singen 1987 geladen.

Die Tradition der Ortsgeschichtsbücher wird fortgeschrieben, so erscheint ein Titel von Edmund Jehle „Steißlingen: Aus der Geschichte der Pfarrei und des Dorfes“, Singen 1956, oder aus Anlaß des Jubiläums der Band „Möggingen 860—1960“, Singen 1960 von Herbert Berner.

Im Bereich der Systematiken führt ebenfalls Herbert Berner eine im unbestimmten Rhythmus seit 1954 bis heute beibehaltene Folge fort, die populärwissenschaftliche Darstellung des Hegaus in Bild- und Textbänden. In jenem Jahr war der Band „Singen und der Hegau“ noch von Otto Feger und Jeannine LeBrun abgefaßt worden. 1963 erscheint dieser als „Singen und der Hegau“ mit dreisprachigen Anmerkungen, was die wiedererfolgte internationale Öffnung andeutet. Daß der „Unbekannte Hegau“ nun endlich tatkräftig ins Visier gefaßt wird, zeigt auch der handliche Band für unterwegs „Fahrt in den unbekanntem Hegau“, den Herbert Berner 1964 publiziert. Vergleichsweise umfangreich ist der schon 1956 erschienene „Stadtspiegel — Ein Handbuch für Einheimische und Fremde“ für Singen und die unmittelbaren Nachbargemeinden. Hier wird wieder die Finanzierung durch Werbung durchgeführt, die Textteile fallen jedoch im Niveau weit zurück. Der „Stadtspiegel“ erfuhr in dieser Form auch keine Neuauflage. Eine sicherlich sinnvolle Fortführung des Gedankens einer systematischen Darstellung war der von Bayer — Schilling — Zimmermann angefertigte Band „Heimat Westlicher Bodensee, Hegau, Linzgau und Heuberg — Heimatkundlicher Lesestoff für die Hand der Schüler“, Allens-

bach 1963. Für den Bereich der Heraldik wurde ein streng gegliedertes Standardwerk 1964 präsentiert, das „Wappenbuch des Landkreises Konstanz“ von Hans-Georg Zier.

Zwei Werke der schöngestigen Literatur, die ebenfalls in diesem Zusammenhang zu erwähnen wären, gehen auch vom Hegau in seiner umfassenden Gestalt aus. So wird das später vielzitierte Standardwerk „Des Herrgotts Kegelspiel“ von Ludwig Finckh erstmals 1956 in Ravensburg veröffentlicht. Das zu dieser Zeit schon vergleichsweise kleine Bändchen besticht nicht mehr durch eine Vielzahl neuer Informationen, sondern durch die mahnende Sprache, die Heimat nicht gering zu achten und die Umwelt zu erhalten. An der Schwelle einer hochtechnisierten Zeit lag Finckh damit lange vor den entsprechenden Entwicklungen in der großen Politik. Ob der hegaureisende Pfarrer Anton Keller nochmals zu solch endzeitlichen Aussprüchen gelangen würde, wie auf der Ebringer Höhe, wo er glaubte „einen Blick in die Ewigkeit“ zu tun, ist angesichts der heute dort befindlichen Autobahntunnelbaustelle recht fraglich. Keller verfaßte seinen „Hegau in seiner irdischen und himmlischen Schönheit“ 1949. Der Band in Antiqua-Schrift und auf schlechtem Papier aus der unmittelbaren Nachkriegszeit ist heute selbst wieder ein historisches Dokument. Festschriften, Zeitschriftenbeiträge und Einzelbetrachtungen erscheinen seit den 1960er Jahren in unübersehbarer Fülle. Sie ergänzen im wesentlichen die systematisierten Erkenntnisse der Gesamtdarstellungen. Herausgehoben seien darin lediglich noch die Zulassungsarbeiten, die nun auch in ansteigender Zahl über regionale Arbeitsthemen erstellt werden. So tritt der Begriff einer Stadtgeographie etwa bei Fritz Schmidlin 1955 in der Arbeit „Singen am Hohentwiel — Grundzüge einer Stadtgeographie“ auf oder die historisch-ökonomische Analyse bei Wolfgang Beger 1962 „Singen (Hohentwiel), Vom Bauerndorf zur Industriestadt 1860—1962“.

Der Hegau der Moderne — Publikationen auf allen Ebenen

Erstmals im Jahr 1966 und seither kontinuierlich ist für Singen und Umgebung ein „Singer Jahrbuch“ erschienen, herausgegeben von Herbert Berner, seit dem Band 1986 firmiert es unter „Jahrbuch Singen“ in geänderter Aufmachung, Herausgeber ist der neue Kulturamtsleiter der Stadt Singen Dr. Alfred G. Frei. Die Hegau-Jahrbuchreihe wird dadurch in populärer Form ergänzt. Alle Jahrbücher enthalten auch die offizielle Singener Jahreschronik.

Nach 1965 bis heute treten erstmals geologische Untersuchungen vergleichsweise schwächer auf. Neben Aufsatzbeiträgen könnte der „Hegau und westliche Bodensee“ von Albert Schreiner, 1976 und 1984, als Standardwerk bezeichnet werden.

Dagegen erfreut sich die Burgengeschichte einer ungebrochenen, ja gesteigerten Veröffentlichungsdichte. Während sich — an dieser Stelle nicht nennbare — zahlreiche kleinere Beiträge vertiefend und kritisch mit Einzelaspekten befassen, ein wissenschaftliches Niveau also fortführen, sind zahlreiche Sammelbände erschienen, die teilweise als Wanderausstattung, teilweise als kurzweilige Lektüre wohl verstanden sein wollen. Leider wird hier nicht immer wenigstens ein populärwissenschaftlicher Standard gehalten. Eine beachtenswerte Einzelleistung stellt dagegen der Band von Rainer Kiewat dar, der unter dem Titel „Ritter, Bauern und Burgen im Hegau“ eine zumindest recht umfangreiche Quellensammlung anbietet. Der historische Laie hatte sich zum Ziel gesetzt, möglichst viel über die Herrschafts-, Bau- und Alltagsgeschichte aller ehemaliger Hegauburgen aufzubereiten. Eine gewisse Parallelität weisen die Bände von Bender — Knappe — Wilke „Burgen im südlichen Baden“, Freiburg 1979 und von Robert Feger „Burgen und Schlösser in Südbaden“ von 1984 auf. Beide gehen deutlich über den Hegau hinaus und erfassen hier nur die wichtigsten Stätten. Der erstgenannte Band geht durch seine Bildauswahl

und die Wiedergabe von Grundrissen und Skizzen qualitativ über den zweiten hinaus. Verstärkt sind weiterhin Gemeinde- und Stadtdarstellungen erschienen. Dies konnte aufgrund von Ortsjubiläen, wie bei der 1200-Jahr-Feier der Gemeinde Bohlingen im Jahre 1973 geschehen — „Beiträge zur Geschichte von Bohlingen“ herausgegeben von Herbert Berner im Auftrag der gerade noch selbständigen Gemeinde Bohlingen — oder aufgrund der Bedeutung der Gemeinde, wie etwa bei „Engen im Hegau“, 1983 durch den gleichen Herausgeber. Eine neuartige und ausgebaute Form einer solchen Stadtgeschichte wird durch Herbert Berner aktuell noch bearbeitet. Durch die 1200-Jahr-Feier 1987 sah sich die Stadt Singen veranlaßt, ein Gesamtwerk über Stadt und Umland, regionale Grundlagen und aktuelle Entwicklungen in Auftrag zu geben. Dies umfaßt insgesamt vier Bände, unter denen drei mit dem gemeinsamen Titel „Singen — Ziehmutter des Hegaus“ erscheinen und durch den emeritierten Kulturamtsleiter Herbert Berner herausgegeben werden. Alle Bände werden durch vielfältige fachspezifische Beiträge gestaltet und erreichen damit einen nicht unbeachtlichen Qualitätsstandard. Der erste der vier Bände mit dem Titel „Arbeiterleben in einer Randregion“, der von Gerd Zang, als Mitarbeiter des Arbeitskreises Regionale Sozialgeschichte, Konstanz, im Auftrag der Stadt Singen herausgegeben wurde, fällt in eine neue Sparte der Geschichtsveröffentlichungen.

Der genannte Arbeitskreis war aus Projekten an der Universität Konstanz heraus entstanden. Er verfolgt das Ziel, die wissenschaftliche Beschäftigung mit regionalen Phänomenen nicht auf die Universität zu begrenzen. Neue Gegenstandsbereiche der Geschichtsforschung wurden lokalisiert, so die Parteilichengeschichte, die Widerstandsforschung (hier vor allem das III. Reich betreffend), die Mündliche Geschichte, die Alltags- und Wirtschaftsgeschichte, u. a. Auch aus diesem Spektrum wurden sowohl durch den Arbeitskreis als auch durch private Forscher bereits

einige markante Veröffentlichungen vorgestellt. Hierzu gehört der Sammelband „Provinzialisierung einer Region — Zur Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft in der Provinz“ (am Beispiel Konstanz), herausgegeben von Gert Zang, Frankfurt 1978, „Die Gailinger Juden“ von Schmieder — Friedrich, Konstanz 1981, über die ehemals größte jüdische Gemeinde im Hegau, die als einzige deutsche Gemeinde im 19. Jahrhundert einmal einen jüdischen Bürgermeister hatte oder das durch die VVN unterstützte Buchprojekt von Käte Weick „Widerstand und Verfolgung in Singen und Umgebung“, Stuttgart 1982. Zur Geschichte des Nationalsozialismus in Singen erschienen bereits die zwei Broschüren „Die Machtergreifung der Nationalsozialisten“ 1983 von Ingrid Pickel und „Stadtrundfahrt durch die Geschichte der Stadt Singen 1930—1950“ von Klaus Michael Peter 1987. Die letztgenannte Arbeit ermöglicht ein eigenes Nachvollziehen von 38 historischen Stationen.

Neben den Ortsdarstellungen sind im Bereich der systematischen Werke nochmals einige herauszuheben. So erschienen 1969 die beiden ersten, 1983 und 1984 der dritte und vierte Band der damit abgeschlossenen Kreisbeschreibung für den Landkreis Konstanz. Während sich die frühen Bände als Querschnittsbetrachtungen zu den Grundlagen der Region verstehen, gehen die neueren Bände von den Verwaltungsräumen aus, in denen die heutigen Gemeinden mit ihren Ortsteilen liegen. Die einheitlich strukturierten Kompendien sind inzwischen für Fachwelt und Private zum unverzichtbaren Standard-Nachschlagewerk geworden. In gewisser Weise zeigt sich lediglich als negativ, daß die ersten Bände erschienen sind, noch bevor der Landkreis aufgrund der Gebietsreform in Baden-Württemberg wesentliche Teile des ehemaligen Landkreises Stockach zugeschlagen bekam.

Neben diesen von staatlicher Seite initiierten Kreisbeschreibungen ließen es sich auch Laienforscher nicht nehmen, Gesamtdarstellungen

zu publizieren. So verfolgte ein privater Autor das Ziel, einen streng gegliederten „Codex-Kultur-Atlas“ zu veröffentlichen. Ab 1971 erschienen einige Hefte unter dem Untertitel „Hegau-Nord“. Trotz einer Unterstützung durch den Hegau-Geschichtsverein konnte die Serie jedoch nicht vervollständigt werden. Abgeschlossen ist dagegen die dreibändige Folge von Bruno Baumann mit dem Titel „Hegau“ von 1980, aufgeteilt in die Bände „Geologie, Entstehung, Aufbau“, „Kulturlandschaft am westlichen Bodensee“ und „Hegau-Burgen, Hegau-Städte“. Die sparsame Aufmachung ermöglichte zumindest, daß der Fachwelt die zusammengetragenen und leicht verständlichen Erkenntnisse nicht verloren gegangen sind.

Für die Schule ist inzwischen auch ein aktueller Band von Lutz — Nebel — Noe erschienen mit dem Reihentitel „Kennzeichen . . .“, hier also „Kennzeichen KN“, der jedem Hegau-Interessenten übersichtlich und leicht verständlich eine lesenswerte Einweisung in das Thema gibt. Eine populäre Fassung der Kreisbeschreibung, die besonders auch in ihrem Bildmaterial auf aktuelle Grundlagen zurückgreift, wurde 1985 mit dem von Kreisarchivar Dr. Franz Götz herausgegebenen Band „Daheim im Landkreis“ aufgelegt. Sie kann mit den besonders für Singen noch verschiedentlich erschienenen populärwissenschaftlichen Darstellungen verglichen werden. Spektakulär ist darunter auch der Band von Berner — Kasper „Singen“ von 1986 mit künstlerisch besonders herausragendem Fotomaterial.

Unter den Einzeldarstellungen treten nun verstärkt auch technische Gegenstände in den Blickpunkt des Betrachters. So hat Alfred Grieger in einer Reihe „Wo sind wir jetzt“ gewisse Teile Südbadens von der Eisenbahn aus beschrieben. In einem Quellenband „Eisenbahn in Singen und im Hegau“ von Britz — Dietrich 1978 werden die Grundlagen des regionalen Eisenbahnbaus im 19. Jahrhundert offengelegt. Bemerkenswert ist auch, daß neue Bewegungen, wie jene der Ökologie,

schon ihren Niederschlag in fundierten Werken gefunden haben. So ist unter der Schriftleitung von Günter Schmid 1983 ein Sammelband „Der Mindelsee bei Radolfzell“ erschienen. Das Dekanat Westlicher Bodensee hatte Bernhard Adler und Franz Götz beauftragt, einen Band mit dem Titel „Kirche im Hegau“ herauszugeben, was 1982 erfolgte. Hier handelt es sich um einen bedeutenden Einzelbereich, der erst spät gesondert dargestellt wurde. Das selbe gilt für den im gleichen Jahr erschienenen Band „Fasnet im Hegau und Linzgau“, herausgegeben von Herbert Berner, der das urwüchsigste und eigentümlichste kulturelle Element der Landschaft neben der eigenen Dialektfärbung umfassend aufzeigt. Einen Rückgriff auf die schöngeistige Literatur erfolgt in dem Band von Helmut Bender „Bodensee- und Hegauperspektiven — Land und Leute durch die Jahrhunderte — Von Sebastian Münzer bis Ludwig Finckh“ von 1984. Der Schlußpunkt, der bei Ludwig Finckh gesetzt wird, gibt der Vermutung Auftrieb, in den letzten Jahren habe sich kein Autor mehr auf diese Weise mit Motiven des Hegaus und seiner Siedlungen befaßt. Neben Wanderführern des Schwarzwald-

vereins — „Der Hegau“, 1970 und 1979 —, des Deutschen Jugendherbergswerkes — „Der Hegau — DJH Singen“, Karlsruhe 1978 und des Singener Verkehrsamtes — „HEGAU — BLICK“, Singen 1986 — sind auch Kulturführer erschienen, wie von Friedrich Thöne „Vom Bodensee zum Rheinfall“, 1975. Der „andere“ oder „alternativ“ genannte Reisebuchsektor hat zwar noch nicht den Hegau, doch aber den Bodensee entdeckt. So erschien bereits in der Reihe dtv merian ein Band „Bodensee“, zu dem eine Reihe von Mitarbeitern des Arbeitskreises Regionale Sozialgeschichte, Konstanz gewonnen werden konnten. Der in Franken tätige Alternativ-Verlag Michael Müller hat unter dem gleichen Titel 1985 einen Führer von H. P. Siebenhaar herausgebracht.

An der Wende zur postmodernen Informationsgesellschaft darf der Aufbruch zu Neuen Medien nicht fehlen. So sei abschließend der Fernsehfilm „Kulturlandschaft Hegau“ von 1981 genannt, der die Landschaft, wie sie sich heute bietet, einfühlsam und kritisch zugleich ins Bild setzt. In der Mediothek der Universitäts-Bibliothek Konstanz steht auch dieser Film ständig zur Betrachtung bereit.

II. Zum 250. Todestag des Markgrafen Karl Wilhelm

„Der sich in Carolsruh ein Eden hat erbaut“

Zum 250. Todestag des Markgrafen Karl Wilhelm
von Baden-Durlach

Hans Leopold Zollner, Ettlingen

Am 12. Mai 1988 jährt sich zum 250. Mal der Todestag Karl Wilhelms, des Gründers von Karlsruhe. Jener Tag, an dem der Dichter Barthold Heinrich Brockes den Heimgang des Markgrafen mit den Versen beklagte:

*„Ruhe wohl, erblaßter Fürst!
Bis Du dort den Himmels-Garten,
Des die Seraphinen warten,
Auch erstanden, bauen wirst:
Ruhe wohl!“*



Eber ein Lieblingskind der Venus als ein Herkules — so scheint der 17jährige Erbprinz von Baden-Durlach nach diesem Gemälde im Schloß Gripsholm. Es entstand bei Karl Wilhelm am schwedischen Königshof und wird dem Maler David v. Krafft zugeschrieben.

Doch nur wenige werden sich an diesem Gedenktag an die Verse aus dem „Unverwelklich-leuchtenden Ehrenmal“ erinnern, das der Hamburger Dichter dem „berühmten Verehrer göttlichen Geschöpfes in Blumen“ errichtete. Umso lauter dagegen wird die Fama wieder ihre Stimme erheben. Wird wieder die uralten Skandalgeschichten aufwärmen: vom „Narren in folio“ und von seinem „ridicülen Serail“, wie die hochgeborene Klatsch-Base Lieselotte von der Pfalz mit spitzer Feder zu vermerken beliebte. Oder die vom markgräflichen „Hirschpark“ mit seinen in Tag- und Nachtdienst beflissenen 160 Houris, von denen der Pseudohistoriker Eduard von Vehse zu wissen meinte — oder die unzähligen anderen pikanten Histörchen, die meist weit lusterner waren als die Gelüste einer echt barocken Kraftnatur. Grund genug also, ein wirkliches, zutreffendes, historisch umrissenes Porträt dieses Fürsten aus badischem Haus zu entwerfen, dem es zwar neben dem Licht nicht an Schatten fehlt; das aber auch verdeutlicht, daß Karl III. Wilhelm von Baden-Durlach eben doch mehr war als nur ein Freund der Tulpen und Frauen, als ein Genießer und Männlichkeitsprotz. Daß dieser Markgraf vielmehr nach bewegten kriegerischen Jugendjahren ein tüchtiger Regent wurde, der ungeachtet seiner militärischen Meriten, nachdem er einmal auf den Thron gekommen, sein kleines Land friedlich und gewissenhaft verwaltete, Duldsamkeit übte — und Sparsamkeit, obwohl er sich 1715 inmitten des Hardtwalds eine neue Residenz erbaute.

Freudiges Ereignis in der Karlsburg

Der 18. Januar 1679 muß für das Haus Baden-Durlach ein rechter Freudentag gewesen sein. Ein knappes Jahr, nachdem der Kaiser mit dem König von Frankreich zu Nymwegen Frieden geschlossen, hatte Markgräfin Augusta Maria ihrem Gatten, Markgraf Friedrich Magnus, einen Sohn und Nachfolger geboren. Endlich, nach neun Jahren Ehe, nach einem Erstgeborenen, der — denn Kin-

dersterblichkeit war groß in Palästen und Hütten — nur ein paar Wochen alt geworden, und nach fünf Töchtern, von denen bis dahin drei ebenfalls noch in der Wiege gestorben waren. Grund genug also für den Hofpoeten Johann Dobeneck, den nach dem schrecklichen Dreißigjährigen Krieg und den Réunionskriegen am Oberrhein so raren Frieden und das freudige Ereignis in der Durlacher Karlsburg mit den Versen zu feiern:

*„Mars legt bereits die Waffen nieder,
macht allgemach dem Krieg ein End;
des Friedens Strahlen blinken wieder,
Bellona selbst reicht ihm die Händ.*

Vor den Oliven-Zweigen

Sich Sieges-Palmen neigen:

So komm denn, auserwähltes Licht!

Verdopple dieses Hauses Freud

mit deiner gulndnen Lieblichkeit,

komm, edler Fried, und säum dich nicht!“

Dobeneck mochte ein passabler Poet sein; ein verlässlicher Prophet war er nicht. Nur ein Jahrzehnt verstrich, da hatte Mars die Waffen wieder aufgenommen, lag die baden-durlachische Residenz unterm Turmberg gleich unzähligen andern Städten und Dörfern am Oberrhein in Schutt und Asche, niedergebrannt von den Truppen des Allerchristlichsten Königs Ludwigs XIV., der die beanspruchte Pfalz zwar nehmen, aber nicht halten können. Markgraf Friedrich Magnus hatte die Zerstörung der vielbewunderten Karlsburg und die Vernichtung seiner guten Stadt Durlach nicht miterlebt; er war bereits im November 1688 mit seiner Familie nach Basel geflüchtet, wo die Markgrafen von Baden-Durlach ein Palais in der neuen Vorstadt besaßen.

Es gibt trotz der traurigen Ursachen allerlei Schilderungen über den etwa zehnjährigen Aufenthalt der markgräflichen Familie im Baseler Exil, die geradezu idyllisch anmuten: der Markgraf beschäftigt mit der Ordnung seiner rechtzeitig verlagerten Bücher- und Bildersammlung, die Markgräfin mit der Zusammenstellung eines Gesangbuchs für die

Markgraf Karl III. Wilhelm von Baden-Durlach: Den jugendlichen Draufgänger von Friedlingen und Hochstädt und den Liebhaber der Tulpen und schönen Frauen charakterisiert sehr treffend dieses Porträt. von Ph. H. Kisling



Markgrafschaft befaßt, umgeben von ihren Töchtern und dem kleinen Christoph und nicht zuletzt vom Erbprinzen Karl Wilhelm. Doch der Erbprinz verschwand schon bald aus dem Familienkreis. Mit elf Jahren bezog er, begleitet von seinem Hofmeister Johann Bernhard von Gemmingen, die Hohen Schulen, zuerst Lausanne und Genf, dann die Universität Utrecht.

Mit dem Türkenlouis nach London

Hier wehte eine freiere Luft als am braven markgräflichen Exil-Hof zu Basel, und Karl

Wilhelm genoß nach den Studien, die dem begabten und polyglotten Erbprinzen offenbar leichtfielen, vor allem zwei Aufenthalte am englischen Hof. Beim zweiten, im Januar 1694, durfte er seinen berühmten baden-badischen Vetter, den Türkenlouis, nach London begleiten. Während der Markgraf von Baden-Baden mit nur mäßigem Erfolg bei König Wilhelm III. von England verhandelte, genoß der junge Baden-Durlacher die Annehmlichkeiten eines großen und glänzenden Hofes in vollen Zügen: Galaabende und Empfänge, prunkvolle Operaufführungen,

Stierkämpfe, große Jagden in den Wäldern, Promenaden in den herrlichen englischen Gärten, Besichtigungen auf Werften und in Werkstätten. Als der Fünfzehnjährige zur Tulpenblüte nach Holland zurückkehrte, hatte er nicht nur seine Kenntnisse von Land und Leuten erweitert, sondern sich, und das darf bei seiner Natur für sicher gelten, glänzend amüsiert. Aber er hatte auch die Grundsätze zu jener Philosophie aufgenommen, die damals von England ausging, und die es dem Menschen geradezu zur Pflicht machte, die Vernunft zu gebrauchen, um die Herrlichkeit der Welt, der besten aller möglichen Welten, zu erkennen.

Den Netzen der Venus entschlüpft

Daß ihm solche Ansichten lagen, bewies Karl Wilhelm in den folgenden Jahren, ja eigentlich sein Leben lang. Zunächst aber reichte ihm, um die Verse des Johann Dobeneck noch einmal aufzunehmen, „Bellona selbst die Händ.“ Mit Genehmigung seines Vaters ging der Erbprinz zur Armee an den Oberrhein, die der Markgraf von Baden-Baden nach der Englandreise erneut führte, aber der Friede von Rijswyck machte schon 1697 dem Pfälzischen Erbfolgekrieg und der militärischen Laufbahn Karl Wilhelms, wenigstens fürs erste, ein Ende.

So ging der baden-durlachische Jungherr auf die übliche Kavaliereise und besuchte die verwandten und befreundeten Höfe. Längeren Aufenthalt nahm er am schwedischen Hof, denn seine Tante Hedwig Eleonore, die Witwe König Karls X., fand großen Gefallen an ihm, dessen äußere Erscheinung damals ganz dem Bild entsprach, das später einmal Johann Daniel Schöpflin von Karl Wilhelm entworfen hat. Die Natur, so meinte der gelehrte Historiograph, sei bei der Erschaffung dieses Fürsten im Zweifel gewesen, ob sie einen Herkules oder einen Sohn der Venus habe bilden wollen. In Stockholm regierte Venus die Stunde und rettete Karl Wilhelm vor dem kupplerischen Bemühen der schwedischen Tante, die den Erbprinzen aus Baden-

Durlach unbedingt mit ihrer Enkelin Hedwig Sophie verheiraten wollte. „Da aber in Schweden zu jener Zeit noch strengere Sitten galten als anderswo“, schlug Hedwig Sophie die Hand ihres doch zu flatterhaften Veters von Baden aus.

Doppelhochzeit in Basel

In die Fesseln der Ehe, denen er in Schweden noch rechtzeitig entschlüpft war, geriet er erst, als er von Berlin, wo er ebenfalls seine Aufwartung gemacht hatte, nach Basel zurückgekehrt war: just in dem Augenblick, als Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg um die Hand seiner Schwester, der siebzehnjährigen Markgräfin Johanna Elisabeth, warb. Der Stuttgarter hatte auch seine Schwester Magdalene Wilhelmine, mitgebracht, und so gab es eine Beinahe-Doppelhochzeit zu Basel. Der Württemberger tauschte am 16. Mai 1697 die Ringe mit der baden-durlachischen Prinzessin, Karl Wilhelm reichte der zwei Jahre älteren Württembergerin am 27. Juni 1697 die Hand.

Und abermals griff der Hofpoet Dobeneck in die Leier, sang vom Liebesgott Cupido und von einem Herzensbund, bei dem

*„... die Flora Blumen streut,
das ganze Land sich freut.*

*Es jauchzen Berg und Tal, was lebt in
Büsch und Wäldern,
der Hirt- und Nymfen-Schar auf
grüner Heid und Feldern.“*

Indessen, wie hätte der alte Dobeneck auch ahnen können, daß beiden Bräuten Flora keine Blumen streuen werde. Daß es der Herzog Eberhard Ludwig nicht lange mit der ehelichen Treue hielt, doch umso länger mit der „Landverderberin“, der Grävenitz; daß dem Erbprinzen Karl Wilhelm die Gattin schon bald als zu sittenstreng, zu schwäbisch-hausbacken und zu bieder vorkam. Er zeugte mit ihr zwar drei zu frühem Tod bestimmte Kinder; doch dann entfloh er nur zu gern von Tisch und Bett und suchte neue Abenteuer in

den Armen galanter Damen und an Bellonas Hand.

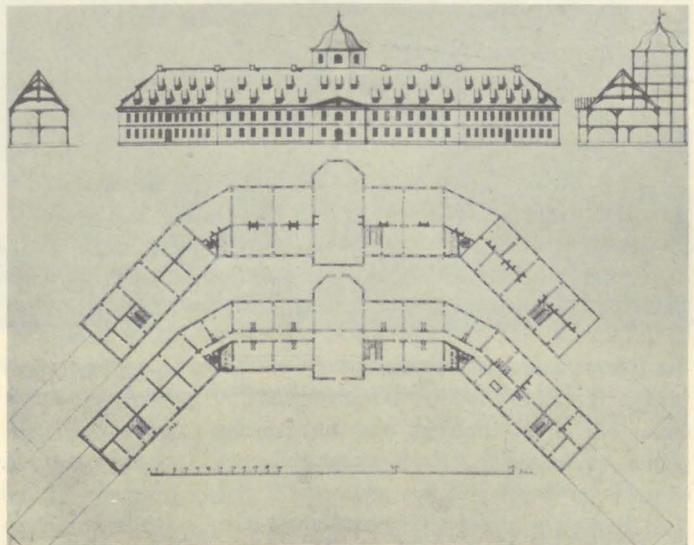
Bravourstücke des „badischen Herkules“

Die Gelegenheit hierzu ließ nicht lange auf sich warten. Kaum war 1701 der Spanische Erbfolgekrieg ausgebrochen, der, entgegen seiner Bezeichnung, vorwiegend am Oberrhein sich abspielte, trat Karl Wilhelm wieder unter das Kommando des Markgrafen von Baden-Baden und kaiserlichen Reichsfeldmarschalls Ludwig Wilhelm. Bei der Belagerung von Landau 1702 wurde der Erbprinz am Kopf verwundet. Im gleichen Jahr noch, bei Friedlingen, erwischte es den Generalwachtmeister abermals, als er an Stelle des gefallenen Fürsten von Fürstenberg das Kommando über das Fußvolk am Tüllinger Berg übernahm. Bei Höchstädt befehligte Karl Wilhelm am 13. August 1704 unter den Augen des Herzogs von Marlborough und des Prinzen Eugen die Kavallerie des rechten Flügels: so kühn und so hitzig, daß er es nur seinem treuen Reitknecht Aberle zu verdanken hatte, wenn er mit heiler Haut davonkam. Als er mit dem Markgrafen Ludwig

Wilhelm von der Donau an den Oberrhein zurückkehrte, vollends nach dem Tod des Türkenlouis im Januar 1707, warteten keine Bravourstücke mehr auf den badischen „Herkules“. In den Bühl-Stollhofener und in den Ettlinger Linien wo der Erbprinz von Baden-Durlach, nun kaiserlicher General-Feldzeugmeister, lediglich die Stellung zu halten hatte, wurde nur „defendiert“. Um sich die Lange weile und die Genesungszeit nach einem Sturz vom Pferde zu vertreiben, ließ sich Karl Wilhelm wieder einmal von Venus regieren und bandelte mit der Schwester des Philippsburger Festungsgouverneurs an, mit der Freiin Eberhardine Luise von und zu Massenbach. Die Liaison mit dieser Dame, die Karl Wilhelm eine Tochter schenkte, wäre eine Geschichte für sich. Daher nur soviel: Karl Wilhelm begann sie als Lebemann, aber er erwies sich schließlich Mutter und Tochter gegenüber als Ehrenmann.

Kommandostab mit dem Zepter vertauscht

Während dieser Affäre mit der Massenbachin starb in Durlach der alte Markgraf Friedrich Magnus; am 25. Juni 1709 folgte ihm auf dem



Den ersten Entwurf für das Schloß Carlsruhe fertigte Markgraf Karl Wilhelms Baumeister Friedrich von Batzendorf



Trotz der martialischen Symbole, mit denen der Coburger Kupferstecher Andreas Reinhardt das medaillonartige Bildnis des Markgrafen von Baden-Durlach schmückte, war Karl Wilhelm als Landesherrfürst ein friedlicher und friedliebender Herr.

Thron sein Sohn, der sich offiziell Karl III. Wilhelm von Baden-Durlach nannte, und der fürderhin seinen Geburtstag vom 18. auf den 28. Januar, den Namenstag Karl des Großen, verlegte — eine Selbstherrlichkeit, die später den Genealogen allerlei Ungemach bereitete. Was aber weit wichtiger ist: Vom Tag der Nachfolge an vertauschte Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach unwiderruflich den Kommandostab des Generals mit dem Zepter eines zwar kleinen aber durchaus friedliebenden Fürsten. Von nun an wurde regiert, dekretiert, mit zahlreichen Marginalien auf Akten und Eingaben der Wille des Herrschers markiert und überhaupt „von oben herab gewürckt“.

So erlebte ihn Anno 1712 der Frankfurter Ratsherr Johann Friedrich von Uffenbach, als er auf einer Reise in Durlach dem Markgrafen aufwarten wollte:

„Nachdem wir eine Weile gewartet hatten,“ so schrieb er über diese Begegnung, „so kam auf einmal ein Husar mit einer langen Tabakspfeife hereingestürmt und schmiß, als er uns ersah, die Pfeife auf den Boden in hundert Stücke. Doch weil er von vielen schwarzgekleideten Kavaliern begleitet wurde, schlossen wir gleich nicht unbillig, daß es der Markgraf selbst wäre. Er machte uns gar höflich ein Kompliment und ließ sich gleich eine Pfeife geben, so er verkehrt auf dem Stuhl sitzend, ausrauchete, ohngeachtet, daß verschiedene Damen von Hof dabeisaßen.“

Alle Kraft fürs eigene Land

Auch zu Reisen fand er nun wieder Zeit: zuerst ins geliebte Holland, wo er in Harlem ein Haus erwarb und sich noch mehr als zuvor in die holländischen Tulpen verliebte; nach Innsbruck wo er dem neuen Kaiser die schuldi-ge Reverenz erwies; dann, weil es gewissermaßen am Wege lag, nach Venedig, wo er den Karneval genoß. 1714 wohnte der Markgraf von Baden-Durlach, den Friedensverhandlungen in Rastatt bei, nachdem er sich

zuvor schon im kaiserlichen Auftrag als Schlichter in Schweizer Streitigkeiten bewährt hatte. Da er jedoch einsah, daß er als Diplomat für sich und sein Land so wenig erreichen konnte wie als General, widmete er sich schließlich nur noch seinen eigenen und des Landes Angelegenheiten. Noch gründlicher als bisher kümmerte er sich von nun an um Verwaltung und Rechtspflege, mit dem zeitgemäßen merkantilistischen Eifer um die Wiedererrichtung und Neuansiedlung von Gewerben, um gewichtige Probleme der Administration, aber auch um mancherlei Nichtigkeiten, die seine Gestalt weniger mit der Aura des Ruhms als mit einem liebenswürdigen Kranze von Anekdoten schmücken.

Vielseitig und von erstaunlicher Arbeitskraft

Um so bemerkenswerter sind seine Unternehmungen auf einem Gebiet, das man heutzutage mit dem Attribut „sozial“ versieht, das aber zur Zeit Karl Wilhelms noch ein Betätigungsfeld für patriarchalische Fürsorge war. Dazu gehören die Einrichtung eines Arbeitshauses in Pforzheim, das gleichzeitig Waisen-, Irren- und Zuchthaus vereinte; ferner das ebenfalls in Pforzheim gegründete „Fräulein-Stift“, das der Markgraf unter seinen persönlichen Schutz stellte und mit allerlei Privilegien ausstattete; darunter zu rechnen ist endlich jener 1719 gestiftete „Pfarrwitwenfiskus“, der die Hinterbliebenen geistlicher Staatsdiener versorgte. Hinzuzufügen bleibt, daß der Markgraf, dessen Vielseitigkeit seiner Arbeitskraft nicht nachstand, eifrig Maßnahmen ergriff, um den natürlichen Reichtum seines Landes, etwa an Heilquellen, zu erhalten und zu mehren. Nicht nur die bestehenden, wie Badenweiler oder Sulzburg, durften sich immer wieder seiner Besuche und seiner Förderung erfreuen: Karl Wilhelm ließ auch in Langensteinbach eine neue Quelle erschließen, die er dem Publikum zugänglich machte, und die dann bis in die ersten zwei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein dem kleinen Ort auf dem Alb-Pfingst-Plateau zum Ehrennamen „Fürstenbad“ verhalf.

Daß der Herr von Baden-Durlach bei all diesen Maßnahmen des Wiederaufbaus, der Neuerrichtungen und Stiftungen sich selbst nicht vergessen wollte, versteht sich. Sollte er, der in vielen Zweigen seiner Regierungstätigkeit durchaus dem haushälterischen pedantischen preußischen Soldatenkönig ähnelte, nicht auch einen Wohnsitz erhalten, der sich mit dem seiner Nachbarn und fürstlichen Zeitgenossen messen konnte? War es ihm nicht möglich, dem vielbewunderten badenbadischen Vetter nachzueifern, der sich trotz seines Zwerglandes von dem Italiener Domenico Egidio Rossi in Rastatt ein Riesenschloß hatte erbauen lassen? Konnte er nicht die neue Karlsburg, die der gleiche Baumeister zu Durlach im Auftrag seines Vaters Friedrich Magnus begonnen hatte, doch so weitläufig und pompös zu Ende bauen, wie sie auf Rossis Plänen vorgesehen war?

Fürstliche Residenz im Hardtwald

Man darf annehmen, daß sich Karl Wilhelm auch mit einer Residenz in kleinerem Ausmaß begnügt hätte, nur — den Durlacher Bürgern waren die Vorstellungen des Markgrafen dennoch zu groß. Inwiefern die Opposition der Durlacher Bürger den sonst so selbstherrlichen Fürsten zur Abkehr von der alten Residenz bewegen konnte, unterliegt ebenso der Spekulation wie die Annahme, die wachsende Entfremdung zwischen dem Gatten habe Karl Wilhelm zur Verlegung des eigenen Wohnsitzes bewogen. Zu den negativen kamen aber auch positive Beweggründe. Als leidenschaftlicher Jäger mochte dem Markgrafen ein Jagdschloß im Hardtwald, auf dem halben Weg zwischen Durlach und Mühlburg gelegen, angenehmer sein als der unvollendete Steinkasten, den sein Vater in Auftrag gegeben hatte. Schließlich wird behauptet, auch volkswirtschaftliche Erwägungen und merkantilistische Ideen, eingegeben von einem seiner Ratgeber, hätten den Markgrafen davon überzeugt, daß Fürst und Land einer neuen Residenz bedürften. Alle diese Argu-

mente können eine Rolle bei Karl Wilhelms Überlegungen zwischen 1709 und 1715 gespielt haben, doch keines von ihnen ist genau zu belegen. Akten wurden darüber nicht geführt: Ursache genug, sich nur an den Ablauf des Geschehens zu halten, und Spekulationen oder Sagen, selbst jene vom verlorenen Fächer der Gattin und vom Traum des Markgrafen, von dem Ereignis am 17. Juni 1715 auszuschließen, nach dem — so der Text der Gründungsurkunde — Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach „sich gnädigst entschlossen habe, zu Dero künftigen Ruhe und Gemütsergötzung eine fürstliche Residenz in dem sogenannten Hardtwald nahe bei Mühlburg aufzubauen . . . und bei Legung des Grundsteins einen Ritterorden unter dem Namen der Treue“ zu stiften.

„Auch das Volk strömte herbei“

All diese schönen Worte und die Stiftung eines Ordens, dessen Devise „Fidelitas“ noch heute das Wappen der Stadt Karlsruhe ziert, dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß Karl Wilhelm auch als Residenzbauherr und Stadtgründer ein Mann mit Augenmaß war, selbst beachtliche architektonische sowie städtebauliche Kenntnisse besaß, und das Gespür für brauchbare Helfer bei der Ausführung von Plänen, die er in den Ansätzen selbst konzipiert haben dürfte. Der Herr von Batzendorf erbaute mit dem Baudirektor Schwarz und den Meistern Henkel und Hemberger das eher bescheidene Schloß mit dem zentralen Turm. Ein Kreis von Gärten und eine kleine Menagerie legte sich um den Bau mit den beiden ausgreifenden Flügeln. Sternförmig strebten vom Schloß aus 32 Wald-Alleen nach Norden und neun Fächerstraßen nach Süden. Häuser wurden gebaut, zweistöckig im Halbkreis ums Schloß, einstöckig in den Straßen, rotgetüncht nach holländischem Muster; denn „auch das Volk strömte herbei“, weil der Markgraf alsbald durch Privilegienbriefe auf seine Stadtgründung aufmerksam machte. Neben verlocken-

den wirtschaftlichen und politischen Zusicherungen allgemeiner Natur garantierte er im einzelnen: Zehn abgabenfreie Anfangsjahre, kostenlosen Baugrund und kostenloses Bauholz, Freiheit von Fron und Leibeigenschaft, zwanzigjährige Steuerfreiheit und — dies ist das bemerkenswerteste von allem, das Recht ungehinderter Religionsausübung für Lutheraner, Reformierte, Katholiken und Juden. „Carlsruhe“ wuchs und gedieh, und trotzdem soll vom Residenzbau und von städtebaulichen Problemen hier nicht weiter die Rede sein, sondern von Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach, vom Blumenfreund und Friedensfürst, dessen ausführliche Biographie nie geschrieben, dessen Lebensbild dafür von Klatsch und Tratsch aufs üppigste bedeckt und verdeckt worden ist.

Tolerant und guter Hausvater

Aber selbst der historische Klatschkolumnist Eduard von Vehse mußte Karl Wilhelm bescheinigen, er sei „ein guter Landesherr“ gewesen und habe sich „mit ganzer Macht auf die Geschäfte und Arbeiten des Staatsmanns geworfen . . ., den gesunkenen Kredit gehoben und dem Land neue Hilfsquellen erschlossen.“ Und wenn er ihn auch als „tollen Markgraf“ und „kleinen Erdengott“ titulierte, so mußte er doch zugeben, Karl Wilhelm sei „einer der galantesten und beliebtesten Selbstherrscher von Deutschland“, vor allem weil er so tolerant war, „daß er in dem lutherischen Land zu Karlsruhe den Reformierten eine Kirche, den Katholiken ein Bethaus und den Juden eine Synagoge bewilligt habe“. Vehse hätte dieses Lob damit abschließen können, daß Karl Wilhelm, der als überzeugter Lutheraner den 200. Jahrestag der Reformation mit einem Jubiläumsfest begehen ließ, dennoch die Geistlichen seines Landes nachdrücklich anwies, „jeden harten Ausdruck gegen andere Religionsverwandte mit christlicher Mäßigung zu vermeiden.“

Daß Karl Wilhelm tatsächlich kein lauer Sohn der evangelischen Kirche war, beweist

sein Respekt vor dem biblischen Wort, etwa vor jenem vom getreuen Haushalter, das der Baron Karl Ludwig von Pöllnitz, sonst ebenfalls ein barocker Schwätzer von zweifelhaftem Format, mit dem Bekenntnis des Markgrafen belegte: „Ich wollte mir einen Hauswitz gründen, ohne meine Untertanen zu belasten.“ Und nach dem Hinweis des Besuchers aus dem Sächsischen auf die einfache Fachwerkbauweise des Karlsruher Schlosses meinte der Fürst: „Hätte ich von Backstein gebaut, so würde es unendlich mehr gekostet haben . . . Da ich aber nicht der reichste Herr bin, habe ich bloß ein Haus nach meinen Umständen erbaut und will lieber, daß man von mir sagen soll, ich wohne übel und hätte keine Schulden, als man sagte, ich hätte ein kostbares Schloß, wäre aber vieles schuldig und bedrücke meine Untertanen.“

Liebe zum Theater und schönen Geschlecht

Seltsam ist, daß der Baron Pöllnitz, der Verfasser des freizügigen Werks „La Saxe galante“ nichts über den markgräflichen Harem im Schloßsturm verzeichnet hat. Entweder hielt er es für selbstverständlich, daß der Fürst zahlreiche Amouren hatte, oder die 60 Tulpenmädchen, Sängerinnen, Tänzerinnen, oder was immer sie für Karl Wilhelm sein mochten, zählten nicht für einen Sittenschilderer der die Verhältnisse am kursächsischen Hof und die Potenz Augusts des Starken kannte. Jedenfalls hielt sich Karl Wilhelm keine teueren ausländischen Mätressen wie etwa sein württembergischer Vetter sondern nach den Forschungen des Karlsruher Journalisten Kurt Kranich handelte es sich bei diesen Mädchen, die teils als Sängerinnen, teils als Tänzerinnen, teils als Künstlerinnen oder als Opernstatistinnen bezeichnet werden, wie ein Besoldungsbuch ausweist, um Töchter des eigenen Landes oder um Schwäbinnen aus Stuttgart, Tübingen, Schwäbisch Gmünd und anderen Orten. Sie wirkten mit bei den Balletten und den Theateraufführungen, denn Karl Wilhelm war ein großer Freund des

Theaters, und er versäumte ungern eine Gelegenheit, an anderen Orten die Aufführung von Theaterstücken zu sehen. Eine verlässliche Aufzeichnung darüber fertigte man im Ettlinger Jesuitenkolleg an, wo der evangelische Markgraf besondere Sympathien genoß, weil er die Väter des Kollegs ihren Wein aus der Pfalz zollfrei durch seine Markgrafschaft transportieren ließ, und wo er anno 1726 nach behutsamer jesuitischer Formulierung zu einem Karfreitagsspiel erschien: „in selbstaigner hoher Person, mit sehr vielen Hofbeamten und zehn Wagen mit Damen“. Vor der Rückfahrt lobte er die Aufführung überschwenglich und versicherte, „seine Theaterleute in Karlsruhe, welche solches aus Profession täten, könnten dies nicht sowohl verrichten, als er es an den Ettlingern gesehen habe.“

Es war gewiß eine höfliche Übertreibung, denn Karl Wilhelms Theater, seine „Opera“ und sein Ballett besaßen einen beachtlichen Ruf. Von 1722 bis 1733 hielt sich der Markgraf Sänger und Sängerinnen in großer Zahl, dazu Musiker, hochbezahlte Tanzmeister und Komponisten, die — wie etwa Kasimir Schweitzelsperg — nicht nur in der badischen, sondern auch in der württembergischen Residenz hohes Ansehen genossen. Drei Bühnen ließ er errichten, darunter eine Naturbühne, auf der Schweitzelspergs Singspiel „Celindo“ uraufgeführt wurde, die „hochgepriesene Gärtner-Treue“, in der Karl Wilhelms Liebe zu Gärten und Blumen verherrlicht wurde.

Und ein passionierter „Blumist“

Diese Liebe — man kann sie fast eine Leidenschaft nennen — hielt den Markgrafen länger in ihren Banden als alle weiblichen Verführungskünste. Bei den Berichten über seine floristischen Liebhabereien stimmen mit großer Wahrscheinlichkeit sogar die Zahlen. So schrieb Johann Georg Keyßler, der Mentor zweier Ministersöhne aus Hannover, als er 1729 der badischen Residenz einen Besuch abstattete:

„... Der Garten vor dem Schloß ist klein, aber artig. Es sind darin an Pomeranzen-Citronen-, Lorbeer- und dergleichen Bäumen über 4000 Stück, worunter 2000 und 700 Orangenbäume, deren die schönsten an Höhe zwar die Ludwigsburger übertreffen, an der Dicke aber selbigen bei weitem nicht gleich kommen.“

Noch eine hübsche Schilderung soll hier angefügt werden die ebenfalls in Keyßlers Brief steht: „In etlichen Vertiefungen des Gartens hat man von kleinen Citronenbäumen artige freie Espaliers angelegt, nebst einem Vogelhause für 300 Kanarienvögel, welche des Sommers im Garten herumfliegen und freiwillig wieder in ihre Behausung kamen. Allein im verwichenen Winter wurde beim Einheizen des Ofens etwas versehen, das Feuer ergriff ein Stück Holz, so in der Stube befindlich war, und die Vögel erstickten vom Dampfe, ehe man sie retten konnte. Hinter dem Schlosse ist ein Entenkoi, worinnen täglich über 2000 wilde Enten gefüttert werden.“ Nach einer anderen Quelle pflanzte dieser passionierte „Blumist“ in seinen Gärten 500 Sorten Tulpen, 800 Arten Hyazinthen, 200 Anemonen, 400 Ranunkeln, 100 Narzissen, 500 Aurikeln und an Nelken 600 Arten; ferner Feigen-, Orangen-, Lorbeer und Pomeranzenbäume in Fülle. „Was Holl- und Engelland nur Wundersames hegt, das hat Celindens Hand hier angelegt“, faßte Schweitzelsperg diese Gartenpracht in seinem Singspiel zusammen, und der Dichter Barthold Heinrich Brockes hat die Erfolge des fürstlichen Gärtners in den schönen Versen verewigt:

*„Was die Natur Vollkommnes hat,
scheint sie in Carols-Ruh zu fügen,
Und in von ihr gewürckten Wundern
sich an sich selbst hier zu vergnügen.“*

Karl Wilhelms Tulpenbücher

Da der als groß, wohlansichtlich und außerordentlich kräftig geschilderte Fürst allmählich korpulenter wurde, machte ihm das Rei-

*Eine Schönheit war sie nicht,
die württembergische
Herzogstochter Magdalene
Wilhelmine, die der
baden-durlachische Erbprinz
anno 1697 zur Gemahlin
nahm. Dennoch hat sich diese
vielverkannte Markgräfin um
Land und Familie verdient
gemacht, so daß ihr aus
historischer Sicht Respekt
gebührt.*



sen nicht mehr soviel Vergnügen als in jungen Jahren. 1724 hatte er die letzte größere Tour unternommen, um mit seinem Schwager, Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg, der Vermählung Ludwigs XV. mit Maria Leszcinska, der Tochter des polnischen Exkönigs Stanislaus Leszczyński, im Straßburger Münster beizuwohnen. Sonst wurden die Fahrten immer kürzer; acht Tage verbrachte er bei Leszczyński in Weißenburg, als jener dort residierte, 1729 suchte er vermutlich zum letzten Male die geliebten Niederlande auf, wo er sich in Harlem wie oft zuvor „bei

einbrechendem Tag in die Gärten begab mit solchem Eifer, daß er sich mitunter keine Zeit nahm, zu Mittag zu speisen.“

Die größte und abenteuerlichste Reise überließ er 1731 seinem Hofgärtner Christian Thran. Markgraf Karl Wilhelm sandte ihn mit dem Leipziger Professor Hebenstreit zu botanischen Studien nach Afrika, „damit er alles Schöne, Neue und Wichtige, was dieses heiße Land an Pflanzen hervorbringt, sammle und in die Heimat bringe.“ Schließlich ließ Karl Wilhelm alle Blumen und besonders bemerkenswerten Pflanzen seiner Gärten ma-



Seine letzte Ruhestätte fand Karl Wilhelm im Herzen der von ihm gegründeten Stadt unter der 1823 errichteten Pyramide auf dem Karlsruher Marktplatz — ein Pharaon im Duodezformat.

len; aber nicht wie man noch immer lesen und hören kann, von den „Tulpenmädchen“, deren künstlerische und sonstige Fähigkeiten über Gesang und Tanz und sichere Haltung zu Pferd nicht hinausreichten, sondern von ausgezeichneten Aquarellisten. Ihre Blätter wurden in einem mehrbändigen Werk zusammengefaßt und sie bilden, soweit sie den Zweiten Weltkrieg überdauert haben, mit zwei Bänden den Stolz der Badischen Landesbibliothek, mit abermals zwei den des Generallandesarchivs.

Sorgenvolle Altersjahre

Darüber hätte auch der biedere Josef Bader getrost in seinem 1864 erschienenen Hausbüchlein „Badische Geschichte für jung und alt“ etwas schreiben dürfen, anstatt den Gründer der badischen Residenz einfach totzuschweigen. Er hätte, wäre ihm diese herkulische Kraftgestalt des Zähringer Hauses

wirklich zu delikates erschienen, wenigstens den markgräflichen Archivar und Poeten Carl Friedrich Drollinger zitieren können, der seinen Herrn also besang:

„... Es gibt uns unser Fürst ein reizendes Exempel/Von einer edlen Lust; der, wie man wundernd schaut/In seinem Carolsruh ein Eden sich erbaut/Und da, wenn ihn die Last des schweren Zepters drückt/An dem beblühten Schmuck sich labet und erquicket./Doch solltest Du, o Herr, wohl lange ruhen können?/Es wird Dein hohes Amt Dir schlechte Ruhe gönnen./Die Sorgen folgen Dir, Sie dringen mit Gewalt/Bis in das Innerste von Deinem Aufenthalt.“

Die Markgräfin war keine Xanthippe

Und ob die Sorgen ihm in das Innerste folgten!

Im März 1732 verlor der Markgraf seinen hoffnungsvollen Sohn, den Erbprinzen Fried-

rich: Ein liebenswürdiger und begabter Mann von 32 Jahren, Vater zweier Buben, aber brustkrank. Ein Jahr danach vertrieb der Polnische Erbfolgekrieg den Herrn von Carolsruh aus seinem Eden. Der Held von Friedlingen und Höchstädt ging nach Basel, versagte sich dem Schwäbischen Kreis als Feldmarschall, um so Land und Leute aus dem Krieg herauszuhalten.

Die Sorge für die Landesregierung übergab er seiner Gemahlin. Die vielverkannte Frau, sehr zu Unrecht da und dort als böse Xanthippe verleumdet, hatte sich bereits zuvor schon der Erziehung der beiden Enkelsöhne gewidmet, und sie hatte sich dieser Aufgabe mit umso größerem Ernst und umso innigerer Liebe angenommen, nachdem die Mutter der Prinzen, die Erbmarkgräfin Anna Charlotte, infolge einer Gemütskrankheit in jahrzehntelanges Siechtum verfallen war. Jetzt hatte sich Markgräfin Magdalena Wilhelmine auch als Landesmutter zu bewähren. Sie tat es „zum Troste der geängstigten Unterthanen“ und erfüllte ihre Pflichten als Verweserin der Markgrafschaft, der alten und der neuen Residenz, in hervorragender Weise. In einer der ganz wenigen, über sie veröffentlichten Kurzbiographien heißt es dazu:

„Freund und Feind hatten vor ihrer durch ruhiges Vertrauen geheiligten Person solche Hochachtung, daß man nicht nur ihr selbst keinerlei Unruhe machte, sondern auch das Land möglichst verschonte.“

Tatsächlich bekamen Durlach, Schloß und Stadt Karlsruhe Sauegarden durch den französischen Marschall Berwick, der außerdem seinen Truppen strengste Manneszucht vorschrieb und jede Ausschreitung unnachsichtig ahndete.

Letzte Ruhe unter der Pyramide

Kaum war Karl Wilhelm nach Kriegsende wieder in seine Residenz zurückgekehrt, traf

den immer unbeholfener gewordenen Fürsten an einem heißen Junitag 1737 ein Schlaganfall. Es blieb ihm noch ein Jahr, sein Haus, wie es sich gehörte, zu bestellen. Es scheint, als habe er in diesem letzten Lebensjahr und unter dem Eindruck ihrer Tüchtigkeit als Landesverweserin erkannt, daß seine Gemahlin doch klüger und verehrungswürdiger war als alle, die dereinst sein Bett und sein „so scandaleuses Leben“ geteilt hatten, wiewohl er bei weitem nicht der Ärgste unter seinesgleichen gewesen war. Ihr nämlich, Markgräfin Magdalena Wilhelmine, vertraute er im Testament vertrauensvoll die Markgrafschaft und die weitere Erziehung des Thronfolgers an — und er tat gut daran.

Er starb in Frieden; das ist im doppelten Sinn gemeint. Das Waffenhandwerk hatte ihn nicht mehr gelockt, und als in der Morgenfrühe am 12. Mai 1738 der Tod herannahte, machte er es sanft mit Karl Wilhelm und ersparte ihm einen langen Kampf.

Markgraf Karl Wilhelm wurde nicht in der Pforzheimer Grablege seiner Vorfahren, sondern, wie er es gewünscht hatte, im Herzen seiner Residenz beigesetzt: in der Konkordienkirche, dem Gotteshaus der Eintracht, dessen kleeblättriger Grundriß die Zusammengehörigkeit der christlichen Bekenntnisse symbolisieren sollte. Auch als diese Kirche 1809 von ihrem Platz weichen mußte, ist seine letzte Ruhestätte auf dem Platz geblieben, „wo Markgraf Karl einst im Schatten des Hartwalds Ruhe suchte, und diese Stadt erbaute, die seinen Namen bewahrt“.

So steht es noch heute auf der Pyramide des Karlsruher Marktplatzes. Friedrich Weinbrenner errichtete sie nach Abbruch der Kirche zunächst als hölzernes Provisorium bis zur Aufstellung eines Grabmonuments. Doch 1822 entschloß sich der große Städtebauer und Architekt endgültig zur Wahl der symbolträchtigen Pyramide und erstellte sie in Stein als „die der Vergänglichkeit am meisten entgegenstrebende Form“.



Gründungsmedaille der Stadt Karlsruhe mit dem Portrait Karl Wilhelms

Die Glashütten im Markgräflerland und den angrenzenden Gebieten vom 15. bis 17. Jh.

Albrecht Schlageter, Lörrach

Unter dem Titel „Auf Spurensuche; die Glasmacher und ihre Hütten im Südschwarzwald und Markgräflerland (12. Jh. bis etwa 1680) habe ich eine größere Studie zu dem nicht unwichtigen Gewerbebranch in der Zeitschrift

„Das Markgräflerland“, Heft 1, 1987 vorgelegt. Auf Grund weiterer archivalischer Quellen konnten Glashütten neu gefunden, andere lokalisiert, datiert und z. T. auch in der personalen Zusammensetzung genauer bestimmt

Darstellung einer Glashütte im frühen 15. Jh. (Add. Manuscr. 24 189, f. 16, Brit. Museum)

Oben: Aschen- oder Sandgrube im Wald; der Rohstoff ($\frac{2}{3}$ Asche und $\frac{1}{3}$ Sand) wird im Trog herbeigeschafft.

Rechts: ein Schürer bedient die tiefe Öffnung des Hauptofens, der oben ein kleines Guckloch besitzt. Der erste Schmelzvorgang zu rohem Glas wird nicht gezeigt.

Mitte: zwei Glaser bei der Arbeit; der rechte prüft mit der Pfeife den Zustand der Glasmelze, der linke, der Glasmacher, bläst Glasmasse auf und preßt das entstehende Gefäß zur Verbreiterung seines Bodens gegen eine Steinplatte.

In den durch Lehm verkleinerten Ofenfenstern erkennt man bauchige Tonkrüge, welche die geblasenen Stücke aufnehmen. Ein voller Tonkrug wurde herausgehoben (links). Der Gehilfe lädt mit der Zange die Einzelstücke zum Abkühlen in den linken, kleineren Ofen. Links dahinter die Prüfung eines fertigen Stückes durch einen Mitarbeiter oder Kaufwilligen.



werden. Dabei versuchte ich, die Verflechtung der Glasmachersippen mit anderen Regionen im deutsch-sprachigen Raum sichtbar zu machen.

Aus diesem größeren Zusammenhang habe ich den Teil über die Hütten des 15. bis 17. Jhs. entnommen und da und dort wie etwa bei Rohrberg die durch Bodenfunde 1987 gewonnenen Ergebnisse eingebracht. Ausgespart bleiben die Abschnitte über die älteren Hütten, also z. B. Glashusen/Glasig (Tennenbach), Turner¹⁾, Raum Lenzkirch/Grafenhausen und Wehrberg bei Säcking, ferner die Zusammenstellung der Flur- und Gewässernamen und die umfangreichen Personenregister der Glasmacher. Der speziell Interessierte sei hier auf die oben genannte Zeitschrift verwiesen.

Die Hütten des 15. und 16. Jahrhunderts

Die älteren Glashütten auf Sankt Blasianischem Gebiet

Im Jahre 1424 oder kurz davor erteilte Abt Johannes II. von Sankt Blasien die Erlaubnis zur Errichtung einer Glashütte im Albtal etwas oberhalb des Klosters unweit der Vereinigung der Bernauer und der Menzenschwander Alb. An sie erinnert heute der Glashof und die Glashofsäge. Der Glasmeister „Kuonrat Glaser von Guggisberg, gesessen uf dem Schwarzwald hinder dem Abt von Sant Blaesy“, wird erstmals 1424 genannt²⁾. Er war aus der schon 1406 bezeugten Glashütte von Guggisberg östlich von Freiburg im Üchtland unweit von Schwarzenburg in den Schwarzwald gekommen. Dies ist um so interessanter, als Guggisberg 1406 nachweislich durch einen Meister Franz von Glattau in Böhmen (Klatovy bei Taus) betrieben worden ist.³⁾ Vielleicht rechnete Kuonrat Glaser zur Familie des Meisters Franz, zumindest dürfte er mit der böhmischen Art, Glas zu machen, vertraut gewesen sein. Konrad hatte für die Investitionen bei der Errichtung der neuen Hütte nicht den zahlungskräftigen Kompagnon wie 1516 Meister Hug

(aus Honberg) im Münstertal; so schuldete er z. B. noch hundert Gulden in Freiburg im Üchtland und geriet offenbar bei neuen Schulden gegenüber dem Abt und Einheimischen aus der Umgebung St. Blasians in Rückzahlungsverzug. Deshalb fiel er vorübergehend in klösterliche Haft und mußte bei der Freilassung schwören, allen Leuten des Klosters zurückzuzahlen, was er schulde. Dennoch kam es darüber zu gewalttätigem Vorgehen der Gläubiger. Kuonrat wurde von einigen „unredlich angegriffen vnd swerlich gewundet, auch an sinem guot gehindert.“ Konrad ließ darauf noch im selben Jahr „sine Knechte und husgesinde“ im Wald zurück und begab sich nach Basel, wo er sich von einem Wundarzt gesund pflegen ließ. Die Stadt gewährte ihm nicht nur willige Aufnahme, sondern auch rechtlichen Beistand, wie zwei Schreiben des Basler Rats 1425 an den Abt bezeugen. Die Basler wiesen nicht nur auf die Schwere der Verletzung hin — „und ist noch nicht heyle“ —, sie verlangten rechtliche Schritte gegen Kuonrats Hauptfeinde, darunter Henni Hennis und Martin Smit, die jetzt zu Schönau sesshaft seien, den Pflüger von Bettmaringen und den Guetwin von Ibach. In der Schuldensache bitten sie um Aufschub, sowie Schutz für des Glasers „Knechte und Husgesinde“, bis er geheilt sei.⁴⁾ Der Hüttenbetrieb ging offensichtlich weiter. Wie nun die Sache mit dem Kloster ausgetragen wurde, bleibt dunkel. Doch taucht Konrad 1426 im Schweizer Jura unweit des Passwang bei der Glashütte von Oberbeinwil wieder auf. Bei einer Kundschaft des Basler Stadtgerichts sagte Henslin Eberhartz, der Meier von Brisslach bei Laufen, aus: „Cuonrat Glaser ab dem Schwarzwald haue Weyd Eschen ze obern Beinwil.“ Es ging dabei um 6 fl. Lohn für Roß und Dienstleistung. Der Flurname Glashütte erinnert noch heute in Oberbeinwil an jene Zeit. Da Konrad Glaser als Aschenbrenner für Lohn tätig war, stand er jetzt offenbar im Dienste eines anderen Glasers, war also nicht selbständig, weswegen er kaum der Erbauer jener Glashütte gewesen war. Dies

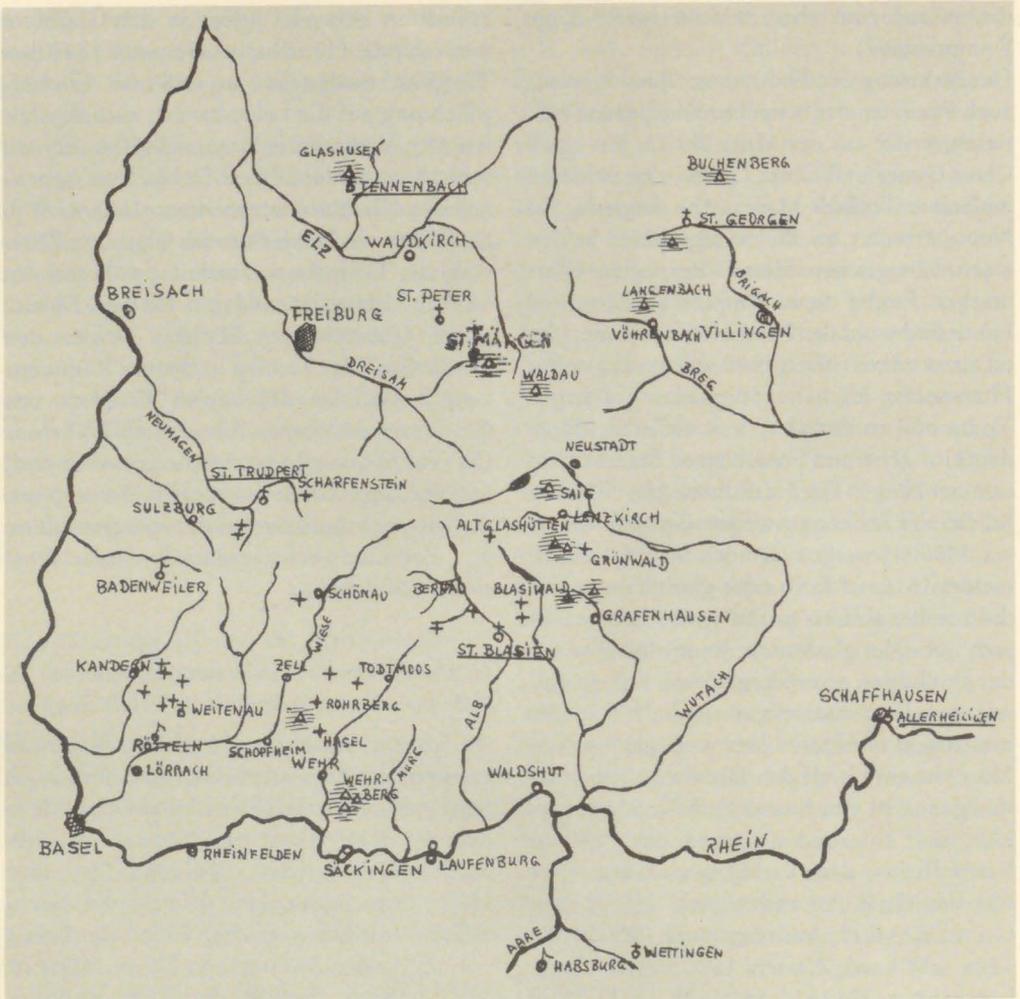
deutet auf eine eher verschlechterte Lage Konrads hin.⁵⁾

Der Nekrolog der Todtmooser Kirche, worin auch Personen der benachbarten Gebiete auftreten, kennt aus der Mitte des 15. Jhs. einen Claus Glaser und Lentz Glaser, den letzteren mit seiner Tochter Margarethe Anglerin. Ihr Name erinnert an die wenig später in den württembergischen Hütten bezeugten Glasmacher Engler bzw. Englert.⁶⁾ Claus und Lentz sind wohl der Glashütte im oberen Albtal zuzuordnen. Nach 1480 wurde ein zweiter Hüttenplatz im nahen Bernauer Tal gegen Todtmoos zu gewählt, was vielleicht durch den Holzschwund beim älteren Standort zusammenhängt. Drei Zinslisten des Klosters für Bernau helfen uns weiter: die erste von etwa 1480 schweigt sich noch aus, die zweite meldet 1516: „1 lb von der glashütten grund, die zuo des Keisers grund“. 1539 heißt es be- redt: „von der glashütten: Item 1 lb haller von der glaßhütten grundt, gadt von Egk zu egk, wie das die wasserseygin zugibt, bis an den marckstein am Dotmosser weg, gadt an den Marckhstein bis vff den farenberg; geben die theilgenossen von Kaysershuß.“⁷⁾ Sovieel wird klar, der Talgrund zwischen der Paßhöhe Rotes Kreuz, dem Farnberg und dem Oren war der Glashütte zugewiesen. Des Kaisers Grund ist altes Ausbaugelände des bereits 1328 erwähnten Kaisers Hus, dessen Abgaben 1352, 1480, 1516 und 1539 mit 13 Schillingen festgeschrieben blieben. Früh wird dabei der Ramesbach (heute über die Zwischenform Rönischbächle entstellt) genannt, in welchen auch der Glashüttengrund entwässert. Das Klosterlehen zu des Kaisers Häusern heißt dann auch allgemein Beringers Lehen, wozu z. B. 1539 neben dem alten Kaisers Haus auch das Oberlehen“, vor dem Kaisers Grund und Glashüttengrund gelegen, zählte. Die 1516 und 1539 als Zinspflichtige des Glashüttengrunds genannten Hans Beringer, der Kaiser, Conrad Thoman, Heinnin Thoman bzw. Hans Beringer, Baschlin Beringer, Conradt (Thoman) am Obern Län, Hans Kayser, sein Tochtermann,

arbeiteten entweder selbst in der Glashütte mit, oder die Hütte hatte bereits vor 1516 ihre Tätigkeit eingestellt, so daß die Zinsverpflichtung auf die Lehenbauern zurückgefallen war. Vielleicht ist der um 1480 in Bernau sesshaft gewordene Hans Dobler von Appenzell der Glashütte zuzuordnen. 1608 wird in St. Blasien ein Dobler aus der Glashütte Blasiwald als Taufpate verzeichnet, während der 1599 in Urberg lebende und 1618 im Kloster tätige Stubenmeister Michael Dobler den Fortbestand der Familie in diesem Raum anzeigt.⁸⁾ Daß bei der langen Tätigkeit von Glashütten im oberen Albtal auch Einheimische zur Glasmachergemeinde gestoßen sind, wie vielleicht Leute von Bernau-Kaiserhaus, ist, wie auch Indizien bei der späteren Hütte in Todtmoos-Schwarzenbach nahelegen, sehr wohl denkbar.

Glashütten in der Ammannei Schönau (Geschwend und Schönenberg/Wildböllent)

An frühere Glashütten im oberen Wiesental erinnern die Flurnamen Glashüttenmoos am Segalenkopf bei Geschwend und Glashütte in dem schon seit altem zu Schönenberg gehörenden Wildböllental. Während über eine Hütte beim Segalenkopf keine alten Nachrichten auffindbar waren, bietet ein Berain von 1607 einen Ansatzpunkt für die Hütte im Wildböllental: dort ist der Weg angesprochen, „der in die Glashütte führt.“⁹⁾ Da ein solcher Verweis im älteren Berain 1536 noch fehlt und zudem bei der Verglasung des Schönauer Ammanneigebäudes 1574 die Glashütte am Rohrberg (Vogtei Zell) einbezogen wurde, ist die Erstellung der Hütte im Wildböllental etwa in die Zeit zwischen 1580 und 1600 anzusetzen. Die Hütte am Segalenkopf mag ihre Vorgängerin gewesen sein. Voraussetzung für einen Glashüttenbetrieb im Schönauer Tal war natürlich der Niedergang des Bergbaus, der früher den zusätzlichen Holzverbrauch durch Glashütten angesichts des gewaltigen Eigenbedarfs für die Schmelzhütten im Tal nicht geduldet hätte.



Gesamtübersicht der Glashütten im Schwarzwald

△ = Hütten vor 1400 + = Hütten des 15.—17. Jhs.

Die Glashütten bei Rohrberg in der Vogtei Zell (Wiesental)

Mit der Vogtei Zell betreten wir einen Bereich, der noch halbwegs zur Randlage des Gebirges gerechnet werden kann. Hier hatten das Kloster Säckingen und mit ihm die Stiftsmeier, nämlich die Herren von Stein und später die Herren von Schönau, Besitz und Rechte. Es war das wald- und wassereiche Granitmassiv des „Hohen Ror“, des Roh-

renkopfes, in dessen Flanken sich die Glasmacher festsetzten. Ungewiß bleibt, ob bereits im 14. Jh. hier Glas erzeugt worden ist. Immerhin werden bei einer Stiftung Ritter Heinrichs von Stein 1321 unter den Leuten aus dem Raum Zell auch Konrad und Burchin Schirer aufgeführt, d. h. Träger von Namen, die nachweislich besonders nach 1500 die Arbeit der Glasofenheizer ansprechen.¹⁰⁾ Der früher nicht zu Riedichen über Atzenbach, sondern zu Rohrberg zählende kleine

Weiler Hütten bzw. Gallishütte wurde bisher als sehr alter Hüttenplatz betrachtet. Doch die darauf bezogenen Säckinger Urkunden von 1396 und 1409 betreffen eindeutig den Ort Hütten auf dem Wehrberg.¹¹⁾

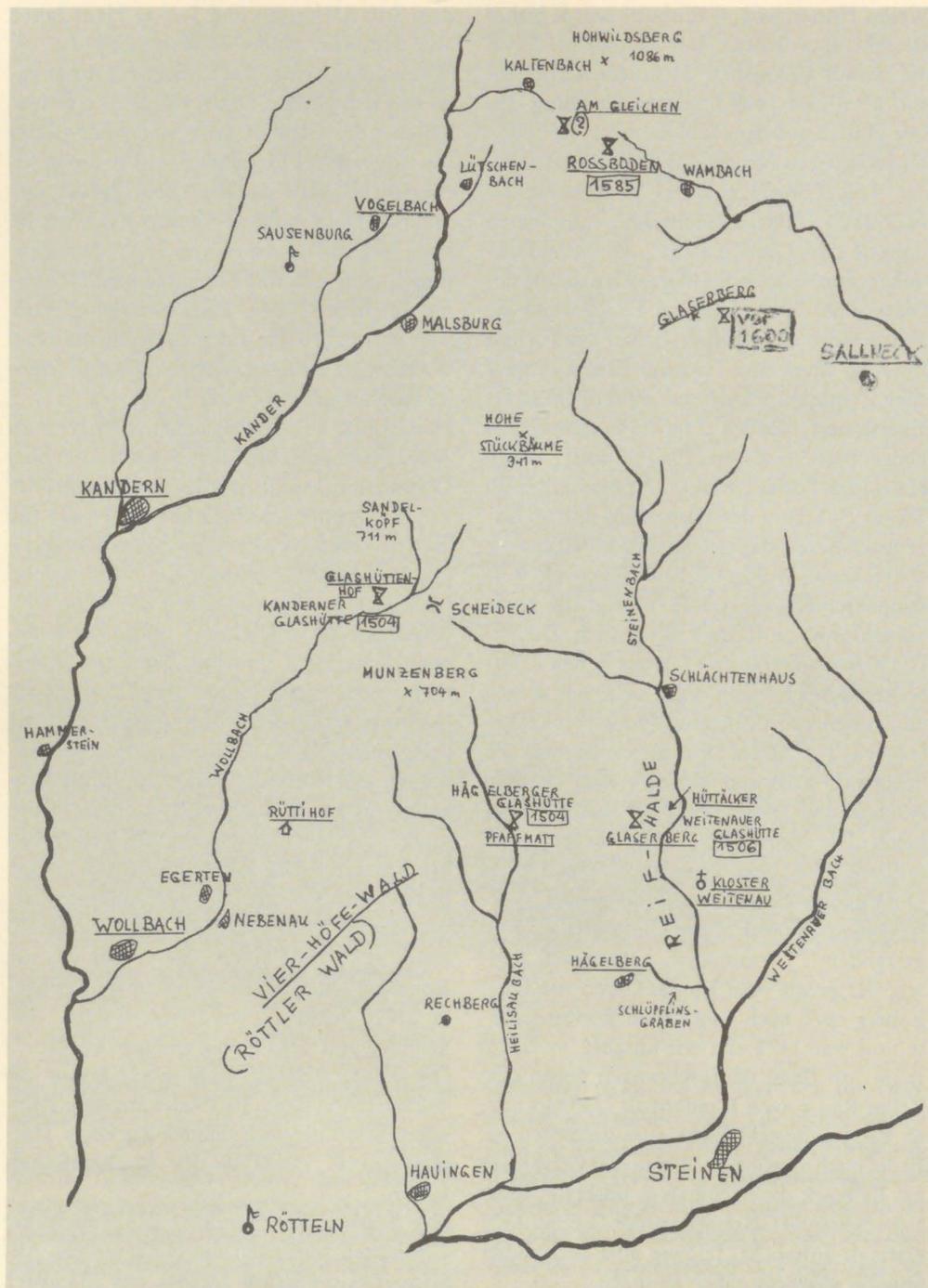
Einen sicheren Nachweis für die Glasmacher der Vogtei bringt nun das Verzeichnis der 1472 und kurz danach in Basel veranstalteten Lotterie des „Glückshafens“. Als Teilnehmer stehen dort u. a. aufgeführt: Christa(n), der Glaser von Zell, seine Frau Ennelin und die Söhne Jacob und Elsi(sic!), sowie die Töchter Ennelin, Clara und Cathrin. Fast zum gleichen Zeitpunkt wurde eine weitere Glaserfamilie notiert, nämlich „Ludwig Glaser uß dem Fliegenbach“, dessen Frau Ennely, Sohn Hans und Tochter Barbara.¹²⁾ Nun eilt beim Weiler Rohrberg der Fliegetenbach zum Angenbach hinab, das sich über dem Angenbach erstreckende Waldstück heißt Fliegeten. Eine Bannbeschreibung von 1572 zeigt die ältere Sprachform „auff dem fliegenden Eck“.¹³⁾ Die Zuweisung Ludwig Glasers in den Rohrberger Bereich bleibt aber nicht nur wegen der unsicheren Gleichung Fliegenbach/Fliegetenbach fraglich. Im württembergischen Schurwald zwischen Vils und Rems werden nämlich drei Glashütten beim Baiereck genannt. Die oberste ist 1465/66 bezeugt, die mittlere 1477 „beim Fliegenhof“. Nach ihrem Untergang wird 1524 vom „Fliegenbach“ gesprochen, „darauf etwan die mittel glashütt gestanden.“¹⁴⁾ Vermutlich nannte sich Ludwig Glaser wie einst Kunrat Glaser von Guggisberg noch nach seiner alten Wirkungsstätte und war 1472 erst seit kurzem im Großraum von Basel tätig, weswegen neben dem Zeller Raum auch Kändern als Ludwigs neues Betätigungsfeld nicht auszuschließen ist. Es sei noch angemerkt, daß in den Glashütten am Baiereck die nachmals in unserem Raum so bedeutende Glasmachersippe Greiner 1504 erstmals auftaucht, Ludwig also auch dieser Familie angehört haben kann.¹⁵⁾

In der zweiten Hälfte des 16. Jhs. entstand am Rohrenkopf erneut eine Glashütte. Darüber kam es zu Auseinandersetzungen zwischen

dem Stift Säckingen und Junker Hans Jakob von Schönau, wobei es wesentlich um die Waldnutzung ging. Am 5. August 1569 einigte man sich gütlich. Dabei wurde u. a. festgehalten; „der Glaßhütt halber, das der Glaser die ausgezürkht Einhundert vnd zwanzig Juchert, doch daß darunter kein gefahr, gebreucht. Die Glashütte uff den Zirckhen Im Rohrberg soll zu denen von Schönaw eigenthumb stehen, es soll ihm daran kein Hindernis geschehen.“ Die Holzversorgung hatte aber ausschließlich aus den Schönauischen Wäldern zu erfolgen, wobei auch eine Sägeerei daselbst genannt wird.¹⁶⁾

Hans Jakob von Schönau, seit 1559 Herr zu Wehr, hatte etwa 1568 den Bestandsbrief dem Glasmeister, anscheinend einem Mitglied der Familie Greiner, erteilt.¹⁷⁾ Die Fläche der 120 Juchert sollte weniger zur Holzversorgung des Hüttenofens, sondern zur Siedlung und Nahrungsversorgung dienen, da ja die freiherrlichen Wäldungen das nötige Holz bereitstellten. 1572 wird die Hütte am „Rohrberg“ neben der Hütte am Scharfenstein (Münstertal) als die Glashütte bezeichnet, die gelegentlich in Kändern die „Hertgruben“ nutzte, und in einem solchen Fall einen Nutzungszins an die Burgvogtei Rötteln leisten mußte. Es handelte sich um die Tongruben bei Kändern. Die Glashütten produzierten daher nebenher zum Teil auch irdene Ware, wie dies z. B. für Blasiwald 1614 direkt bezeugt ist.¹⁸⁾ 1574 lieferte die Glashütte „von Rohrberg“ fürs Schönauer Ammanneigebäude „1000 Schiben“, wofür vier Gulden, drei Schilling und vier Pfennig verlangt wurden.¹⁹⁾ Die Hütte bestand wohl noch bis in die 1620er Jahre, denn die Glaser aus dem Zellischen bemühten sich damals um einen Hüttenplatz bei Hasel in der Markgrafschaft (s. u.).

Zur Klärung des Standorts der Rohrberger Glashütten waren mir die Hinweise von Altbürgermeister Erwin Decker aus Mambach hilfreich. Glassteine waren den Einheimischen im Bereich Glasbrunnen schon lange bekannt. Unlängst durchfuhren Forstarbeiter



Glashütten in der Markgrafschaft
 (Kandern – Hägelberg – Weitenau – Wambach)
 X = Hüttenplätze

Glaserohn bei Kandern verbracht haben. Der oben erwähnte Meister Ludwig Glaser aus der württembergischen Hütte am Fliegenbach, der sich 1473 im Raum Basel aufhielt, könnte hier für eine neue Glashütte in Betracht kommen. Ferner stand der Basler Großkaufmann Ulrich Meltinger 1481 mit dem Schirer (!) Johann von Lindenfels in geschäftlicher Verbindung.

Aus Meltingers knappen Angaben in seinem Handlungsbuch ist zu entnehmen, daß der Schirer 30 Pfund Blei bezogen, andererseits „fyl schyben glaß“ geliefert hatte.²¹⁾ Lindenfels war Meister Ludwigs Landsmann und stammte aus dem württembergischen Calw. Bei seiner Teilnahme am Basler Glückshafen 1472/73 war er noch „lapicida“, d. h. Steinhauer, Steinmetz,²²⁾ also hatte er danach seinen Beruf gewechselt, war, wie ich jetzt annehmen möchte, zur neuen Glashütte bei Kandern gestoßen und hatte sich in den ersten Jahren nicht nur als Schirer, sondern auch bei Einkauf und Verkauf für die Hütte beteiligt. Vermutlich nahm also Kanderns Glashütte kurz vor 1480 ihre Tätigkeit auf. Eindeutige Zeugnisse liegen nun zum Jahr 1504 vor und erhellen den beträchtlichen Umfang der damaligen Glasmachergemeinde bei Kandern. Wiederum zog das verlockende Glücksspiel zahlreiche meist Bessergestellte magisch in seinen Bann, diesmal an die Limmat nach Zürich. Wie zuvor in Basel hält der Glückshafenrodel die Glückspilger fest, unter ihnen auch einige Einwohner aus Kandern, die fast ausnahmslos der Glashütte zugehörten. Als Lokalität wird weniger der Ort Kandern selbst, vielmehr der „Kanderwald“ angegeben: „vom Kannderwald in der Glashütten im Markgrafenland von Röttelen“.²³⁾ Als Kanderwald galten früher die Bereiche westlich der Scheideck. Schon das Weitenauer Urbar beschreibt 1344 die westliche Banngrenze der Probstei: „von der Reiffhaldun aber denne der schneschleipfi na untz an die landlúte, daz ist der Kandurwalt.“²⁴⁾ Es betraf also genau jenes Waldgebiet, worin der nachmalige Glashüttenhof bis zu den Umbauten

1984 bestanden hat, und die Erdbewegungen förderten dort auch zahlreiche Glasfunde zu Tage.

Folgende Personen zählten 1504 zur Kanderer Glashüttengemeinde:

- Frene Schwartzin vom Kannderwald in der Glashütten
- Cunrat Schirer in der Glashütten im Kannderwald
- Margreth Glaserin von Kannder
- Jungbatt (Beatus) Schúrer im Kannderwald in der Glashütten im Marggrafenland von Rötteln
- Kúngolt, Clewi Gläfers von Canndern in der Marggrafschaft von Röttelen land tochter
- Jung Marty Glaser in des Markgrafen von Röttelen land
- Hans Scherer von Ballbrunn, der Glastreger zu Kander
- Jakob Schuirmel von Türggen uß dem Ellsas by Kollmer, der glaßtreger
- Magdalena Gasserin von Kannder im Markgrafenland von Röttelen
- Barbara Füchsin von Kannder
- Annelin Füchsin von Kannder.

Von den Genannten sind nur die Fuchs und Gasser als Alteinheimische zu betrachten. Diese Namen sind in Kandern schon 1366 bzw. 1409 nachzuweisen. Aber die Namen Glaser, Schirer/Schúrer und Glasträger sprechen für sich! Folgende Personen sind außerdem der Kanderer Glashütte zuzurechnen, werden aber im Züricher Rodel 1504 als Wollbacher geführt:

- Meister Christian Glaser
- Anna des Glasers Tochter
- Jörg Glaser
- Engel Glaser von Wollpach²⁵⁾

Die Glashütte stand nämlich in dem zur Gemarkung Kandern gehörenden obersten Wollbachtal. Christian Glaser scheint der Hüttmeister gewesen zu sein. Die Behausung in Wollbach war anscheinend der seit dem 13. Jh. bezeugte und erst 1777 aufgelassene Rütthof im Wald nordöstlich von Wollbach-Nebenau. Die Glashütte im Kanderwald war

von hier übrigens ebenso wie die Hägelberger Glashütte nur 2,5 km entfernt. Christian Glaser könnte so der Beständer beider Hütten gewesen sein. Der 1526 im Rüttihof ansässige Gilgman Glaser zählte wohl noch zur Hütten-gemeinde. Die Familie selbst hielt den Rüttihof zuletzt mit Andreas Glaser als Rüttimeier von 1593 bis 1613.²⁶⁾

Das Hachberger Urbar, ein nach dem Antritt der Hachberger Erbschaft von den Markgrafen von Baden 1514 aufgestelltes Güterverzeichnis, nennt die Glashütte nur indirekt, als unter Kandern auch die Abgabe von „II Pfund Wert Glaser“ verzeichnet steht.²⁷⁾ Der ursprüngliche Bestandsbrief mit der Festsetzung der Abgabe war sicher noch unter den Markgrafen von Hachberg-Rötteln ausgestellt worden, anscheinend von Markgraf Rudolf IV. († 1487). Die Gunst der Lage im Vorfeld von Basel erlaubte neben dem Waldreichtum die ungewöhnliche Dauer dieser Hütte bis gegen Ende des 16. Jhs., und dies trotz der holzgierigen, konkurrierenden Eisenindustrie im Kandern des 16. Jhs.! Daß in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. die vergleichsweise entfernten Glashütten von Rohrberg (Vogtei Zell) und beim Scharfenstein Ton aus den „hertgruben“ von Kandern bezogen, ließe vermuten, daß die Kanderer Glashütten ebenfalls irdene Ware produzierten und vertrieben, aber gerade dies mußte am Widerstand des in Kandern bodenständigen Hafnerstandes scheitern²⁸⁾.

Der Absatz der Glasware wurde nicht nur durch die Grempler, d. h. Kleinkrämer z. B. vom nahen Basel besorgt. Beide 1504 genannten Glasträger in Kandern kamen aus dem Elsaß: aus Türckheim bei Colmar und aus Ballbronn bei Molsheim (Unterelsaß), was die Reichweite des Glasexports verdeutlicht. Nach der Einführung der Reformation blieb die Verwaltung des Basler Klostersgutes, in unserem Fall von St. Alban, weiterhin für die Instandhaltung der klostereigenen Kirche und des Pfarrhauses in Kandern zuständig. 1563 rechnete Kanderns Vogt Joachim Fürbach mit Basel die Kosten des Pfarrhausneu-

baus ab, wobei über die Glasarbeiten zu lesen steht: „abgezelt mit dem Karlj Scherer dem Glaser, und hat sich befunden In der oberen Stuben vnd Kammer an Schiben CCCII, an Hornaffen DCXXIII, mer neben diser Stuben In Kleinen Kemenaten hat es sich befunden an Schiben CXXXI, an Hornaffen CCCIXX, mer In der andern Stuben vnd Kammer hat es sich erfunden an schiben CCCCLXX, an Hornaffen IMC, mer uff den dreyn stegen vnd in der Kuchi..an schiben CCIX, an Hornaffen CCCXXIII, Suma der Schiben IMCVII (1107), an Hornaffen 2MCCXVI (2216).

Bringt die Suma an schiben vnd Hornaffen an Geld XXXVIII 2b VIß II d. Daran hat der Glaser empfangen X lb IIIß“.²⁹⁾

Anscheinend war Kanderns Glashütte damals noch attraktiv genug, um von auswärts Glasmacher anzulocken. 1557 schworen so zu Lörrach dem Markgrafen den Untertaneneid der schlesische Glasmacher Hans Schmid, sowie der aus der Glashütte Heselbach (Stift Ellwangen) gekommene Wolf Ha(r)derbeck. Letzterer war wohl einer der drei Söhne des langjährigen Heselbacher Hüttmeisters Alexander Harderbeck, der ab 1508 diese Hütte betrieb und sie 1555 an die Söhne verkauft hatte.³⁰⁾ Auch zur nahen Hägelberger Glashütte müssen in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. enge Verbindungen fortbestanden haben. Die in Hägelberg bereits 1504 nachgewiesene Glasmachersippe Maler war nämlich, ehe sie 1597 in Blasiwald erscheint, zuvor im Kanderer Raum ansässig geworden, vielleicht nach der Stilllegung der Hägelberger Hütte (vor 1571). Auch die vom württembergischen Schurwald aus sich rasch bis nach Thüringen, Schlesien und Böhmen ausbreitende Glasmachersippe Greiner gelangte in verschiedenen Schüben nicht nur in die Glashütten von Rohrberg und Blasiwald, sondern auch nach Kandern und Wambach. Von Meister Ludwig vom Fliegenbach im Schurwald (1472) haben wir oben schon berichtet. 1578 und 1581 ist Ulrich Greiner in Kandern bezeugt und tritt dann 1585 als Hauptbeständer der

neuen Hütte von Wambach neben dem Kanderer Müller Martin Stücklin und Sebastian Greiner als neuem Hüttmeister und Hans Greiner auf. Das Totenbuch Kanderns vermerkt unter dem 21. April 1591 Ulrich Greiner den Alten.³¹⁾ In Kandern selbst wird 1545 noch ein Mathis Glaser, 1541 ein Hans Glaser genannt. Letzterer verkaufte am 13.06. 1562 der geistlichen Verwaltung von Rötteln sein Haus und seinen Hof um 200 Gulden.³²⁾ Diese Familie hatte sich vielleicht schon von der Glashütte gelöst, und dies gilt wohl auch für Ulrich Glaser, den Schreiber von Kandern, und seine Frau Maria Marstallerin, die 1581 und 1583 ihre Kinder in Basel taufen ließen. Er stand in markgräflichen Diensten und wurde 1585 Bürger zu Basel. Der 1576 als Pate in Vogelbach registrierte „Hans Landtsmann uß der Glashütten“, 1583 abermals als „Hans Lüt, sonst Landtsmann geheißn“ vermerkt, gehörte der späten Phase der Kanderer Glashütte an.³³⁾ Das Ende der Glashütte ist mit wenigen Einträgen in Kanderns Kirchenbuch gerade noch zu fassen: am 30. IV. 1592 starb die Frau des seinem Beruf untreu gewordenen Jakob Glaser, des „Blaz Kuohirten.“ Am 25. XII. 1594 läßt Blesin Moler seine Tochter Dorothea taufen. Einer der Paten war bezeichnenderweise Hans Schürer! Am 18.02. 1595 heiratet Chryschona Glaserin den Jakob Kastenberger. 1595 heißt es dann deutlich: dem Casparn uß der Alten Glashütten ein Kindt, Verena genannt, tauft.³⁴⁾ Auf die neue Glashütte, die seit 1585 auf dem Roßboden zwischen Kaltenbach und Wambach tätig war und Kanderer Beteiligung zeigt, wurde schon verwiesen. Ebenso auf das 1597 errichtete Werk in Blasiwald. Dort tauchen die einstigen Kanderer Glaser Ulrich Maler als neuer Hüttmeister, dessen Schwager Clewis Sigwart und Hans Maler, dann auch aus der Wambacher Hütte Abgewanderte auf.

Die Glashütten von Hägelberg und Weitenau

Das Hachberger Urbar verzeichnet 1514 im Bereich der Herrschaft Rötteln die beiden

Glashütten zu Hägelberg und zu Weitenau. Sie hatten einen jährlichen Zins von je drei Pfund an die Herrschaft zu entrichten, sowie Glaswaren im Werte eines weiteren Pfunds: „Item III b von der Glaßhütten vber ein 2b, dafür man Jars auch Glaß geben muß.“³⁵⁾ Der Platz der Hägelberger Hütte wird durch eine späte Nachricht von 1571 bestimmbar. Franz Gütlin, der Pfarrherr zu Ötlingen, hatte als neuer Eigentümer des Platzes, „darauf die alt Glaßhütten In Heglenberg gestanden und die er zu einer Matten gemacht, nämlich uff funftzig Tauwen, zwischen der Vier Höfen Holtz vnd dem Heglenberger Wald gelegen“, einen Zins auferlegt bekommen.

Das Vierhöfe-Holz ist der Röttler Wald, der hinter der Helisau unmittelbar an die Gemarkung Hägelberg stößt. Dort, am Südostdach des Munzenbergs an der Grenze des heute zu Wollbach gehörenden Waldteils der Vier Höfe und des Hägenberger Waldes, liegt die Pfaffmatt, deren Name an Pfarrer Gütlin erinnert. Die Pfaffmatt gibt den Standort der früheren Glashütte an!³⁶⁾

Die Randlege dieser Glashütte am Bach zwischen den beiden Waldzonen gestattete wohl mit markgräflicher Erlaubnis die Nutzung beider Seiten und ermöglichte daher auch die alternative Bezeichnung „Glashütte zu Rotteln“, wie sie im Züricher Glückshafenrodel 1504 erstmals erscheint. Anders als Kanderns Glasmacher, unternahmen die Hägelberger ihre vermeintliche Glücksfahrt nach Zürich gemeinsam und erscheinen daher mit einer Ausnahme en bloc registriert:

Michel Glaser, Cordati Maler, Margret Glaserin,

Mathis Glaser, Claus Schirer, Elßi Glaserin, Anna Malerin, Cleinhans Glaser, Hans Giger, der Glaser,

Margreth Malerin, Anna Kirchheim, Damian Schreiber.

Als Nachzügler ferner: Cuntz Glaser uß der glashütten von Rotteln.³⁷⁾

Die Organisation dieser Glashütte läßt sich beispielhaft für jene Zeit an den Namen ablesen: da treten neben die Glaser als den Glas-

bläsern die Schirer als die Glasofenheizer, die Maler als die Verzierer der Ware, vielleicht auch des irdenen Geschirrs, der Schriber als der Buchführer angesichts des gewachsenen Absatzvolumens. Möglicherweise war der Hüttmeister aber der auf dem 2,5 km entfernten gelegenen Wollbacher Rütthof wohnende Meister Christian der Glaser, der auch die Kanderer Hütte geleitet haben mag. Holzfäller und Aschenbrenner müssen wir noch hinzudenken, sowie die Sandpocher und schließlich die Glasträger.

Mit fünfzig Tagwan war der Hüttenplatz nicht halb so groß wie der Rohrberger 1568, doch war die Lebensmittelversorgung im Vorland Basels ungemein günstiger als im Schwarzwald. Das frühe Ende der Hägelberger Hütte vor 1571 wurde bereits gestreift. 1573 sind aber in Hägelberg noch Bath Glaser und Michel Glaser, 1591 eine Margreth Glaser genannt. Ob der 1591 in Steinen bezugte Glaser Hiltprand Werishofer noch mit den damals tätigen Hütten (Weitenau? Wambach) zu tun hatte, ist nicht zu entscheiden.³⁸⁾ Aus Unterlagen St. Blasians geht hervor, daß 1506 über das Projekt einer Glashütte auf dem Boden der Propstei Weitenau entschieden wurde. Abt Jörg (1493–1519) erlaubte am 4. Juli dem Michael Glaser „In Brobstey Witnouw Welden, genannt In Reiffhalden, ein Glashuetten uffzurichten.“ Als Jahreszins wurden drei Pfund bestimmt.³⁹⁾ Heute erstreckt sich die Reiffhalde vom Schützenhaus Steinen bis zum Schlüpfinsgraben westlich des Steinenbachs; doch hieß die nördliche Fortsetzung bis nahe Schlächtenhaus einst ebenso. Schon die Grenzbeschreibung der Propstei 1344 erwähnt die „Reiffhalde“ zwischen Schliffsteins graben (Schlüpfinsgraben) und dem „Kandurwalt“ (Bereich Scheideck). Tatsächlich beschreibt das Waldstück „Glaserberg“ vom Schlüpfinsgraben am Kloster vorbei bis hin zur Reiffmatt, dem einstigen Nordende der Reiffhalde, den jetzt der Glashütte zugeteilten Bereich. Dies beweist auch noch ein Dokument von 1600 mit der Angabe „Reiffhalden, darunter die Weitrei-

chung des Glasbergs begriffen.“⁴⁰⁾ Die schon 1582 nachzuweisenden „Hüttäcker“ bei Punkt 370,9 m halbwegs zwischen Kloster und Schlächtenhaus bezeichnen noch heute die landwirtschaftliche Nutzungsfläche der Glasmacher; ihre Glashütte stand wohl in dem Walddobel nahebei.⁴¹⁾ Michael Glaser kam vielleicht von der Kanderer Glashütte, wo 1504 ein Michael Glaser erwähnt wird. Merkwürdigerweise gibt das Hachberger Urbar 1514 die Hütte zu „Wittnaw“ als markgräfllich aus und verlangt gleichfalls drei Pfund jährlichen Zins und ein viertes Pfund in Warenlieferung. Waren markgräfliche Wälder eingeräumt worden, oder machte die Herrschaft der Propstei das Recht an der Hütte streitig?⁴²⁾ Die Dauer der Glashütte war nicht zu ermitteln.

Die Glashütte bei Sallneck

Für die Ermittlung des genauen Standorts der ehemaligen Glashütte am Glaserberg im Grenzgebiet zwischen den Gemeinden Wambach und Sallneck bin ich einem freundlichen Hinweis von Herrn Müller aus Wambach/Riehen zu großem Dank verpflichtet. Er entdeckte die Glasspuren im Wald bereits 1973, und zwar etwa 100 m südlich Punkt 775,4 m hart südlich der Sallnecker Grenze gegen Wambach zu. Bei einer gemeinsamen Begehung im vergangenen Herbst stellten wir fest, daß die Gemeinde Sallneck im Sommer 1987 den Bereich des einstigen Hüttenplatzes zur Fassung einer Quelle tief aufschürfen ließ. Dabei wurde der alte Platz zwar empfindlich gestört, aber auch viel Material nach oben befördert, welches in seiner Art — Glassteine mit grün, schwarz, tiefblau, rötlich gefärbten Glasüberzügen — durchaus jenem von Rohrberg-Glasbrunnen entspricht. Ein besonders schöner Gefäßfuß mit dem dünnwandigen Ansatz des Behälters in lichtem Blau, dann zahlreiche Keramikreste, darunter der zu einem Viertel erhaltene tiefe Teller mit grüner Lasur lassen den Schluß zu, daß die Hütte etwa um 1600 betrieben worden ist. Da etwa 100 m südwestlich des Platzes an einem klei-

nen Bächlein alte Gefäßreste lagen, könnte in diesem Bereich die Behausung der Glaser gestanden haben. Die Sallnecker waren nach Tegernau kirchhörig. Die dort bis 1612 zurück erhaltenen Standsregister enthalten bei den zahlreichen Einträgen über Sallneck keinerlei Hinweise auf die Glasersippen. Deshalb ist mit großer Sicherheit darauf zu schließen, daß die Tätigkeit der Hütte am Glaserberg in die zweite Hälfte des 16. Jhs. fällt und kaum über 1600 hinaus bestanden hat. Sie mag vielleicht die Nachfolgerin der Hütte beim Kloster Weitenau aus der ersten Hälfte des 16. Jhs. gewesen sein.

Die Glashütten in der alten Vogtei Vogelbach (Malsburg) (Wambach und Kaltenbach)

Die alte Vogtei Vogelbach, zu welcher auch kirchlich die Orte Malsburg, Lütchenbach und Kaltenbach, sowie das jenseits des hohen Bergkamms des Wildsberg und Gleichen gelegene Wambach gezählt haben, war in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. Standort zweier Glashütten. Besser bezeugt ist die jüngere Hütte „auf dem Roßboden am Glächen“ (Gleichen) zwischen Kaltenbach und Wambach. Sie wurde spätestens 1585 an Ulrich, Sebastian und Hans Greiner, sowie Martin

Stücklin aus Kandern verliehen.⁴³⁾ Letzterer beteiligte sich wohl als Financier, denn er war Mühlenbesitzer zu Kandern, wo er von 1575 bis 1605 bezeugt ist.⁴⁴⁾ Sebastian und Hans Greiner aber waren wirkliche Glasmacher. Das Vogelbacher Kirchenbuch nennt sie öfters als Paten für Wambacher Familien, so den Sebastian Greiner 1588 als „Hüttmeister in der neuen Glashütten“, auch 1590, 1594 und 1595, 1589 dann seine Frau Anna. Hans Greiner wird 1589 und 1594 erwähnt, das zweite Mal zusammen mit Sebastian als „zwei Glaser“. Die Schreibung schwankt zwischen Grüner, Griner und Greiner, wie es sich übrigens 50 Jahre später bei den Greinern von Altglashütten erneut zeigt. Ulrich Greiner scheint der 1578 und 1581 Bezeugte, dessen Tod das Kirchenbuch Kandern 1594 vermerkt: Ulrich Greiner der Alte (vgl. S. 138). Seines Alters wegen mag auch er wie Stücklin mehr Kapitalbeteiligter denn Glasbläser in der neuen Hütte gewesen sein.

Eigentlich verwundert es schon, daß im Umfeld von Kandern nochmals ein solches Wagnis eingegangen wurde; wurde doch der Grundstoff, das Holz, damals in riesigen Mengen von der auf Hochtouren laufenden Eisenindustrie Kanderns (Hammerschmieden) verschlungen.



*Die Arbeiten am Hüttenofen
(von rechts nach links):
Schüren (unteres Loch),
Glasmasse erhitzen;
Blasen, Abkühlen,
Ware prüfen (links oben)*

In den 1570er und 1580er Jahren wurden Holzhauer und Köhler aus Tirol, dem Salzbürgischen, aus Bayern, Graubünden, von Zürich, Winterthur, Schaffhausen, aus der Welschschweiz, der Franche Comté, der Champagne, aus Fréland in den Vogesen und natürlich auch aus dem Schwarzwald (Vöhrnbach, Todtmoos, Hänner) angelockt, um an den Stückbäumen, im Stuhlsgraben, bei der Kaltenbacher Brücke usw. Raubbau an den Wäldern vorzunehmen, also nur wenige Kilometer vom Hüttenstandort entfernt.⁴⁵⁾

Trotzdem zog auch die Glashütte am Roßboden weitere Glasmacher an. 1588 taucht Georg Ancklitt, ein Glaser von Kronhütten im Württembergischen, auf, der in der Kaltenbacher Kirche die Ehe mit Agathe Matherin aus dem Allgäu schloß.⁴⁶⁾ Die Kronhütte wurde mit Erlaubnis des Klosters Lorsch 1532 im Welzheimer Wald erstellt und war seit 1535 in der Hand der Familie Greiner. 1575 noch zinste Thomas Greiner von der später nicht mehr erwähnten Hütte, er war aber schon seit 1550 im benachbarten Weidenbach als Hüttenmeister tätig.⁴⁷⁾ Anscheinend hatte der Vogelbacher Pfarrer den ungeläufigen Namen des Glasers nicht klar verstanden: im württembergischen Glashüttenland zwischen Stuttgart, Heilbronn und Ellwangen taucht nämlich im 16. Jh. auch eine Glaserfamilie Englert auf. Bei dem beschränkten Kreis der auf Glas spezialisierten Sippen ist die Gleichung Ancklitt/Englert ziemlich sicher. 1584 hatte Graf Christoph von Hohenzollern bei Ensisheim im Bäratal die Konzession einer Glashütte einem Jörg Englert erteilt. Dieser kam von der Hütte Neulautern im Schurwald, deren Gemeinde zu den Wiedertäufern zählte. Deshalb lief Österreich gegen Englerts Tätigkeit im Bäratal Sturm, der Graf mußte widerstrebend nachgeben, Englert wurde nicht länger geduldet, und auch der zweite Mann geriet deswegen in Schulden und trat die Hütte an einen Thomas Greiner ab.⁴⁸⁾ Dies war 1588, d. h. genau zu der Zeit, in welcher Georg „Ancklitt“ in der Wambacher Hütte erscheint. Vermutlich sind Englert/Ancklitt

identisch, und einer von den Beständern Greiner war vielleicht ebenfalls schon 1575 von der Hütte im Schurwald gekommen, so daß Englert hier auf einen Freund zählen konnte. Jörg Englert war übrigens 1594 wieder im Bäratal zurück. Die Kirchenbuchangabe „Kronhütte“ bezieht sich wie bei parallelen Angaben zu den Köhlern und Holzhauern auf den Geburtsort, zumal die Kronhütte in den 1580er Jahren nicht mehr als tätig nachgewiesen ist, Englert also durchaus in Neulautern als Zwischenstation vor dem Bäratal und Wambach gearbeitet haben kann. Mit der Wambacher Hütte sind noch folgende Personen verbunden: der Glaser Michael Reb „vom Roßboden“, der 1593 Anna Spohn aus Kandern heiratet,⁴⁹⁾ Glaser Andreas Baurer, der 1594 Küngolt Schweinlin aus dem Kandertal ehelicht.⁵⁰⁾ Er stammte wohl aus dem bajuwarischen Sprachraum und taucht 1614 neben Sebastian Greiner als Beständer der älteren Glashütte Blasiwald in der Namensform Paurer wieder auf. Neben des „Glaserhenslins Frau aus der Hütten“ (1593) verzeichnet das Vogelbacher Kirchenbuch noch den Glasträger Georg Hunge (1593) und Margret Kaiserin „aus der Glashütten“ (1590), die 1594/95 auch als „des glastregers filia“ bezeichnet wird. Die Glaswaren wurden sicher nach Kandern getragen, wo sich Ulrich Greiner und Martin Stücklin um den Verkauf gekümmert haben dürften. Nach 1595 schweigt das Vogelbacher Kirchenbuch über die Glashütte. Da in der 1597 errichteten Blasiwalder Glashütte Sebastian Greiner und Andreas Paurer wieder auftauchen, dürfte das frühe Ende der Wambacher Hütte um 1596/97 anzusetzen sein.

Daß im Bereich der Vogtei Vogelbach schon früher eine Glashütte gearbeitet hat, dafür enthält das sehr alte Kirchenbuch der Pfarrei einige Hinweise.⁵¹⁾ So werden noch vor der Errichtung der Wambacher Hütte vor allem in Kaltenbach und Lütchenbach verschiedene Familien Glaser verzeichnet, die u. U. nicht Zuwanderer aus dem nahen Kandern waren, sondern als Nachfahren einer viel-

leicht bei Kaltenbach tätigen Hütte angesehen werden können. So heiratet z. B. 1574 Thomas Glaser von Lütchenbach, der Sohn des verstorbenen Melchior Glaser. In Kaltenbach wohnt 1575 Fridolin Glaser. Barbara Glaser ist 1580 die Frau des Malsburger Vogtes Polei Meister, dessen Name auf einen Hüttmeister der vorausgehenden Generation zu weisen scheint. Diese Indizien machen es nicht unwahrscheinlich, daß nach 1514, dem Jahr der Abfassung des Hachberger Urbars, in den Bergen des Kandertales Glas erzeugt worden ist. Möglicherweise ist der oben unter Kandern aufgeführte, aber nur im Kirchenbuch Vogelbach bezeugte „Hans Landtsmann uß der Glashütten“ der letzte direkte Zeuge für diesen Betrieb (1576). 1583 tritt er nochmals auf, diesmal nur als „Hans Lut, sonst Landtsmann genannt“ bezeichnet, also ohne Hinweis auf die Glashütte.

Die Glashütte im Münstertal (Münsterhalden und Scharfenstein)

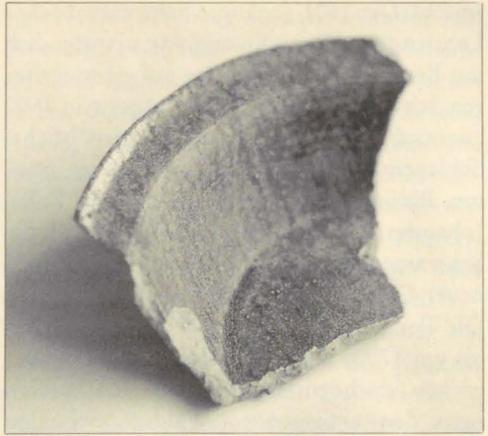
Am 26. Juli 1516 erhielten Junker Arnold Horneck von Hornberg am Neckar, der markgräfliche Amtmann zu Sausenburg, zusammen mit Ludwig Vessler aus Villingen, einem Priester, und Jerg Hug von Honberg, einem Glaser, die Erlaubnis von Abt Martin von St. Trudpert, in Untermünstertal „an der Münsterhalden“ eine Glashütte zu bauen. Die drei ungleichen Beständer schlossen damals einen noch erhaltenen Vertrag ab, der vor allem die verschiedenartigen Verpflichtungen der Partner regeln sollte.⁵²⁾ Als Arbeitsvorhaben wird gesagt: „darinn ze brenen vnd machen alles glaswergkh, das müglich ist, Inn farben vnd Luttrung (Läuterung) Zu machen, wie man sollichs erdenken mag.“ Der Amtmann sollte dabei das Geld zum Bau der Glashütte darleihen; vom später zu erwartenden Nutzen sollte ihm dann $\frac{2}{3}$ solange zukommen, bis das vorgeschossene Geld zurückgegeben sei, dann sollten sie alle paritätisch den Gewinn teilen. Der Partner Ludwig Vessler zeigt sich überraschenderweise als technisch sehr versierter Mann. Er wird sich

auch in der Glashütte aufhalten — immerhin ist er Priester! — und „sein Kunst vnd Artt, So er zum glaswerkh kan, sein mügklichen Flys vnd Arbeit anlegen“, während der eigentliche Glasmeister dazu ersehen war, „das glaswerckh Brennen vnd bereitten“. Bei dieser seltsamen Verbindung von Kapital, Technik und praktischer Arbeit möchte man gerne Näheres über Vesslers Kunst und Art wissen. Zweifellos handelt es sich hier um einen jener Pioniere und Abenteurer, die die Herausforderung der venezianischen Konkurrenz und das wachsende Interesse breiterer städtischer Schichten nutzen wollten, um daraus Gewinn zu schlagen. Der Vertrag deutet dazu folgendes an: Junker Arnold sollte „sollich kunst, wan er die erlernt vom glaswerkh, Niemand, er sey geistlich oder weltlich, erlernen oder wissen geben, Dann allein, wa er ein Sun hett, oder in Künftigen Werckenn oder allein einen seiner Nechsten Freunden“ (= Verwandte).

Das gleiche galt auch für den Glaser, der nur einem seiner Söhne das Geheimnis weitergeben dürfe. Beim Rücktritt vom Vertrag erhalten die Partner das Vorkaufsrecht eingeräumt. Bei Vesslers Ableben sollte dessen Sohn Hans Vessler von den übrigen als Partner des Betriebs angenommen werden.

Die Experimentierfreude ist natürlich auch ein Zeichen des Aufbruchs zu neuen Ufern, wie sie überall in jenen Jahren zu spüren ist. Gerade im Münstertal hatte der nur zwei Jahre zuvor vom Minengebiet „uf dem First“ bei Markkirch gekommene Schmelzmeister Augustin den Gauch-Unternehmers in Todtnau angeboten, „auf der neuen Schmelze der Schindler- und Belchengrube seine „neue Schmelzkunst“ zu lehren, „Vnd Hat sunst niemandt die Kunst dar Zu funden, die welle er den gewerckhen In einer geheim vmb zimblich belonung mitteilen.“⁵³⁾ Gar oft wurden die Grenzen zur Scharlatanerie überschritten, vielleicht auch in unserem Fall. Jedenfalls schied der große Geldgeber Junker Arnold schon nach vier Monaten aus; an seiner Statt trat Abt Martin von St. Trudpert ak-

tiv hinzu. Am 26. November 1516 geschah die Übergabe vor dem kaiserlichen Notar Johannes Leporis (Haas), sowie im Beisein Jörg Glasers und Michel Glasers. Vesslers wurde nicht mehr gedacht.⁵⁴) Hatte er sich aus dem Staube gemacht? Der Glaser Michel war von auswärts gekommen; die undeutlich geschriebene Ortsangabe könnte came, rame oder tame lauten, vielleicht ist Cham im Bayerischen Wald gemeint. 1518 traf ein räuberischer Überfall das Kloster, z. B. dessen Besitzungen in Krozingen und Berghausen. Bei diesen Aktionen wurde auch die Glashütte zerstört. Auf Abt Martins Klage hin befahl Papst Leo X. am Neujahrstag 1519 dem Konstanzer Bischof, all jene, die das Kloster beraubt und beeinträchtigt hatten, mit kirchlichen Strafen zur Herausgabe des geraubten Gutes zu bewegen.⁵⁵) Der Betrieb der Glashütte muß bald seinen Fortgang genommen haben, vielleicht an einem neuen Standort, denn die Namen Glasergrund und Glasberg ziehen sich weiter nördlich zum Gabel-Tälchen hin. Später lag dem Kloster daran, diesen Standort ganz aufzugeben, der alte Bezirk wurde in „baurengüetter“ umgewandelt. Unweit der Ruine Scharfenstein im Oberen Münstertal entstand der neue „Glashof“, an den noch Glashofbächlein, Glashofwald und Hüttenköpfe erinnern, während der in der Nachfolge der Hütte entstandene Bauernhof im 19. Jh. aufgegeben worden ist. Die Glashütte „am Scharffenstein“ wurde 1572 erwähnt, weil sie ebenso wie die Rohrberger Hütte Ton aus den „Hertgrueben“ zu Kandern für die Herstellung irdenen Geschirrs bezog und dafür der Burgvogtei Rötteln einen Zins entrichten mußte.⁵⁶) Der St. Trudperter Mönch Keraslithus bezeugt diese Glashütte nochmals 1580, als er von dem Scharfenstein schreibt, „ubi hodie officina vitriae tenetur“, d. h. wo heute die Glashütte betrieben wird.⁵⁷) Der am 5. VI. 1580 im Ehebuch des Freiburger Münsters verzeichnete Georg Haug „aus der Glaßhütten“, der Ursula Misshartin aus „Briegantz“ heiratete, war vielleicht in der Münstertaler Hütte, da in Freiburgs Umge-



Grünlasierte Keramikscherbe vom Hüttenplatz am Glaserberg bei Sallneck (um 1600)

bung damals keine weitere bekannt ist. Er könnte ein Nachfahre des Jerg Hug von 1516 sein.⁵⁸)

Die Glashütten im oberen Wehratal (Schwarzenbach und Todtmoos)

Eine Nachricht vom Jahre 1601 besagt, daß achtzig Jahre zuvor die Voreltern des Junkers Franz Christoph Höcklin im Schwarzenbach nordöstlich von Gersbach (heute Gemarkung Todtmoos) eine Glashütte errichtet hätten. Doch die Erinnerung des damaligen Schwarzenbacher Lehensträgers Jakob Dietrich war etwas ungenau.⁵⁹) Tatsächlich erhielt erst 1534 der damalige markgräfliche Vogt von Schopfheim, Junker Appolinaris Höcklin von Steinegg, von Markgraf Ernst von Baden den „Werr Wald“ im Bereich Schwarzenbach zu Lehen und ließ dort den Wald zur Erbauung einer Glashütte ausrodern. Die Tätigkeit der neuen Glashütte dauerte bis etwa 1590, und dann wurde unweit östlich der Wehra beim heutigen Weiler Todtmoos-Glashütte ein neuer Betrieb errichtet.⁶⁰) Die im Schwarzenbach Verbleibenden widmeten sich der Landwirtschaft, so daß eine Quelle von 1590 von „Etlich Pauren oder Glaser auß dem Schwarzenbach vnd Glaßhütten“

spricht. Der 1601 genannte Schwarzenbacher Lehensträger Dietschi stammte ursprünglich aus Bernau; dasselbe scheint auf einen weiteren Schwarzenbacher Lehensträger von 1602 zuzutreffen, nämlich den 80jährigen Michel Schlagenthaler (Schlageter) mit seinen Söhnen Blasius und Mathias und seinem Enkel Johannes. Deshalb ist es denkbar, daß die Schwarzenbacher Glasmacher von der Bernauer Glashütte herübergezogen sind.⁶¹⁾

Die Todmooser Glashütte wurde dann noch bis um 1790, also außerordentlich lange betrieben, nachdem sie 1662 vom Markgrafen samt den umliegenden Wäldern Schulden halber dem Kloster St. Blasien überlassen worden war.⁶²⁾

Die Glashütten des 17. Jahrhunderts

Die Glashütten im Blasiwald

Nach den Vorarbeiten von K. F. Wernet hat Rudolf Morath in seinem Buch „Blasiwald“ (2. Aufl. 1972) ausführlich die Glashütten in Blasiwald von 1597—1684/1716 beschrieben, so daß ich mich hier kurz fassen kann, da es mir mehr auf den Zusammenhang dieser Betriebe mit anderen Glashütten ankommt.⁶³⁾ Morath stellte klar, daß nicht, wie noch Wernet meinte, 1579, sondern 1597 der Startschuß für die neuen Glashütten und damit der Besiedlung dieser bis dahin wenig erschlossenen Waldflächen gegeben wurde. Es sind ganz wesentlich Glaser aus der Kanderner Gegend, die vermutlich zuletzt am Roßboden bei Wambach tätig waren, beteiligt, darunter namentlich der erste Hüttmeister Ulrich Maler.

Mit ihm schloß Abt Martin (1596—1625), der auch 1611 die Gründung der Glashütte bei Grünwald begünstigte, den ersten Vertrag ab. Wohl nach vorheriger eingehender Besichtigung der Gegebenheiten durch Maler kam es im Hochsommer 1597 am 12. August zu einem Vorvertrag mit Abt Martin. Vermutlich nach ersten Erschließungsarbeiten wurde dann noch vor Einbruch der kalten Jahreszeit am 14. Oktober 1597 ein auf zwanzig Jahre befristeter Bestandsbrief aufgestellt. Neben

Maler wird darin auch sein Schwager Clewis Sigwart als Partner einbezogen. Die Glaser erhielten Wald im Bereich des nachmaligen Muchenland für Wohnung und Hüttwerk, sowie zur landwirtschaftlichen Nutzung als Wiese und Krautgarten und zum Anbau von Flachs, Rüben, Roggen und Hafer überlassen. Das Recht zur Viehhaltung und begrenzte Weidrechte traten hinzu, für den Kriegsdienst wurde den Glasern eine Sonderstellung eingeräumt. Der Jahreszins wurde auf fünfzehn Gulden festgesetzt.

Bereits siebzehn Jahre danach gewährte der Abt einen zweiten Bestandsbrief, worin von einer neuen Glashütte auf dem alten Platz die Rede ist. War die alte abgebrannt oder baufällig geworden, oder wurde die Kapazität ausgeweitet? Als neue Beständer werden jetzt nämlich drei Hüttmeister genannt: Hans Maler, der Sohn des alten Hüttmeisters Ulrich Maler, sowie Sebastian (Baschli) Greiner und Andreas Paurer, 1593 noch Glaser in Wambach bei Kandern.⁶⁴⁾ Der Hüttenzins wurde auf 55 Gulden erhöht, wohl nicht nur ein Zeichen der Geldentwertung, sondern auch der Betriebsvergrößerung. Das Kloster bedang sich jährliche Gratislieferungen aus und behielt sich den Verkauf der Glasprodukte in St. Blasien vor, wohin also gegen Abrechnung zu liefern war. Nur für kleine „Gutteren“, welche als Arzneifläschchen gebraucht wurden, und auch Keramik wurde den Glasmeistern der Verkauf ab Hütte gestattet. Die Abrechnungen der drei Hüttmeister mit dem St. Blasianischen Hofmeister Georg Kunzelmann aus den Jahren 1615 bis 1617 geben Einblick in die Vielfalt der Produktion.⁶⁵⁾ Es wurde zwischen dem durchsichtigen weißen Glas und dem gewöhnlichen, d. h. grünen Waldglas unterschieden. Aus ersterem wurden „Kelchlin, Rörlin, Gloggenbecher und Zwerglin“ gefertigt, aus dem grünen Glas Scheiben und Hornnasen, „messige, halbmessige und quartälige Gläser“, d. h. Gläser mit etwa $\frac{3}{2}$, $\frac{3}{4}$ und $\frac{3}{8}$ Liter Inhalt, ferner „Stezlin (Kleine Kelche), Stüffelin, Krautstengelin, Zwerglin, Ringelbecher, Gutteren“

aller Größen, „Fußgüterli, einfache Gütterli.“ Am 18. September 1622, also kaum acht Jahre später, kam es schon wieder zu einem neuen Vertrag mit dem Kloster, bedingt durch die nötige Verlegung des Standorts in Blasiwald. Neue Vertragspartner sind Sebastian Greiner, der Vogt, und die aus dem Solothurnischen gebürtigen Brüder Wolfgang und Peter Schmid, die bereits am 3. Juli 1622 dem Abt Gelübde und Eid als Untertanen abgelegt hatten.⁶⁶⁾ Die weitere Geschichte möchte ich nur kurz streifen: nochmals wurde 1646 der Standort der Glashütte innerhalb Blasiwalds gewechselt, dann 1685 nach dem obersten Windbergtal bei St. Blasien verlegt, woran noch der Flurname Hüttenhof erinnert. Von hier aus erfolgte 1716 die Gründung der Glashütte in Äule bei Aha. Auch die Gründung der ersten Glashütte im heutigen Altglashütten auf Fürstenbergischem Gebiet 1634 sah mit Peter und Thomas Sigwart und Ulrich Maler Abwanderer von Blasiwald, und zwar von den aus dem Kanderer Raum einst zugezogenen Glasmachersippen.

Zur Herkunft der Blasiwalder Glasmacher: Aus Kändern bzw. Wambach kamen als ehemalige badisch-durlachische Untertanen: Hüttmeister Ulrich Maler; Hans Maler, Hans Maler 2, der Sohn Ulrichs und Hüttmeister seit 1614, Clewis Sigwart (Hüttmeister Ulrichs Schwager) Andreas Paurer, Andreas Beschinger; vermutlich auch Sebastian Greiner, der mit dem 1585 genannten Hüttmeister am Roßboden bei Wambach identisch sein könnte.⁶⁷⁾

Aus Hall in Tirol kam Georg Raspiler (bei Wernet in Georg Stapiler entstellt), der 1599 erstmals genannt wird und 1611 nach Grünwald hinüberwechselte,⁶⁸⁾ aus Schwaz in Tirol Michael Meuser (1606).⁶⁹⁾ Aus der Glashütte Lengenfeld bei Meßkirch stammte Mathis Wacker, der 1616 in St. Blasien die Anne Schuoler aus der „Glashütte“ ehelichte,⁷⁰⁾ sowie Johann Schell, der 1622 Elisabeth Greiner „aus der Glashütte“ heiratete. Aus der Glashütte Steinbach/Kleffenbach im Welzheimer Wald in Württemberg kamen Hans

Sigwart und Thomas Sigwart, letzterer ließ 1606 mit seiner Frau Barbara Strohbacherin ein Kind taufen.⁷¹⁾ Aus Solothurn stammten Peter Schmid und Wolfgang Schmid (1622),⁷²⁾ aus Schlesien der 1629 verstorbene Johannes Greiner,⁷³⁾ aus dem Württembergischen Jakob Stoffler, der 1621 in St. Blasien heiratet,⁷⁴⁾ aus dem Raum Zwiesel (Bayerischer Wald) wohl Andreas Böschinger nach der Zwischenstation im Raum Kändern.⁷⁵⁾ Ferner zählen zur Glasmachergemeinde die 1599 in den Musterungslisten des Klosters verzeichneten Hans Krauß, Claus Helandt, Melcher Kolb, Martin Langendorffer, Georg Letinger, Jackle Maler, Michel Meßner, Hans Jakob Müller, Hans Schmid, Balthasar Schradi, Andreas Steinmetz.⁷⁶⁾

1607 wird Thomas Schneeberger als Einwohner im Glashüttengebiet genannt: „ex Vitriarorum tuguriis“ d. h. von den Hütten der Glasmacher.⁷⁷⁾ 1628 wohnen Johann Rock und Frau Agnes Schmidlin auf der „neuen“ Glashütte in Blasiwald, die seit 1646 dann als „alte“ bezeichnet wurde.⁷⁸⁾ Die Glashütte wirkte tatsächlich wie ein Magnet für Zuzüger aus dem gesamten deutschen Sprachraum.

Die Glashütte bei Grünwald (Lenzkirch)

In nicht allzu großer Entfernung von den frühen Glashütten des 13./14. Jhs. hat Abt Martin von St. Blasien 1611 die Erlaubnis zur Errichtung einer Glashütte gegeben, deren Standort als Siedlung später beibehalten wurde und heute den Weiler Glashütte darstellt. Am 21. Mai 1611 werden als Vertragspartner Meister Thomas Sigwart und Meister Hans Sigwart aus der Steinbacher Hütte im Welzheimer Wald (Württemberg), sowie der über Blasiwald von Hall in Tirol gekommene Georg Raspiler genannt. Bei 50 Gulden Jahreszins und 20 Jahren Laufzeit entsprach der Vertrag demjenigen von 1597 in Blasiwald.⁷⁹⁾ 1625 wurde bei einer vorzeitigen Vertragserneuerung die Pacht auf 120 fl. erhöht. Die jetzigen Vertragspartner waren Peter Sigwart, Hans Krieger und Mathias Faller. 1645 kam

es zu einer weiteren Verleihung an Samuel Schmid, Andreas Schmid, Georg Maler, Adam Haug und Apollonia Sigwart.⁸⁰⁾ Georg Maler „uß dem Grünwald“ hielt sich wohl zuletzt in der Hasler Hütte auf. Als Katholik wurde er aber am 16. XI. 1663 im benachbarten Wehr beigesetzt.

Die Glashütte in Altglashütten

Bei 1637 gegründete Fürstenbergische Glashütte im nachmaligen Altglashütten gehört schon nicht mehr zum zeitlichen Rahmen, den ich bei dieser Arbeit gesetzt habe. Doch sei kurz auf die frühesten Glasmacher ihrer Herkunft wegen eingegangen. Die ersten Meister waren tatsächlich aus dem St. Blasischen, d. h. von Blasiwald und auch von Glashütte bei Grünwald gekommen: die Gebrüder Peter Sigwart und Thomas Sigwart, sowie Ulrich Maler. Der auf 30 Jahre gestellte Vertrag wurde auch hier vorzeitig, nämlich 1658 erneuert. Jetzt werden insgesamt neun Meister aufgeführt:

Ulrich Maler, der Vogt

Martin Müller (1643 vorübergehend in Hasel bezeugt,)

Ulrich Greiner

Michael Raspiller (von Grünwald)

Sebastian (Baschle) Greiner

Kaspar Haug (vgl. Grünwald)

Thomas Sigwart, der Sohn des verstorbenen

Thomas Sigwart von 1634,

Hans Grefßlin

Peter Bartlin

Die Kontinuität vieler Glasmacherfamilien setzt sich dann über Tochtergründungen wie Herzogenweiler ins 18. Jh. fort.⁸²⁾

Die Glashütte bei Hasel

Bereits 1623 zeigte der Raitbacher Vogt an, „daß etlich Glaser begehrten, im Haseler Wald etwas Bezirckh zu bestehen und darum suppliziert:“ worauf die Obrigkeit beschied, die Glaser müßten zuvor melden, was sie dafür gäben, und auch wo sie ihre Glashütte zu errichten begehrten.⁸³⁾ Es vergehen ein gut

Dutzend Jahre, bis das Haseler Kirchenbuch zum 1. Januar 1637 als allerersten Eintrag den nachmals als Glasmeister bezeugten Martin Greiner anlässlich der Taufe seiner Tochter Maria festhält und am 12. November 1638 das Schopfheimer Kirchenbuch den „Franciscus Tschira, ein Glaßer aus der Haßler Hütten“ anlässlich der Taufe seines Sohnes Simon erwähnt.⁸⁴⁾ Der älteste bekannte Bestandsbrief der Hütte von 1639, welcher die Errichtung der Hütte an der Stelle des heutigen Weilers gestattete, war folglich nicht der erste, bzw. die Glaser betrieben in jenem Bereich bereits einige Zeit lang eine andere Hütte. Die Herkunft eines Teiles der Glashütten-gemeinde war offenbar das „Zellische“, denn beim Tod der alten Glasvögtin Katharina Greiner merkt das Haseler Kirchenbuch an, daß sie „bald anfangs, als die Glasser auß dem Zellischen ins land gekomen, unsere religion mit andren auch annahm.“⁸⁵⁾ Gleiches deuten die Taufpaten des Glasersohnes Simon Tschira in Schopfheim 1638 an, es waren dies Anna Griner (sic!) und Vogt Fritz Engler, beides Katholiken aus der Pfarrei Zell. Und dort arbeitete ja seit 1567/68 die Glashütte der Herren von Schönau-Wehr. Wenn nicht alles täuscht, blieb die Rohrbergsche Hütte am Glasbrunnen, über die Schwellen hinweg nur etwa zwei bis vier km von den späteren Waldkonzessionen im Grenzgebiet Hasel/Gersbach entfernt, noch weiter der Ort, wo sich die Glaser aufhielten, ehe sie bei Hasel ihr neues Quartier aufschlugen. Das Waldstück „Glasberg“ im Quellgebiet des Haselbachs zeigt, daß die Konzession auch auf Gersbacher Boden herüberreichte, und 1651/53 ist Basche (Sebastian) Greiner aus der Glasmachersippe in Gersbach vorübergehend nachweisbar.⁸⁶⁾ Die im Osten der Gersbacher Gemarkung schon 1572 bezeugten Glasmatt und Glaserbach sind älter und haben mit diesen Unternehmungen nichts zu tun. Die örtliche Überlieferung in Hasel weiß zu berichten, daß einst acht Gebrüder Greiner die ersten Glasmacher zu Hasel gewesen seien. Die bis 1637 bzw. 1659 zurückreichenden Kir-

chenbücher von Hasel und Gersbach sind die wesentlichen Quellen, die Zusammensetzung der Glashüttengemeinde zu rekonstruieren.⁸⁷⁾ Es zeichnen sich drei Namensträger Greiner als diejenigen ab, welche zur Pioniergeneration gezählt haben, wobei offen bleibt, ob sie Brüder waren:

Ulrich Greiner, „der Alt Glasmeister“, um 1579 geboren und 1654 mit 75 Jahren verstorben; Johannes Greiner, der Glasmeister, dessen 1586 geborene Frau Verena 1675 mit 89 Jahren bei ihrem Sohn Andreas auf der Schweigmatt verstarb; Martin Greiner, Glasmeister, der 61jährig 1657 verstarb. Über die Glasmeister gesetzt war das Amt des Glasvogts, welches ab 1659 in der Hand des um 1620 geborenen und so der 2. Generation angehörenden Kaspar Greiner lag. Wer in der Pionierzeit der Glasvogt war, bleibt verborgen. Wegen des vermutlichen Gersbacher Zwischenspiels vor der endgültigen Niederlassung der Glasmacher in der Glashütte hinter Hasel kommt allerdings der isoliert in Gersbach 1651 und 1653 bezeugte Sebastian Greiner in Frage, der weder in den Haseler noch Gersbacher Totenbüchern, die 1651 bzw. 1659 einsetzen, verzeichnet steht, also vorher verstorben war und der Generation der ältesten Greiner bei Hasel zuzuordnen ist. Der als erster Haseler Glaser genannte Franz Tschira weist über den 1663 und 1669 in Gersbach ansässigen Sebastian Tschyra gleichfalls auf alte Bindungen in diese Richtung hin. Schließlich sei auf die außerordentlich engen Kontakte bei Eheschließungen und Taufen zwischen den ersten Glashüttengenerationen und Gersbach verwiesen, die fast noch häufiger waren als zwischen Glashütten und Hasel. Zum Haseler Glashüttenbetrieb zählten ferner folgende Personen:

– Andreas Greiner, der Glaser, der Sohn Glasmeister Johannes Greiners, der mit der Glasertochter Anna Grässlin verheiratet und von 1635 an in Schweigmatt sesshaft war. Seine Mutter Verena aus Glashütten verbrachte ihre letzten Lebensjahre bei ihm († 1675)

– Hans Haug, der mit Anna Greinerin verheiratet war, scheint von Anfang an zur Haseler Gruppe gezählt zu haben. Der seit 1650 Bezeugte wird 1663 als Glasmeister bezeichnet.

– Georg Godard, ein Glaser, war ebenfalls mit einer Anna Greinerin verheiratet. 1652 waren bei der Taufe seines Sohnes der alte Ulrich Greiner und Magdalena Greinerin, die Frau des alten Martin Greiner, die Taufpaten. Godard ist noch 1654 in Glashütten nachweisbar.

– Kaspar Greiner war um 1620 geboren und ist von 1659 an als Glasvogt bezeugt. 1690 widmete ihm der Hasler Pfarrer einen besonderen Nachruf im Kirchenbuch: ... „der alte, ehrliche Vogt in der Glashütten, der ein Leben lang vil ausgestanden und von seinem Gott doch gesegnet wurde, daß er seinen Kindern ein erliches erspahret und verlaßen hatte. Arbeite in seinen costen (auf eigene Rechnung) ahn 47 Jahr und in der ander (costen) ein ringes, das Ihme länger wurde als die Vorigen 47 alle. Sein alter war 70 jahr.“ Da seine Frau Katharina schon vier Jahre zuvor nach 47jähriger Ehe vorausgegangen war, hatte sich Kaspar schon 1639, also zum Zeitpunkt des vermutlich zweiten Bestandsbriefs der Hütte, selbständig gemacht, nach Katharinas Tod aber aus Altersgründen nur noch mitgeholfen, was die Angaben des Pfarrers ausdrücken wollen.

– Ulrich Haug, geboren um 1638 und vermutlich der Sohn von Glasmeister Hans Haug, erscheint 1662 noch als Glasergesell, wird dann ab 1664 als Glasmeister bezeichnet. Er starb 70jährig im Jahr 1718.

– Hans Greiner, der 1638 geborene Sohn Martin Greiners, wird auch gelegentlich Hans Greiner der Mittlere genannt. 1679 war er Glasmeister und starb bereits 1684 als „gewester Glasmeister“.

– Hans Greiner, ein 1648 geborener Sohn des Glasvogts Kaspar Greiner und zur Unterscheidung von seinem Vetter früh der

„junge Meister“ genannt, ist schon 1676 als Glasmeister bezeugt. 1684 erkrankte er bei Steinen in der Wiese, als er bei der Rückkehr von der Hochzeit seiner Tochter durch den Fluß reiten wollte.

- Martina Greiner wird seit 1664 Glasmeister bezeichnet. Verheiratet war er mit Anna Vätterin, die 1685 als Witwe eine zweite Ehe einging.
- Georg Greiner, ein zweiter Sohn des Glasvogts Kaspar Greiner, war 1677 noch Glasergesell, von 1680 an Glasmeister.
- Niclaus Haug, 1670 Geselle, 1671 Glasmeister, heiratete 1670 Magdalena Schmid aus Tegernau.

Unsere Übersicht zeigt, wie neben dem Glasvogt bis zu fünf Glasmeister gleichzeitig in der Hütte tätig waren. Zum Vergleich diene Altglasgütten, wo es 1654 deren neun waren! Der Aufstieg vom Gesellen zum Meister hing sicher nicht nur mit der Tüchtigkeit, sondern auch mit den Vermögensverhältnissen der einzelnen Glaser zusammen. Als Glaser, die im Gesellenstande verblieben, werden erwähnt:

- Georg Grässlin, Ehemann der Engel Greinerin, bezeugt von 1641 bis 1667
- Hans Gresslin, Georgs Sohn, 1661 als Glasergesell bezeichnet
- Hans Siegwart, der schon 1649 in der Glashütte nachweisbar ist, wird 1662 und 1665 als Glasergesell verzeichnet, war mit Eva Sauterin verheiratet,
- Jakob Gresslin, der 1647 geborene Sohn Georg Grässlins, heiratete 1668 Magdalena Sauterin, wird 1669 als Glasergesell genannt,
- Hans Greiner, der Sohn Hans Greiners des Mittleren, wird 1674 als Glasergesell verzeichnet, er heiratete 1677 Madlen Stolz,
- Fridlin Greiner, der schon 1668 als Glasergesell bezeichnet wird, gibt 1677 nach seiner Hochzeit mit Hans Fridlin Brutschis Tochter Margarethe von Hasel seinen Beruf auf und übernimmt eine Mühle in Hasel.

- Kaspar Greiner, der 1644 geborene Sohn von Glasvogt Kaspar Greiner, ist 1670 Glasergesell, stirbt 1674 „an der regierenden hitzigen Krankheit“,
- Blasius Greiner heiratet als Glasergesell 1680 Anna Sutterin aus Gersbach,

Ferner standen folgende Personen mit der Glashütte in Verbindung, ohne daß ihr genaue Rang erkennbar ist:

- Jakob Greiner: als 1690 seine Witwe sich wiederverheiratet, ist von ihm als dem „gewesten Glaser in der Hütte“ die Rede,
- Martin Müller aus dem Rotenwasser, d. h. aus dem jungen Betrieb in Altglashütten, war 1643 zeitweise in der Hasler Hütte, wo er auch die Patenschaft für Georg Grässlins Tochter Magdalena übernahm. Später taucht er als Glasmeister wieder in Altglashütten auf,
- Michael Greiner zählte anscheinend noch zur Haseler Pioniergeneration, nur registrierten ihn die Pfarrer nicht, weil er wie vielleicht auch noch einige weitere Glasmacher dem katholischen Glauben treu blieb. 1673 heiratete aber seine Tochter Ursula, „welche von der päpstlichen Religion zu unserer Evangelischen getrieben“, den Gersbacher Christian Blum, einen Holzknecht der Glashütte!
- Thomas Schmid, 1647 und 1648 Pate für die Gräßlin, Maria Schmid für die Greiner.

Die weniger angesehene Schürererarbeit ist spärlich belegt:

- Johann Heuß, „Schürer in der Glashütten“, † 1682, 70 Jahre alt,
- Ulrich Schell, „der Schürer“, und seine Frau Eva Leulin, beide von St. Blasien, d. h. Blasiwald gebürtig, 1669, 1675 und 1676 in Hasel erwähnt. Ulrich ist wohl der Sohn des Johann Schell aus Blasiwald, der 1622 dorthin von der Glashütte Lengelfeld bei Meßkirch gelangt war (s. S. 134).
- Matthias Schäuble aus dem „Zellerthal“ stirbt 70jährig im Jahr 1685, er war zuvor Schürer gewesen,

— Jakob Haug von Gersbach, der 1694 früh stirbt, ist „einige Zeit Schürer in der Hase-ler Hütten gewesen“,

— Melchior Finck arbeitete gleichfalls als Schürer, verließ dann treulos seine Frau Anna Fischerin, die 1684 40jährig starb,

Der Holzknecht der Hütte Christian Blum, der Michael Greiners Tochter Ursula ehelichte, wird in seiner Funktion 1673, 1682 und 1692 erwähnt. Erst 1714 wird mit Hans Müller ein Glasträger benannt, obwohl sie von Anfang an mit dabei gewesen sein müssen.

Die insgesamt recht ansehnliche Hüttengemeinde besaß 1690 zehn Wohnstätten, worin sich wohl jeweils mehrere Familien teilen mußten. Als Wirtschaftsland waren damals rund 200 Juchart verfügbar, und es wurden nur noch winters die Glasöfen betrieben, sommers aber Feldarbeit geleistet. Der Hüttenzins betrug 1639 150 Gulden.⁸⁸⁾

Bemerkenswert sind in der Zusammensetzung der Gemeinde auch neben den Greinern die typischen Glasernamen Haug, Sigwart, Grässlin, während Godard und Tschira erstmals auftreten und aus unbekanntem Gegen- den gezogen sind.

Zusammenfassender Überblick

Gegenüber dem 14. Jh. mit seinen zehn bis zwölf feststellbaren Glashütten muß zunächst der starke Rückgang auffallen, der nach 1400 eintritt. Von dem unsicheren Fortbestand der Hütte bei Hinterstraß/Waldau und vielleicht einer der Hütten bei St. Georgen abgesehen, sind mit Sicherheit nur die neue Hütte bei St. Blasien (seit 1424), später bei Bernau (nach 1480, vor 1516); ferner eine Hütte nahe Zell 1473 (Hütten bei Rohrberg/Riedichen) nachzuweisen, die Kanderer Hütte mag noch in die letzten Jahrzehnte des 15. Jhs. zurückreichen. Diese Schrumpfung auf weniger als die Hälfte entspricht dabei keineswegs der Entwicklung der Wirtschaft im allgemeinen und der Glasindustrie im besonderen. Die klassische Glashüttenprovinz Württembergs im Mainhardter, Murrharder, Ellwanger Wald und im



Fuß und Kelchansatz eines Gefäßes vom Hüttenplatz am Glaserberg bei Sallneck (ca. 1550/1600)

Schurwald im Dreieck Stuttgart—Heilbronn—Ellwangen lebte damals erst richtig auf, regionalen wirtschaftlichen Rückschlägen etwa des Freiburger Raumes stehen aufblühender Handel und Gewerbe in Basel gegenüber. Das Faktum des Glashüttenchwundes, der sicher auch die Gewebetradition der heimischen Glasmacher durch Abwanderung abreißen ließ, bleibt unerklärlich. Der Einwand ungünstiger Standortbedingungen läßt sich auch wenig bemühen, denn die neuen Hüttenstandorte bei St. Blasien und Bernau lagen z. B. eher im Innern des Gebirges.

Dann aber kommt es gegen 1500 zum Beginn einer regelrechten Gründungswelle, die sich übrigens ungestört durch kriegerische Ereignisse ins 17. und 18. Jh. hinein fortsetzt. So entstehen die Glashütten bei Kandern (vor 1500), Hägelberg (vor 1500), Weitenau (1506), im Münstertal (1516) in Bernau (nach 1480, vor 1516), Todtmoos-Schwarzenbach (1534), Kaltenbach (nach 1514, vor 1550?) Rohrberg (1567/68), Wildböllen (um 1580, vor 1607), Sallneck (vor 1600), Scharfenstein (vor 1570), Wambach (1585), Todtmoos-Glashütte (1590), Blasiwald-Muchenland (1597), Grünwald (1611), Blasiwald-Althütte (1622), Altglashütten (1634), Hasel (vor

1637) usf., was verdeutlicht, daß der Südschwarzwald seine einstige Bedeutung als Glashüttenland zurückgewann, wenn auch nicht aus eigener Kraft. Im 15. Jh. hatten sich Bedingungen für das Glasmachergewerbe gegenüber früher verändert. Im venezianischen Glas war mittlerweile ein starker, anregender und herausfordernder Konkurrent entstanden, der allerdings mit höheren Kosten Scheiben, Gefäße aller Art und Spiegel — durch Kaufleute aus dem süddeutschen und Schweizer Raum — auf den Markt brachte. Die verbesserte Technik mit klarem, dünnwandigen Kristallglas und der dem Angelo Barovier († 1463) zugeschriebenen Email-Dekor-Kunst ließ das städtische Bürgertum nicht nur nach teuren Originalen, sondern den billiger zu erwerbenden Nachahmungen greifen. Glas war allgemein stärker gefragt, und dies hatte auf die Art der Produkte wie auch die Organisation der Glashütten nachhaltige Auswirkungen.⁸⁹⁾ Nicht von ungefähr äußert sich der Hüttenvertrag von 1516 (Münstertal) über „luter glas“ (farbloses) und farbiges Glas, d. h. über das herkömmliche grüne Waldglas und vielleicht auch schon bewußt gefärbtes, und hebt auf die Geheimhaltung der Glasmacherkünste ab. In der Hütte Hägelberg werden 1504 erstmals neben den Glasbläsern die „Maler“ als Verzierer im Sinne der venezianischen Tradition genannt. So trafen sich eine stark ansteigende, vom städtischen Bürgertum getragene Nachfrage mit dem günstigen Willen einiger Territorialherren wie der Markgrafen von Hachberg bzw. von Baden, den Äbten von St. Blasien und St. Trudpert und dem unternehmerischen Risiko der von auswärts angelockten Glasmacher, die sich zum Teil mit bürgerlichen Investoren verbanden. Dabei fällt auf, daß die Standorte früherer Glashütten, durch Orts- und Flurnamen leicht kenntlich, ausgesprochene Tabuzonen für eine Neuerrichtung blieben. Das war wohl kein Zufall angesichts der damals noch lebendigen lokalen Tradition über das Ende der früheren Glashütten. „Gebrochen Glas bringt kein Glück?“

Einige Beispiele mögen das Obige verdeutlichen. Wir erfahren so zum Jahr 1443 in Basel von der Lieferung von fünf Kisten venezianischem Glas ins Kaufhaus der Stadt durch den Kaufmann Heinrich Zilli; im selben Jahr bezog der Basler Großkaufmann Wernlin von Kilchen zwanzig Kisten „Venediger glas“ über einen St. Galler Mittelsmann, wofür er 421 Gulden aufbrachte.⁹⁰⁾ Der Basler Handelsherr Hans Bär besorgte vor 1500 „Venediger glas“ für das Rathaus in Solothurn.⁹¹⁾ Auch aus Zürich liegt eine Quelle von 1468 vor über die Verwendung von „Venediger Glaßschiben“, doch wurden an dem betreffenden Gebäude wohl der Kosten wegen „sunst ouch fenster verglaset mit Waldglaß.“⁹²⁾

Der Zuzug auswärtiger Glasmacher in den Schwarzwald als einer Region, in der die alte Tradition dieses Gewerbes gegen 1400 weitgehend gerissen war, zeigt sich schon 1424 im Falle der Glashütte bei St. Blasien. Konrad Glaser aus dem schweizerischen Guggisberg bei Bern wandert zu, wobei zu beachten ist, daß erst 1406 ein böhmischer Glasmacher Franz von Glattau nach Guggisberg gekommen war! 1473 wird im Vorfeld Basels Ludwig Glaser aus dem Fliegenbach bei Baiereck (württembergischer Schurwald) genannt, und aus der württembergischen Glashüttenlandschaft nordöstlich von Stuttgart kamen im 16. Jh. weitere engagierte Glasmacher wie etwa Hans Harderbeck 1557 von Heselbach/Ellwangen nach Kandern, Jerg Englert von Kronhütte bzw. dem Bäratal nach Wambach (1593), verschiedene Mitglieder der Sippe Greiner nach Kandern, Wambach, Rohrberg usf., vermutlich auch die Siegwart nach Kandern. Unsicher bleibt das Honberg, von welchem 1516 Glaser Jerg Hug ins Münstertal gelangte; wegen der Lautform Hug statt Haug ist eher an den alemannischen Sprachraum zu denken. Sein späterer Mitarbeiter Michel Glaser könnte aus der Gegend von Cham im Bayerischen Wald stammen, falls „came“ und nicht „tame“ oder „rame“ zu lesen ist. Die späteren Zuwanderungen im

17. Jh. bewegten sich dann wohl mehr im Rahmen des auch im Glashüttenbetrieb üblichen Austausches, wobei der Südschwarzwald wohl nicht nur der Empfangende war. So gelangten Hans Schmid 1567 aus Schlesien nach Kandern, Hans Greiner vor 1629 aus Schlesien nach Blasiwald, Peter und Wolfgang Schmid 1622 aus Solothurn (Balsthal?) nach Blasiwald, Matthias Wacker 1616 und Johannes Schell 1622 aus Lengelfeld bei Meßkirch nach Blasiwald, Georg Raspihler 1599 von Hall/Tirol nach Blasiwald. Viel deutlicher sind dagegen im 16. Jh. schon die Wanderungen innerhalb der Region Südschwarzwald von Glashütte zu Glashütte, meist im Zusammenhang mit einer Stilllegung bzw. Neugründung zu erkennen, so etwa von Hägelberg nach Kandern von Kandern nach Wambach und von beiden nach Blasiwald, von Bernau nach Todtmoos-Schwarzenbach, von Rohrberg (Zell) nach Hasel, von Blasiwald nach Grünwald und von beiden nach Altglashütten usf.

Eine Quelle aus dem Böhmerwald führt zur Glashüttengemeinde folgende Personen nach der Arbeitsteilung auf (1608):⁹³⁾

einen Meister, sieben Gesellen, wobei ein Glasofen sechs Öffnungen besaß und sechs Glasbläser daran gleichzeitig arbeiten konnten,

einen Maler, einen Hüttschreiber, einen Tagschürer, einen Nachtschürer, einen Sandgräber, drei Malerinnen, eine Einbinderin.

Dieses Schema war in den Glashütten neuen Stils um 1500 bei Kandern und Hägelberg bereits gegeben, wie die Namensdifferenzierung bei der Hüttengemeinde verrät:

Da erscheinen der „Meister“, je vier bis fünf Glaser, d. h. Glasbläser, ein Maler, ein Schirer, sowie zwei Glasträger, und die Liste ist ja keineswegs vollständig. Hinter dem um diese Zeit sich rasch verbreitenden Glasmachernamen „Greiner“ könnte sich nicht nur der Übername „weinerlicher, mürrischer Mensch“ verbergen, sondern ein Teilbereich des Glasmachens, das in Konkurrenz mit venezianischem Glas ebenso gefragt war wie

das Bemalen und Verzieren: das Läutern und Schleifen: d. h. greinen, gereinen. Die „Greiner“ wären dann wie vordem die Glaser nicht alle aus einer Stammfamilie herzuleiten.

Die Produkte der Glashütten und die Organisation ihres Absatzes

Die Vielfalt der Produkte der alten Glashütten darzulegen oder bestimmte Warenformen unserer Region oder gar einzelnen Betrieben zuzuweisen, ist vorerst unmöglich. Sie kann erst versucht werden, wenn einige der alten Standorte archäologisch näher untersucht worden sind. So sei hier eine kleine Übersicht der Art Waren vorgestellt, wie sie sich aus wenigen schriftlichen Quellen zusammenstellen lassen. Nützlich sind hauptsächlich zwei Quellen zu Blasiwald von 1615/17 und 1622, die natürlich erst die Spätphase des behandelten Zeitraums erhellen. Abweichende Ergänzungen vermerke ich gesondert.

I) Flachglas oder auch „Tafelglas“ (1459)⁹⁴⁾

a) Schiben/glaßschiben (1468)⁹⁵⁾ — Butzenscheiben

b) Hornaffen — Scheibenteile für die Hohlräume zwischen den runden Butzenscheiben (1563)⁹⁶⁾ (1615 auch als „Hornnasen“ bezeichnet)

II) Hohlgläser

A) aus „luter glas“ (1459)⁹⁴⁾

— Trinkgläser, groß und klein (1459)

— Kelche, Kelchgläser 1615

— große Gläser 1622

— Stiefel 1622 (Stiefflin)

— „Rörlin“ 1615

— Glockenbecher 1615

— gewöhnliche Tischgläser 1622

— „Zwerglin“ 1615

B) aus „geferbt glas“ (1459)⁹⁴⁾

— „messige“ Gläser (ca. $\frac{3}{2}$ l.) 1615

— „halbmessige“ Gläser (ca. $\frac{3}{4}$ l.) 1615

— „quartälige“ Gläser (ca. $\frac{3}{8}$ l.) 1615

— Stüffel (Stiefel) 1615

— „Krautstengelin“ (Krautstrünke) 1615

— Ringelbecher

— „Zwerglin“

— „Gutteren“ (Flaschen) 1546,⁹⁷⁾

- „Fußgütterli“ 1615
- „Gütterlin“ (z. B. Arzneifläschchen)
- „Stetzlin“

C) Glasperlen (Paternoster)

III) Keramik als zusätzliches Produkt der Glashütten ist 1572 von Scharfenstein und von Rohrberg und 1614 von Blasiwald bezeugt.

Daß bei den bisweilen recht abgelegenen Hüttenstandorten der Absatz der Waren nicht sich selbst überlassen blieb, ist selbstverständlich. Natürlich gab es den „Verkauf ab Werk“, z. B. an Kleinkrämer, wie z. B. im Großraum von Basel bereits aus Quellen des 15. und 16. Jhs. zu ersehen ist, als es in der Frage des Verkaufs zu ersten Auseinandersetzungen mit den städtischen Glasern kam, die allerdings beim Rechtsstreit den kürzeren zogen und nur bei venezianischer Ware gegenüber den Gremplern das Vorrecht des Verkaufs zugestanden bekamen. Bei der Entscheidung 1546 wurde darauf verwiesen, daß die Grempler seit „Menschengedenkhen Drinkhgläser, Gutteren, Tafelglas und Jogbley veyl geboten“ haben.⁹⁸⁾

Neben den Kleinkrämern traten die Glasträger als Konkurrenten der städtischen Glaser in Erscheinung, wenngleich es den Anschein hat, daß sich diese zusätzliche Konkurrenz erst mit der Erweiterung der Glashütten und ihrer Differenzierung auf ein reichhaltigeres Angebot gebildet hat. Jedenfalls wurden 1606 Klagen der Basler Glaser laut, daß fremde Glasträger zu den vier Fronmärkten der Stadt „Glas auf Karren alher gefüret und im Kaufhaus verkaufen“, z. B. Scheiben, Waldglas und Tafelglas.⁹⁹⁾ Schon 1504 werden in Kändern zwei Glasträger namentlich erwähnt, ebenso 1590/93 in der Wambacher Glashütte. Es sind die meines Wissens bisher am frühesten bekannten Glasträger im Schwarzwald, und es zeigt sich, daß sie in einem engen Verhältnis zur Glashütte selbst gestanden haben. Die Känderer Glasträger beteiligen sich z. B. an der Reise der Hüttengemeinde zum Züricher Glückshafen, und in Wambach zählen die Glasträger bzw. die

Tochter des einen auch von ihrer Wohnung her zur Hüttengemeinde. Daraus folgt, daß sie in die Hütten integriert waren und nicht wie in späterer Zeit teilweise auf eigene Rechnung den Verkauf betrieben. Das Känderer Beispiel zeigt andererseits auch, daß jene Glasträger nicht von Anfang an der Hüttengemeinde zugehört haben. Sie stammten beide aus dem Elsaß, aus Türckheim, bzw. Ballbronn westlich Straßburg, hatten jedoch inzwischen Kändern als Standquartier erkoren. Die Räume Colmar und Straßburg mögen gleichwohl ihr Absatzgebiet geblieben sein. St. Blasien behielt sich im Fall Blasiwald den Verkauf der Mehrzahl der Produkte vor, d. h. das Glas war ans Kloster zu liefern, und der Hofmeister führte dort die z. B. für 1615 bis 1617 erhaltenen Abrechnungsbücher. Die Hütte selbst durfte nur kleine „Gutteren“ und die nebenher produzierte Keramik direkt verkaufen. In jenen Hütten, die wie z. B. Kändern und Hägelberg einen eigenen „Schreiber“ beschäftigten, lag der Verkauf ganz sicher in der Eigenregie der Betriebe, worauf ja auch die Organisation des Warentransports (Glasträger) hinweist.

Es ist also in diesem Punkt keine einheitliche Aussage, die alle Glashütten jener Zeit betrifft, zu machen.

Zum Transport der Glaswaren dienten „truckhen“, wie die Tragkörbe der Träger wohl hießen, später dann auch Karren und Wagen. Hier müßten die Zollsätze der Städte im Umkreis des Gebirges im 15. bis 17. Jh. systematisch durchgesehen werden. Meyer zitiert Beispiele aus der Schweizer Nachbarschaft. Der Zoll zu Augst besteuerte 1470 das Glas noch nach Gewicht: „von einem zentner glas“, was auf die „Trucken“ hindeutet.¹⁰⁰⁾ Aarburg nahm dagegen 1597 „von einem geladenen wagen mit glas 2 s, und von einem karren 1 s.“¹⁰¹⁾ Bremgarten erhob 1620 „von einer schiben truckhen, auch Glastruckhen oder Kram mit Glas 4 s.“¹⁰²⁾ Allerdings geht aus derartigen Angaben nicht hervor, wer der Eigentümer der Wagen und Karren war, vermutlich doch eher Krämer als Aufkäufer,

während die „truckhen“ wieder auf die Glas-träger zu beziehen sind.

Der herrschaftliche Hintergrund der Glasindustrie

Das Kloster St. Blasien erweist sich in dem Zeitraum von 1400 bis 1650 als größter Interessent an der Nutzung der ausgedehnten Waldungen durch Glashütten. Die von ihm verliehenen Glashütten waren:

- 1) der Glashof im Albtal, oberhalb des Klosters (1424),
- 2) Glashütte Bernau am Todtmooser Weg (nach 1480/vor 1516),
- 3) Wildböllen/Schönenberg (um 1580/vor 1607),
- 4) Glashütte am Segalenkopf bei Geschwend (Zeitpunkt unbekannt),
- 5) Glashütte an der Reifhalde beim Kloster Weitenau (Schlächtenhaus) (1506),
- 6) Glashütten Blasiwald (1597, 1612 und 1644),
- 7) Glashütte beim Kloster Grünwald (1611),
- 8) Glashütte Sallneck (Glaserberg) (um 1550—1600).

Berücksichtigt man den Umstand, daß in Blasiwald 1612 und 1644 der Hüttenplatz ziemlich verlegt worden ist, waren also mindestens neun Glashütten unter der klösterlichen Mitwirkung erstellt worden.

Die Markgrafen von Hachberg-Sausenburg und deren Erben, die Markgrafen von Baden, treten ebenfalls durch die Verleihung einiger Glashütten hervor: Davon zeugen:

- 1) die Glashütte im Kanderwald bei Kandern (vor 1500 bis ca. 1590),
- 2) die Hütte auf der Pfaffmatt bei Hägelberg (vor 1504 bis um 1570),
- 3) die Hütte auf dem Roßboden bei Wambach (1585 bis etwa 1596/7),
- 4) eine Glashütte bei Malsburg, wahrscheinlich auf dem westlichen Roßboden beim Ortsteil Kaltenbach (um 1550 bis etwa 1576),
- 5) eine Mitwirkung bei der St. Blasianischen Hütte an der Reifhalde (Weitenau/Schlächtenhaus), die 1514 durch Abgabeforderung sichtbar wird,

6) die Glashütte in Todtmoos-Glashütte (um 1590),

7) die Glashütte Sallneck, bei der eine markgräfliche Mitwirkung wie im Falle Weitenau/Reifhalde anzunehmen ist, vgl. Ziff. 5, (um 1550 bis 1600).

Neben diesen beiden wirkt der Einsatz der übrigen grundherrlichen Kräfte bescheiden:

Das Kloster St. Trudpert verlieh die Glashütte in der Münsterhalde (1516) und deren unmittelbare Nachfolgerin im Bereich Gabel (Untermünstertal); ferner um 1570 die Glashütte beim Scharfenstein in Obermünstertal. Die Landgrafen von Fürstenberg erlaubten den Bau der Hütte im Roten Wasser (Altglashütten, 1637).

Als Lehensträger der Markgrafen von Baden standen die Höcklin von Steinegg hinter den Anfängen der Glashütte zu Todtmoos-Schwarzenbach (1534), die Herren von Schönau-Wehr, Lehensträger Österreichs und des Stiftes Säckingen, hinter jenen von Rohrberg/Häg (1567/68).

Literaturverzeichnis

¹⁾ Blau, Josef, Die Glasmacher im Böhmer- und Bayerwald in Volkskunde und Kulturgeschichte, — Beiträge zur Volkstumsforschung, hgg. von der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde in München, Bd. VIII, 1954

²⁾ Bühler, Ernst Friedrich, Steinen, Chronik eines Dorfes, 1982

³⁾ Greiner, Karl, Die Glashütten in Württemberg, 1971

⁴⁾ Hegi, F. Das Glückshafenrodel von 1504, (Zürich), 1942

⁵⁾ Jehle, Fridolin, Wehr, eine Ortsgeschichte, 1969

⁶⁾ Meyer, Werner, Glas, Glaser und Glasbläser in der mittelalterlichen Regio Basiliensis, — Festschrift für Elisabeth Schmid, 1977, S. 176 ff.

⁷⁾ Morath, Rudolf, Blasiwald im Hochschwarzwald, 2. Aufl., 1972

⁹⁾ Schack, Clementine, Die Glaskunst, DTV 2855, 1979

¹⁰⁾ Schülin, Fritz, Aus der Geschichte der Gemeinde Wollbach, — „Ortssippenbuch von Wollbach, Kreis Lörrach“, hgg. von A. Köbele und F. Schülin

¹¹⁾ Weidner, Heinrich, Geschichte von Hasel und Glashütten, 1933

¹²⁾ Wernet, Karl Friedrich, Die wehrfähigen Männer des Zwing und Bann St. Blasiens in den Jahren 1599 bis 1605, — Mein Heimatland, 27. Jg., 1940, S. 132 ff.

¹³⁾ Wohlleb, Joseph L. Die Gründung der Glasmachersiedlung des Dorfes Altglashütten, — Schriften des Vereins für Geschichte und Kultur der Baar, Jg. 21, 1940, S. 132 ff.

Anmerkungen: (Literaturverzeichnis)

¹⁾ H. Ammann, Mittelalterliche Wirtschaft im Alltag, Quellen zur Gesch. von Gewerbe, Industrie und Handel, aus den Notariatsregistern von Freiburg i. Ü., N. 1663

²⁾ Bei St. Märgen befand sich im 14. Jh. eine Glashütte, deren Existenz 1348 erstmals durch die Hofgruppe „Glashäuser“ bezeugt ist (GLA Karlsr. 13/82). Sie wurde in meiner Arbeit (Die Markgrafschaft Heft 1/1987) noch nicht berücksichtigt

³⁾ ebda. unter 1406

⁴⁾ StA Basel, Missiven A 3, SS. 162, 169, 212

⁵⁾ StA Basel, Gerichtsarchiv D 2 (1422–1433), Bl. 8v

⁶⁾ Nekrolog TODTMOOS GLA Karlsr. 64/61, vgl. Greiner, LV 3, S. 8, 9 usf.; in Zell ist 1544 die Fronmühle im Besitz einer Familie Engler, weshalb auch denkbar ist, daß die genannten Glaser ins Zellische hinübertendierten, wo 1473 eine Glashütte bestand

⁷⁾ St. Paul in Kärnten, St. Blasisches Archiv 110, 2 Bl. 672–674 und GLA Karlsr. 66/749 (1516) und GLA 66/10550, Bl. 3 (1539)

⁸⁾ GLA Karlsr. 61, 5114, Bl. 17

⁹⁾ GLA Karlsr. 66/7727 (1607)

¹⁰⁾ Th. Humpert, Gesch. d. Stadt Zell i. W., 1922, S. 248 f.

¹¹⁾ GLA Karlsruhe 16/67

¹²⁾ STA Basel, Handel und Gewerbe, N. 1 Rodel, B 257 b

¹³⁾ GLA Karlsr. 229/37645 (Rohrberg)

¹⁴⁾ Greiner, LV 3, S. 4 (Fliegenbach)

¹⁵⁾ ebda. SS. 5, 7, 8, 10 u. a. m.

¹⁶⁾ GLA Karlsr. 67/780, S. 335–341, bes. 338

¹⁷⁾ vgl. Anfänge der Glashütte Hasel, S. ???

¹⁸⁾ GLA Karlsr. 66/11682 „Ein Yede Glashütten, so die Hertgrueben zu Kandern nutzt oder Brauch, gibt Jerlich der Herrschaft Rotteln Zwelff Schilling, sechs Pfennig, sindt denn dyser zeit eine auff dem Rorberc, die ander auff dem Scharffenstein

¹⁹⁾ vgl. Böhler, Gesch. von Schönau, 1960, S. 301

²⁰⁾ ZGO 17, 236

²¹⁾ STA Basel, Privatarchive 62, Ulrich Meltingers Handlungs. 171

²²⁾ STA Basel, Handel und Gewerbe, N. 1/Rodel, dabei: „Peter von Lindenfels, Schnider von Calw“, ein Verwandter Johans; „Johann Lapidica von Lindenfels“

²³⁾ Hegi, LV 4, S. 59, 110, 119, 321, 345, 397, 464

²⁴⁾ Wörtlich bei Krieger, Top. Wörterb., a. a. O. 2, 1411

²⁵⁾ Hegi, LV 4, S. 59 und 110

²⁶⁾ LV 10, S. 16 und 187 (Glaser)

²⁷⁾ GLA Karlsr. 66/3195, p. 48 v

²⁸⁾ ebda. 66/11682; in Kandern sind Hanß Hafner (1532) und Caspar Rose (1569) die frühestbezeugten Töpfer (STA Basel, Klosterarchive Karthaus Q 21)

²⁹⁾ STA Basel, Klosterarchive, St. Alban, EE 37 (Kandern)

³⁰⁾ vgl. Moser, LV 8, S. 13 (1557); Greiner LV 3, S. 14 (Harderbeck)

³¹⁾ Greiner LV 3, S. 5, 7, 8, 10 usf.; zu Schlesien u. a. Anm. 100, zu Kandern: Kirchenbücher Pfarrarchiv Kandern und Malsburg (Vogelbach)

³²⁾ GLA Karlsr. Abt. 21 (Kandern)

³³⁾ Pfarrarch. Malsburg (Vogelbacher Kirchenb.)

³⁴⁾ Pfarrarch. Kandern, Kirchenbuch

³⁵⁾ GLA Karlsr. 66/3715, Bl. 41

³⁶⁾ Bühler, LV 2, S. 127 (zu Pfaffmatt)

³⁷⁾ Hegi, LV 4, S. 371, 487 (Rottenlein, auf Hägelberg zu beziehen)

³⁸⁾ vgl. Bühler, LV 2, S. 127 und 533, sowie Pfarrarch. Kandern, Kirchenbuch

³⁹⁾ GLA Karlsr. 67/1196, S. 29 und 39

⁴⁰⁾ vgl. Anm. 54 und GLA Karlsr. 67/1138, Bl. 131 (1600)

⁴¹⁾ vgl. Gemeindeatlas Schlächtenhaus (Vermesungsamt Lörrach)

⁴²⁾ GLA Karlsr. 66/3715, Bl. 41, vgl. Anm. 60

⁴³⁾ vgl. Moser, LV 8, S. 13 (ohne Quelle)

⁴⁴⁾ Pfarrarch. Malsburg (Vogelbacher Kirchenb., wo Stücklin 1575 als Taufpate erwähnt wird)

⁴⁵⁾ zahlreiche Kirchenbucheinträge in Malsburg (Vogelbach) mit genauen Herkunftsangaben der Holzhauer und Kohler

⁴⁶⁾ ebda.

⁴⁷⁾ Greiner, LV 3, S. 6 (Greiner, Kronhütte)

⁴⁸⁾ ebda. (Englert und Bäratal) S. 22

⁴⁹⁾ Pfarrarch. Kandern, Kirchenbuch

⁵⁰⁾ Pfarrarch. Malsburg (Vogelbacher Kirchenbuch)

⁵²⁾ Fehlerhaftes Regest in ZGO 30, 393; GLA Karlsr. 15/25, (1516) Vollständiger Abdruck im Anhang dieses Artikels

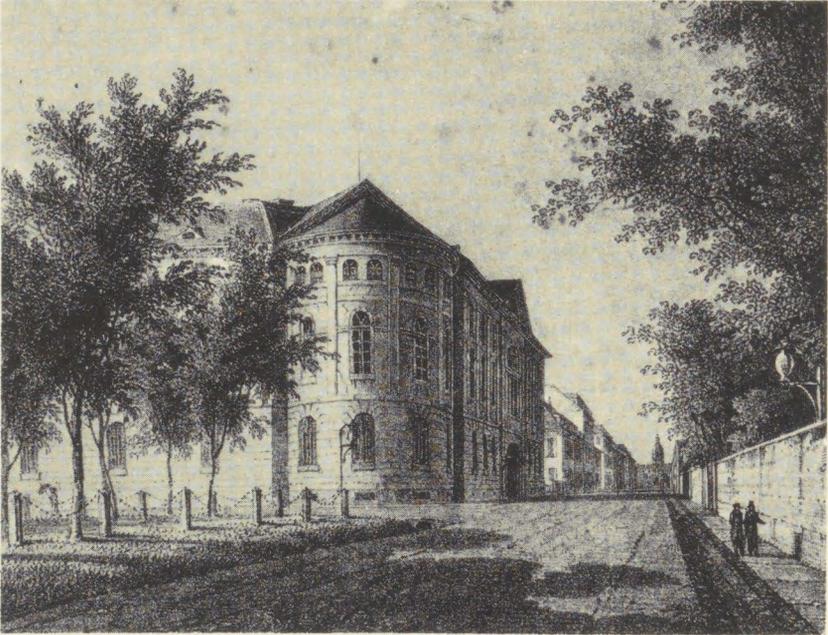
⁵³⁾ Zu Meister Augustin: vgl. Schlageter, Die Vorderösterreich. Schmelzwerke in den alten Vogteien Todtnau und Oberried (1500–1580) — Zeitschr. d. Breisgau-Gesch.-Vereins „Schauinsland“, Bd. 101, S. 189/90, Weilersbach und Bergbaugesch. — Beitrag in der Belchenmonographie (1988)

- ⁵⁴) GLA Karlsr. 15/25 Rückseite der Urkunde von 1516, VII. 26
- ⁵⁵) vgl. Pater Elsener, Repertorium zu St. Trudpert, Pfarrarch. St. Trudpert, Münstertal (geordnet nach Jahren), Regest in ZGO 30, S. 394
- ⁵⁶) GLA Karlsr. 66/11682 (Kandern)
- ⁵⁷) Fundstelle bei Keraslithus, zitiert bei Peter Elsener (vgl. Anbm. S. 27, 3) S. 225
- ⁵⁸) Denkbar ist auch, daß der Kirchenbucheintrag auf die sonst nur durch den Flurnamen „Glaser-schlag“ bei St. Wilhelm hinter Oberried zu vermutende einstige Glashütte verweist
- ⁵⁹) GLA Karlsr. 67/1190, Bl. 49–50v (1601)
- ⁶⁰) vgl. Moser LV 8, S. 10
- ⁶¹) GLA Karlsr. 229/106044 (zu Dietschi und Schwarzenbach) Bl. 2, 4, 5
- ⁶²) vgl. Moser, LV 8, S. 10
- ⁶³) vgl. Morath, LV 7, S. 271 f.; 278 und K. F. Wernet, Blasiwald, ein Schwarzwälder Hochtal, in „Mein Heimatland“, 28. Jg. Heft 1, 1941, S. 23 ff.
- ⁶⁴) vgl. Pfarrarchiv Malsburg (Vogelbacher Kirchenbuch)
- ⁶⁵) vgl. Morath, LV 7, S. 284 f.
- ⁶⁶) Morath, LV 7, S. 272, 277 und 414 Anm.,
- ⁶⁷) vgl. S. 24–26 Roßboden/Wambach
- ⁶⁸) vgl. K. F. Wernet, LV 12, S. 371, und Moser, LV 8, S. 9
- ⁶⁹) Pfarrarch. St. Blasien, Kirchenbuch, Heirat mit Anna Villinger aus Neustadt
- ⁷⁰) Pfarrarch. St. Blasien, Kirchenbuch 1616, II 15, bzw. 1622 VIII. 7
- ⁷¹) ebda. Kirchenbuch 1606
- ⁷²) ebda. „ex Silesia“, 1629, IX. 5.
- ⁷³) vgl. Morath, LV 7, S. 414, Anm.
- ⁷⁴) Karl W. Klüber, Johannes Ell und seine Familie, ein St. Blasianischer Gastmeister, — Badische Heimat, 63 Jg, 1983, Heft 3 S. 511
- ⁷⁵) vgl. Blau, LV 1, S. 68 (1577) und 67 (1602) mit den Namen: Glasmeister Poschinger und Paul Poschinger, Hütte bei Zwiesel
- ⁷⁶) Die mit x) Bezeichneten sind schon 1605 in den Listen gestrichen und waren u. U. nur vorübergehend ansässig.
- ⁷⁷) vgl. K. W. Klüber, S. 30, Anm. 8
- ⁷⁸) Pfarrarch. St. Blasien, Kirchenbuch 1628 und Morath, LV 7, S. 288
- ⁷⁹) vgl. Moser, LV 8, S. 9
- ⁸⁰) ebda.
- ⁸¹) vgl. Wohlleb, LV 13, S. 133 und 139
- ⁸²) vgl. Moser, LV 8, S. 12, — Betr. Bubenbach, S. 6 usf.
- ⁸³) vgl. Weidner, LV 11, S. 199, 200 und Archiv des Oberkirchenrates in Karlsruhe, Pfarrbücher von Hasel und Gersbach
- ⁸⁴) Archiv des ev. Dekanats Schopfheim, ältestes Kirchenbuch
- ⁸⁵) vgl. Weidner, LV 11, S. 198 und Arch. Oberkirchenrat Karlsr., Pfarrbuch Hasel, 1686, X. 20.
- ⁸⁶) GLA Karlsr. 66/7270
- ⁸⁷) die folgenden zahlreichen Angaben stammen alle aus den Kirchenbüchern von Hasel und Gersbach (Archiv des Oberkirchenrates Karlsruhe)
- ⁸⁸) vgl. Weidner, LV 11, S. 201
- ⁸⁹) vgl. Schack, LV 9, S. 44
- ⁹⁰) F. Ehrensperger, Basels Stellung im internationalen Handelsverkehr des Spätmittelalters, Diss. Basel 1972, S. 101
- ⁹¹) ebda. S. 161
- ⁹²) Meyer, LV 6, S. 180, Anm. 46, und „Quellen zur Züricher Wirtschaftsgesch.“ II, S. 781, Nr. 1371 u. a. m.
- ⁹³) Blau, LV 1, S. 48, Hütte Wilhelmsberg, Südböhmen
- ⁹⁴) STA Basel, Zunftarchiv, Himmelzunft 25, S. 5, vgl. Meyer, LV 6 (zu 1459)
- ⁹⁵) Quellen zur Züricher Wirtschaftsgesch. II, 781, N. 1371, vgl. Meyer, LV 6, zu 1468
- ⁹⁶) STA Basel, Handel und Gewerbe, L 3 (1546, III.13.) vgl. Meyer, LV 6, 179
- ⁹⁷) Morath, LV 7, S. 284 (1615) und 287 (1622)
- ⁹⁸) STA Basel, Handel und Gewerbe, L 3, vgl. Meyer, LV 6, S. 179
- ⁹⁹) ebda.
- ¹⁰⁰) H. Ammann, Aargauische Zollordnungen vom 13. bis 18. Jh., Argovia 45, S. 39 (August)
- ¹⁰¹) ebda. S. 28 (Aarburg)
- ¹⁰²) Ebda. S. 44 (Bremgarten)

Das badische Ständehaus in Karlsruhe

Eine aktuelle, interessante Neuerscheinung zur derzeitigen Diskussion
über den Wiederaufbau

Die erste umfassende Dokumentation über das älteste deutsche Parlamentsgebäude



Die badische Verfassung von 1818 wird oft als die freiheitlichste des deutschen Frühkonstitutionalismus bezeichnet. Der Landtag, insbesondere seine 2. Kammer, gilt als Vorbild für das erste gesamtdeutsche Parlament, die Frankfurter Nationalversammlung von 1848/49, ja für die Entwicklung der Demokratie und des Parlamentarismus in Deutschland überhaupt.

Warum dies so ist, wird in den Beiträgen dieses Buches aufgezeigt. Dabei wird auch kritisch untersucht, wie es dazu kam, wie und warum sich Demokratie, Parlamentarismus, Verfassung und Wahlordnung gerade so und nicht anders entwickelt haben; wie es dann zur Republik kam und wie Stadt und Land schließlich die „Gleichschaltung“ im Dritten Reich überstanden haben.

Mit Beiträgen von: Ernst Otto Bräunche, Gerhard Everke, Heinrich Hauß, Reiner Haeling von Lanzener, Wolfgang Leiser, Udo Theobald, Hans Georg Zier.

144 Seiten, 85 Abbildungen, gebunden, Glanzkaschierung
ISBN 3-88190-084-5

INFO Verlagsgesellschaft · Postfach 3367 · 7500 Karlsruhe 1

Territorialpolitik und Städtegründung — Die Herren von Dürn und ihre Erben

Uwe Uffelman, Heidelberg

1. Die Fragestellung

Ein Vortrag über Stadtentstehung im Mittelalter anlässlich der baden-württembergischen Heimattage in Buchen wird die Stadt eben dieser Heimattage nicht unberücksichtigt lassen wollen. Also die Geschichte der Gründung der Stadt Buchen nachzeichnen? Da es wesentliche neue Erkenntnisse seit 1980 aber nicht gibt, hieße das, den fundierten Beitrag von Helmut Neumaier in der Festschrift „700 Jahre Stadt Buchen“ zu referieren.¹⁾ Das wäre sehr einfach und einfalllos, für manche von Ihnen zudem unergiebig, da Ihnen der Aufsatz bekannt ist. Es wäre jedoch denkbar, ihn unter einer etwas anderen Fragestellung mitzuverarbeiten und damit der Stadtgründung von Buchen den ihr gebührenden Platz beim Heimattagsanlaß nicht zu verwehren.

Nach den Umständen der Stadtwerdung Buchens zu fragen, führt notwendigerweise zu anderen Stadtgründungen der Herren von Dürn. Neumaier und vor ihm Werner Eichhorn haben dabei herausgefunden, daß man zwei Phasen Dürnscher Städtegründungen unterscheiden kann. Die erste ist mit der Erhebung des Dorfes Amorbach 1253 durch Konrad von Dürn identisch, die zweite umfaßt die Gründungen von Neudenaу, Buchen, Walldürn und Forchtenberg unter Konrads Nachkommen bis 1298. Möckmühl erscheint in dieser Aufzählung in der Regel nicht. Bei Betrachtung des Umfangs der Dürnschen Besitzungen mag die relativ geringe Zahl der Gründungen, ihr später Zeitpunkt wie ihr räumlich nahes Beieinanderliegen überraschen: Erst in der Abstiegsphase der Familie Dürn kam deren Stadterhe-

bungspolitik „richtig in Gang“, aus der dann nicht mehr sie selber, sondern die Konkurrenten und „Erben“ den Nutzen zogen. Das Erzbistum Mainz gewann, wenn auch teilweise auf Umwegen, Amorbach, Buchen, Neudenaу, Walldürn und Möckmühl, die Hohenloher Forchtenberg und zunächst Möckmühl. Bei einem Ort, der im Zuge des Dürnschen Ausverkaufs 1291 an Rudolf II. von Wertheim und 1292 an Mainz kam, fällt auf, daß der Erzbischof von Mainz seine sofortige Erhebung zur Stadt bewirkte: Kühlsheim zwischen Tauberbischofsheim und Wertheim gelegen.

Dieser Fall gerade machte mir, der ich mich kürzlich mit einem Teil der westlichen Besitzungen der Dürner befaßt habe, eine Parallelität der Vorgänge deutlich: Die Erben der westlichen Dürner Besitzungen am unteren Neckar waren die Pfalzgrafen bei Rhein. Während des gesamten 13. Jahrhunderts „lauerten“ sie auf Territorialgewinn östlich von Heidelberg, wo der Schutz für das Zisterzienser-Kloster Schönau ihr östlicher Vorposten war. Dabei hatten sie sowohl das Königsgut im großen Neckarbogen im Auge, als auch die seit 1219 Dürnsche Burg Dilsberg. Sie mußten viel Geduld aufbringen, bis sie um 1330 die Burg, nachdem König Rudolf von Habsburg sie ihnen 1287/88 „weggeschnappt“ hatte, endlich einnehmen konnten. Und umgehend baute Pfalzgraf Ruprecht I. nicht nur die Burg zur pfälzischen Festung aus, sondern gründete vor ihren Toren eine Stadt und gewährte ihr 1347 ein erstes Privileg.²⁾

Stadtgründungen auf Dürnschen Territorien — zaghafter Start der Dürner und herzhaft-

ter Zugriff der „Erben“. Diesem Phänomen soll im folgenden ein wenig nachgegangen werden. Die Beschreibung der Vorgänge führt zu einigen verallgemeinerungsfähigen Aussagen über Stadtentstehung im Mittelalter.

2. Die Familie der Herren von Dürn

Ich kann hier nicht ausführlich die Genealogie der Edelfreien von Dürn (Walldürn) ausbreiten. Die Stammtafel, zu der ich einige Erläuterungen gebe, muß ausreichen.³⁾

Ruprecht I. ist der erste, seit 1171 urkundlich nachweisbare Vertreter der Dürner, deren Herkunft bisher nicht definitiv geklärt ist. Auf ihn wie seinen Vater oder Bruder Burchert gehen die Anfänge der Burg Wildenberg bei Amorbach zurück. Ruprecht I. stand in engen Kontakten zu den Kaisern Friedrich I. und Heinrich VI., begleitete sie in Deutschland und Italien und begründete die Herrschaft Dürn zwischen Neckar, Odenwald, Main, Tauber, Jagst und Kocher. Mit Eichhorn gehe ich davon aus, daß Ruprecht I., der 1197 nach Italien zog, um sich einem Kreuzzugsheer anzuschließen, nicht zurückgekehrt ist. Neumaier meint, Ruprecht I. noch 1213 auszumachen, wengleich es sich auch um einen allerdings sonst nicht belegbaren Sohn handeln könnte. Ist diese Annahme richtig, so werden damit gleichzeitig frühe Familienbeziehungen zu den Boxbergern und den Krautheimern erhellt. Der bedeutendste Vertreter der Familie war Konrad von Dürn, zu dessen Lebenszeit die Dürner Herrschaft ihre größte Ausdehnung und größte Machtentfaltung erfuhr. Durch Parteinahme für Friedrichs II. Sohn Heinrich (VII.), der 1235 von seinem Vater abgesetzt wurde, verlor er seine Nähe zum staufischen Königtum, was langfristig eine Machteinbuße für ihn bedeuten mußte. Neumaier zweifelt an der Richtigkeit dieses Befundes, ohne einen eindeutigen Gegenbeweis führen zu können. 1251 teilte Konrad von Dürn seine Besitzungen unter seine drei Söhne, die sich nach Zentren der ihnen zugewiesenen

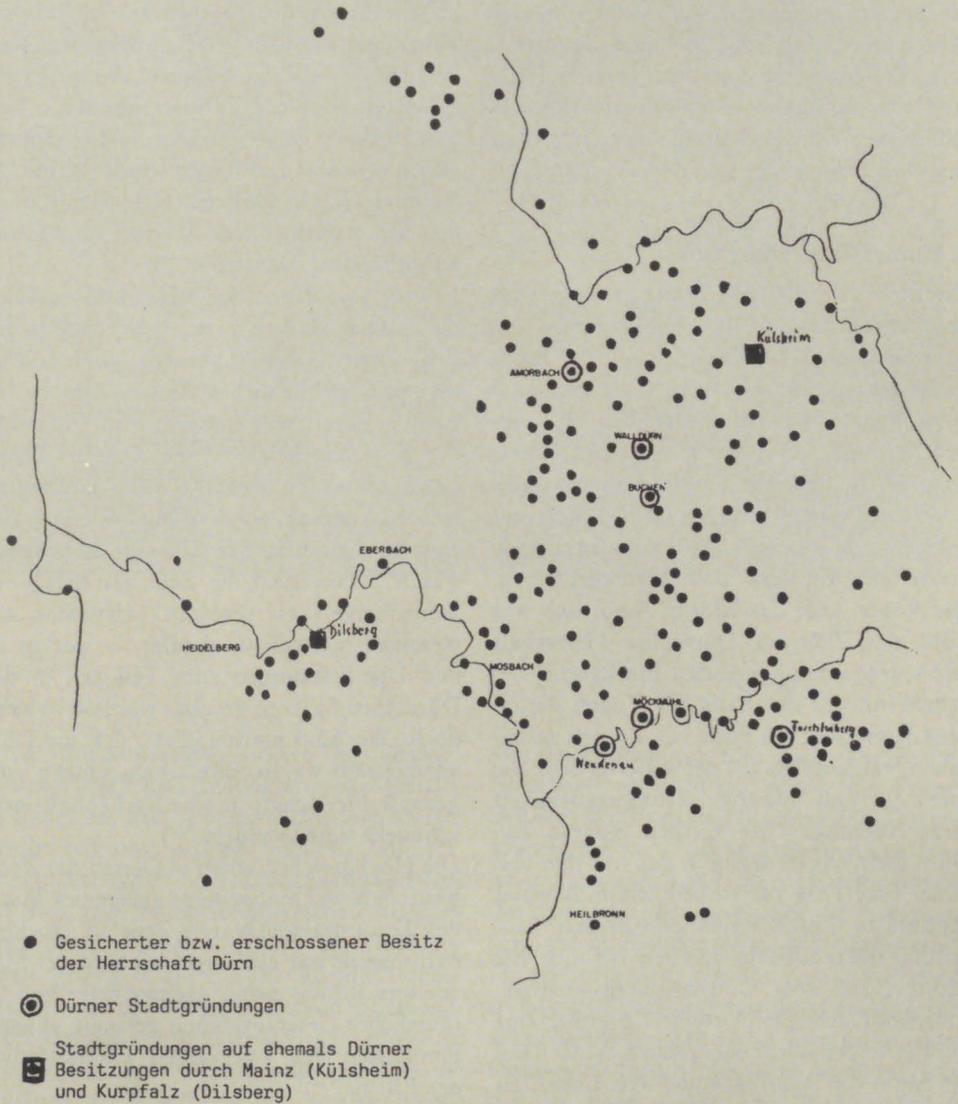
Besitzungen nannten: Boppo I. von Dilsberg, Ruprecht II. von Forchtenberg und Ulrich III. von Wildenberg. Unter ihnen und den Söhnen Boppo und Ruprechts, Boppo II. und Ruprecht III. begann der von P. Albrecht so bezeichnete „Ausverkauf“ der Dürner, ihr unaufhaltsamer Abstieg. Das Ende der männlichen Linie war mit dem Tod Albrechts, Sohn Boppo II., 1333 erreicht.⁴⁾

3. Der Herrschaftsbereich der Dürner

Die Besitztitel der Dürner veranschaulicht eine Karte Eichhorns eindrucksvoll, wengleich einige von Würzburg genommene Lehen der Dürner, wie Wilhelm Störmer 1979 zeigen konnte, fehlen.⁵⁾ Störmer nimmt an, daß die Dürner schon Mitte des 12. Jahrhunderts mit zu den bedeutendsten Herren im seit Ende d. 17. Jh. so genannten Bauland gehört haben und nicht aus dem „Nichts“ gekommen sein können, als sie nach 1168 (Goldene Freiheit für Würzburg) als Vögte des in Würzburger Schutz stehenden Klosters Amorbach in Erscheinung traten.⁶⁾ Nach der neuesten These, die Meinrad Schaab aufgestellt hat, wurde ihnen die Vogtei bereits 1168, nachdem Barbarossa sie dem Pfalzgrafen Konrad, seinem Halbbruder entzogen hatte, übertragen.⁷⁾ Neben der Vogtei über das Kloster Amorbach verfügte Ruprecht I. von Dürn über Rodungsgewinn im hinteren Odenwald, Mitgift seiner Frau Hedwig von Boxberg, sowie die Hochgerichtsbarkeit in Gestalt der Zentherrschaft im östlichen Odenwald und im Bauland. Eine große Erweiterung erfuhren die Dürnschen Besitzungen infolge des 1219 angetretenen Lauffener Erbes Konrads von Dürn, der die Tochter und einzige überlebende Erbin des letzten Grafen Boppo V. von Lauffen, der auf dem Dilsberg im unteren Neckartal residierte, geheiratet hatte. Darüber habe ich in meinem Buch „Der Dilsberg im Mittelalter“ berichtet.⁸⁾ Zwar fiel das Erbe dadurch wesentlich kleiner als von Konrad erwartet aus, daß Kaiser Friedrich II. viele Reichslehen als

Karte 1:

Besitztitel des Hauses Dürn 12. - 14. Jahrhundert
(Ausschnitt nach W. Eichhorn)



erledigt einzog: Lauffen, Sinsheim, Eppingen, Ettlingen und Durlach. Konrad kämpfte bis zu seinem Tode vergeblich um diese Lehen. Aber auch ohne diese bedeuteten allein die Lauffener Allodien für ihn einen erheblichen Machtzuwachs. Denn sie reichten vom unteren Neckartal und südlich angrenzendem Kraichgau am Neckar entlang bis nach Heilbronn, im Jagsttal war Möckmühl der Mittelpunkt, und im Kochertal Forchtenberg. Eichhorn hat eine detaillierte Aufstellung aller urkundlich nachweisbaren wie erschlossenen Dürner Besitztitel erstellt, so daß eine Aufzählung hier unterbleiben kann.⁹⁾

4. Dürner Territorialpolitik

Die Politik der Dürner, Besitztitel zu gewinnen, zusammenzuhalten und auszubauen, entsprach den Tendenzen der Zeit des Territorialisierungsprozesses und folgte den dazu entwickelten Mustern: Burgenbau auf vogteilicher oder selbtherrlicher Basis, Besetzung der Burgen mit Lehnsleuten nach traditionellem Personalverbands-Modell oder mit unfreien „beamteten“ Ministerialen, Zentherrschaft, Kloster- und Städtegründung. Die Vogtei über das Kloster Amorbach war wohl das Zentrum Dürnscher Herrschaft und wurde intensiv genutzt. Ein Beispiel des Scheiterns, auf der Basis der Vogtei die eigene Herrschaft mit Hilfe von Burgen aufzubauen, verdeutlicht auf der anderen Seite die Intensität und bisherige Erfolgsträchtigkeit ihrer Nutzung: 1244 vertrieb Konrad von Dürn die nicht freiwillig in das von ihm und seiner Frau 1236 am Schlierbach im Bauland gegründete Zisterzienserinnen-Kloster Seligenthal überzusiedeln bereiten Nonnen des Klosters auf dem Gotthardsberg oberhalb von Amorbach. Der Grund: Er wollte eine Burg errichten. Dem energischen Widerstand des Abtes von Amorbach und dem Einschreiten des Papstes Innozenz IV. konnte er letztlich nicht widerstehen und mußte sich vom Gotthardsberg zurückziehen. Das geschah aber erst, als er lange erfolgreichen Burgen-

bau praktiziert hatte. Bis 1226 stellte er die von seinem Vater begonnene Burg Wildenberg südlich von Amorbach als Vogteiburg fertig. Weiter sind Limbach und Rippberg zu nennen. Wie wichtig ihm der Burgenbau war, zeigt sich in der Verbindung mit seinem Namen: 1226 nannte er sich Konrad von Wildenberg, 1230 Konrad von Rippberg. „Hier läßt sich überdeutlich ablesen, wie der Besitz und die volle Verfügungsgewalt über eine Zahl dichtgedrängter Burgen, die gleichzeitig jeweils Talsperrenfunktion hatten, zu einem entscheidenden Instrument des Ausbaus einer Landesherrschaft wurde.“¹⁰⁾ Neumaier hat in verdienstvoller Kleinstarbeit die Ministerialität der Dürner erfaßt und kartographisch dargestellt.¹¹⁾

Er unterscheidet solche Ministerialen, denen die Burgen als Lehen mit der Tendenz der Erblichkeit gegeben wurden, und solche, die mit ausschließlichen Amtsfunktionen betraut gewesen sein müssen, also Verwalter der Besitzungen waren, die nicht als Lehen ausgegeben und deshalb nicht entfremdet werden konnten, sondern ausschließlich der eigenen Nutzung der Dürner vorbehalten waren. Wenn auch die Zahl der Belege — Benennungen wie *scultetus*, *advocatus*, *cameralius*, *marscalcus*, *dapifer* — gering ist und Überlieferungen zum Teil erst in der Dürnschen Spätzeit greifbar werden, so zeigt doch „die Amtsministerialität, daß die Dürner bestrebt waren, ihre lehenrechtlich aufgebaute Herrschaft in eine flächenhaft-institutionelle umzuwandeln.“¹²⁾

Die Hochgerichtsbarkeit in Gestalt der Zentherrschaft war ein weiteres geeignetes Mittel der Territorialpolitik. Die Zent als Hochgerichtsbezirk war eine erst im Laufe des Mittelalters absolut sicher nachweisbare und zu räumlicher Geschlossenheit gelangte „Eigentümlichkeit der fränkischen Lande östlich des Rheins.“¹³⁾

Die Zentherrschaft inne zu haben, bedeutete nicht die vollständige Ausschaltung anderer Herrschaftsträger, die z. B. über Ortsherrschaften verfügten, bot aber die Chance zu



deren Mediatisierung, sofern es gelang, Zentherrschaft und Landesherrschaft gleichzusetzen, so daß sich geistliche und adlige Dorfherren unterordnen mußten. Aus der Gerichtsherrschaft (Hochgerichtsbarkeit) ließ sich zudem die Leibherrschaft an den Untertanen ableiten. Wie in den mainzischen, gelang es auch in den kurpfälzischen Zenten – außer in den Zenten Eberbach und Mosbach –, aus der Zentherrschaft im 14./15. Jahrhundert die Landeshoheit werden zu lassen. Wie die Dürner ihre Zentherrschaft erhielten und nutzten, ist im einzelnen nicht bekannt. Neumaier vermutet und Störmer denkt für Amorbach auch daran, daß die an die Dürner gelangten Zenten des Baulan-

des Reichslehen gewesen seien: Die Zenten Amorbach und Mudau, später die Zenten Buchen, Waldürn und Osterburken. Die von Matzat für ca. 1500 vorgelegte Karte zeigt trotz der zeitlichen Differenz den Umfang der über die Zentherrschaft den Dürnern verfügbaren Gebiete. Wie schwierig es auch ist, die Struktur der frühen Zenten zu fassen, so läßt sich nach Störmer doch deutlich machen, „daß die Centen in den Frühformen territorialer Staatlichkeit eine wichtige Rolle gespielt haben, d. h. im 12./13. Jahrhundert.“¹⁴⁾ Auf die Gründung eines Dürnschen Hausklosters (Seligenthal 1236) ist oben schon verwiesen worden. Das Kloster diente so-

wohl der Stärkung der eigenen Territorialherrschaft, als aber — wie die prunkvolle Burg Wildenberg im weltlichen Bereich — der Steigerung des Prestiges des werdenden Landesherrn.

5. Die Städtepolitik der Dürner

Die vorausgehenden Darlegungen waren unumgänglich, um das Mittel der Städtegründung durch die Dürner und ihre konkurrierenden Nachbarn verstehen und erklären zu können. Eines fällt aber von vornherein auf: Die erste Dürnsche Stadtgründung — Amorbach — erfolgte zwei Jahre nach der Teilung der Herrschaft Konrads von Dürn unter seine drei Söhne und geschah am Ende seines Lebens im Jahr seines Todes. Getreu den Teilungsvereinbarungen von 1251 geschah die Stadterhebung im Einvernehmen der gesamten Familie und mit Zustimmung des Abtes und Konventes des Klosters Amorbach „in villa eadem, ratione advocatie nobis attinente, de novo decrevimus construere civitatem“ = „haben wir uns entschlossen, in eben dem Dorfe, das uns hinsichtlich der Vogtei zugehört, eine Stadt neu zu errichten.“¹⁵⁾

Nach einer jetzt abgelaufenen Steuerfreiheit für die Einwohner als Hilfe zum Bau der Befestigung wird festgelegt, daß sie und diejenigen, die sich in Zukunft hinter den Stadtmauern niederlassen, vor den übrigen Eigenleuten ein milderer und freieres Recht — unbeschadet der Rechte des Klosters — für immer haben sollen. Zur Vermeidung zukünftiger Nachteile für die Abtei wird bestimmt, daß Abt und Kloster innerhalb der Mauern der Stadt im Hinblick auf Eigenleute und Höfe, Markt und des als Marktschilling bezeichneten Marktrechtgeldes wie des Gerichts, des Zolls und des Rechtes der grundherrschaftlichen Verwaltung ihre vollen Rechte in- und außerhalb der Stadtmauern weiterhin behalten und ausüben. Störmer interpretiert die Urkunde als einen mehr oder weniger einseitigen Kraftakt Konrads von Dürn, dem die Abtei gezwungenermaßen zu-

stimmen mußte, obwohl ihre Interessen — eigener Markt vor den Toren des Klosters und damit an der Fernstraßengabel — trotz aller gegenteiligen Versicherungen unzweifelhaft beeinträchtigt wurden. Aus der Urkundenmitteilung, daß dem Dorf schon vorher Freiheiten zur Anlage einer Stadtbefestigung gewährt worden waren, jetzt aber erst die Stadt gegründet wurde, schließt Störmer auf einen längeren Widerstand des Klosters gegen die Stadterhebung.¹⁶⁾

Wenn dies so wäre, müßte man eine zielstrebige Städtegründungspolitik Konrads von Dürn annehmen. Warum aber begann er so spät damit? Neumaier schließt — aufgrund einer auch von Eichhorn zitierten Stelle eines anonymen Amorbacher Chronisten — zu den Sachverhalten der Stadterhebung einmal auf die Unsicherheit der politischen Verhältnisse nach dem Ende Friedrichs II., zum anderen auf den dadurch freigesetzten, schon länger beobachtbaren Expansionsdrang des Erzbischofs von Mainz, der für Konrad von Dürn bereits 1245 zur Gefahr zu werden drohte, als Papst Innocenz IV. ihn zum Garant der Durchführung des Rückzuges Konrads vom Burgbau auf dem Gotthardsberg bestimmte.

Dann wäre die Stadtgründung Amorbachs nicht Bestandteil einer langfristigen Territorialpolitik-Konzeption gewesen, sondern Abwehrhandlung, geboren aus der Not einer Bedrohung der Dürnschen Machtposition, die um so größer sein mußte, da Konrad in seinem immerwährenden Kampf um sein beanspruchtes Lauffener Lehen-Erbe 1244 Eppingen zwar zerstören konnte, aber vom Markgrafen Hermann VI. von Baden mit Heeresmacht zum Schadensersatz gezwungen wurde. War seine Position „angeknackst“, so daß er zu dem ihm bisher unvertrauten, aber von anderen praktizierten Mittel der Städtegründung griff? 1244 Scheitern in Eppingen und 1245 Scheitern auf dem Gotthardsberg — liegt hier der Anfang der Privilegierung der Einwohner des Dorfes Amorbach zum Zweck des Baus einer Befes-

stigung des Ortes? Und leistete seit eben diesen Jahren die Abtei heftigen Widerstand gegen die Erhebung des Dorfes zur Stadt, den Konrad erst 1253 überwinden konnte? Wenn ja, dann ist die Stadtgründung Amorbachs durch Konrad von Dürn vielleicht nur ein Auftrumpfen aus geschwächter Position heraus. Auf dieser Grundlage könnte man eine Stadtentstehungszeit von 1245 bis 1253 annehmen. Die Güterteilung von 1251 unter die Söhne Konrads von Dürn bei gleichzeitiger Beschwörung des Familienkonsenses für zukünftige Besitzstandveränderungen war vielleicht auch schon ein Ergebnis der Gefährdung der Dürnschen Position infolge des durch die Schwächung des Königtums geförderten Kampfes aller gegen alle um die Vergrößerung der je eigenen Machtposition.¹⁷⁾ War die Lösung von 1251 vielleicht der Versuch, durch Teilung bei Bewahrung der Einheit die Dürnschen Territorien besser verwalten und deshalb besser zusammenhalten und gar vergrößern zu können?

Die zweite Phase Dürnscher Städtegründungspolitik fällt in die Zeit des unaufhaltsamen Abstiegs der Dürnschen Machtstellung. Die erste Stadtgründung war Neudenu, 1263 erstmals als „civitas“ bezeichnet. Ausgangspunkt war eine Dürnsche Burg, von einem ortsansässigen Rittergeschlecht verwaltet. Das Ziel der Bewahrung der Einheit durch Teilung wird dadurch bestätigt, daß Konrad von Dürn seinen drei Söhnen befahl, die dortigen Güter mit Schloß zu gleichen Stücken zu verteilen. Über diese Stadtgründung ist eigentlich nichts bekannt. Sie muß wohl den Söhnen Konrads zugeschrieben werden. Immerhin fällt auf, daß Neudenu sehr früh Stadt war, während die weiteren Gründungen erst sehr spät datierbar sind: Ersterwähnungen der Städteigenschaften von Buchen 1280, Walldürn 1291, Forchtenberg 1298. Selbst wenn man mit Eichhorn und Neumaier auch bei diesen Städten wie bei Amorbach längere Stadtgründungsprozesse annimmt, zumal die Ersterwähnungen keine Stadtgründungsprivilegien sind, so än-

dert sich nicht viel. Neudenu ist danach vor 1263 entstanden, Buchen vor 1280, Walldürn zwischen 1277 und 1291, Forchtenberg zwischen 1283 und 1298.¹⁸⁾

Am Beispiel der Ersterwähnung der Stadt Buchen kann gezeigt werden, daß die Gründung der Stadt bereits länger zurückliegen muß. In einer gar nicht für Buchen bestimmten Urkunde des Dürn-Dilsberger Familienzweiges vom 26. 6. 1280 bestätigen Euphemia, die Witwe Boppo I. und ihre Söhne Boppo II. und Ludwig Kirchenpatronats- und Erbschaftssteuern des Klosters Amorbach „in opido Buchheim“, also in einer bereits bestehenden Stadt.¹⁹⁾

Eine möglicherweise ebenfalls Dürnsche Stadtgründung, Möckmühl, ist in der Forschung erst von Neumaier sowie kurz von Stob ins Blickfeld gerückt worden, während Eichhorn mehr von der „Herrschaft“ Möckmühl spricht.²⁰⁾

In einer Dürnschen Urkunde von 1270 sind in Möckmühl eine Bürgerin (civis) und drei Konsuln erwähnt²¹⁾, 1274 erscheinen Schöffen.²²⁾ Konsuln und Schöffen gehören zu städtischen Selbstverwaltungsorganen, und ungeachtet dessen, ob hier bereits fortgeschrittene Selbstverwaltungseinrichtungen vorlagen, was eher bezweifelt werden muß, deuten diese Bezeichnungen auf eine Stadt. Oppidum wurde Möckmühl aber erst 1290 unter der Herrschaft Albrechts II. von Hohenlohe genannt, nachdem es 1282/87 über Boppo II. von Dürn-Dilsberg an Gottfried von Hohenlohe gekommen war. Eine hohenlohische oder eine Dürnsche Stadtgründung? Vieles spricht für eine Dürner Gründung, sofern man die von Stob angenommene Schaffung der städtischen Planungsanlagen unter der Burg wie deren Ummauerung im Vergleich mit dem Vorgehen Konrads von Dürn in Amorbach gewichtet.²³⁾

Will man die Bedeutung der Dürner Städtegründungen für die Territorialpolitik der Familie einschätzen, so sollte man die „Ausverkaufs-“ Termine mit berücksichtigen:

1. Die Stadt Amorbach mit Vogtei und Zent wurde am 13. 1. 1272 von Ulrich III. von Dürn-Wildenberg an Erzbischof Werner von Mainz verkauft, obwohl Amorbach kirchlich zu Würzburg gehörte. Ein Rest dürfte sich noch 1290 in der Dürn-Dilsberger Hand befunden haben.²⁴⁾
2. Walldürn wurde erstmals 1275 durch Boppo II. von Dürn-Dilsberg dem Bischof Berthold von Würzburg verpfändet. Nach einigem Hin und Her, bei dem das Pfand in Mainzer Hand geriet, verkaufte Ruprecht II. von Dürn-Forchtenberg am 1. 1. 1294 zusammen mit seinem Sohn Ruprecht III. sein Eigentumsrecht an Stadt und Burg Walldürn mit dem Patronatsrecht für die Dürner Kirche, die Vogtei in Bretzingen und die Zent zu Reinhardsachsen (damit wohl die gesamte Zent Walldürn) an Mainz.²⁵⁾
3. Forchtenberg ging bald nach der Ersterwähnung als Stadt (1298) schon teilweise in Hohenloher Besitz über. 1299 nannten sich neben Ruprecht II. und Ruprecht III. von Dürn-Forchtenberg auch Vater und Sohn Kraft von Hohenlohe Herren der Stadt. 1302 wurde ein Erbvertrag geschlossen, der sich 1323 mit dem Tod Ruprechts III. für Hohenlohe erfüllte.²⁶⁾
4. Buchen: Zwischen 1295 und 1309 begaben sich die Dürner Ludwig, Bruder Boppo II., und Albrecht, Sohn Boppo II., der letzte Dürner, ihrer Herrschaftsrechte an Buchen samt Zubehör. Am 4. 9. 1309 verkauften Albrecht von Dürn und Friedrich von Limpurg (Ehemann von Albrechts Schwester Mechthild) Buchen und Zent Buchen an den Erzbischof Peter von Mainz.²⁷⁾
5. Neudenau muß um 1300 an die Herren von Weinsberg gekommen sein, von diesen später an die Sturmfeder. 1364 gingen Burg und Stadt Neudenau von Burkart Sturmfeder an Mainz.²⁸⁾
6. Möckmühl ging zwischen 1282/87 an Hohenlohe. Nach einigem Hin und Her — Albrecht von Hohenlohe-Schelklingen

bis 1338, Würzburg 1338, Hohenlohe 1339 als Würzburger Lehen, Kraft von Hohenlohe 1344 als Fuldaer Lehen — verkaufte Kraft von Hohenlohe am 18. 2. 1345 dem Erzbischof Heinrich von Mainz Burg und Stadt Möckmühl mit allem zugehörigen Besitz. Die Kaufsumme von 4500 kleinen Gulden wurde bereits am Vertragstag von Mainz ausbezahlt.²⁹⁾

Bei Betrachtung der Zeitspannen der Entstehungsprozesse wie der Veräußerungsphasen wird erkennbar, daß Gründungen und Veräußerungen dicht beieinander lagen. Der erste Verkauf (Amorbach) war schon getan, als die Gründungen von Walldürn, Forchtenberg und Buchen noch nicht, von Möckmühl vielleicht gerade eingeleitet waren. Neudenau war die am längsten in Dürnschem Besitz befindliche Stadt, wenn man bei Forchtenberg den Erbvertrag schon als Verkaufsdatum auffaßt. Walldürn, Möckmühl und Forchtenberg gingen schon bald nach Abschluß der Gründungsvorgänge wieder verloren. Für Buchen begann der Ausverkauf immerhin erst nach 15 Jahren, dauerte dafür aber 14 Jahre. Von einer gezielten Städtepolitik der Nachkommen Konrads von Dürn kann nur bedingt die Rede sein. Offensichtlich wurde das von Konrad von Dürn am Ende seines Lebens als Mittel der Territorialpolitik erkannt und — vielleicht widerwillig — genutzte Instrument der Stadtgründung von seinen Erben aufgenommen. Angesichts der geteilten Herrschaft und des Schwindens der Ressourcen setzten sie es gleichsam als letzte Waffe ein, wurden in diesem Kampf aber vom Verfall ihrer Ressourcen ein- und überrollt, so daß die Veräußerung als einziger Gewinn verblieb.

Dieser Befund bedarf einer weiteren Akzentuierung: Man wird nicht einfach von einem „zu spät“ sprechen können, denn Mitte des 13. Jahrhunderts gelangte durch die entscheidende Schwächung des Königtums das von den Großen seit dem 12. Jahrhundert zunehmend usurpierte Recht der Städtegrün-

dung erst in die Hände auch der kleineren Herrschaftsträger. Erst damals wurde es zum allgemein gehandhabten Instrument der Territorialpolitik. Die Chance zu erkennen, dieses Instrument selber nutzen zu können, muß als Lernprozeß der Dürner gesehen werden, den sie, von den Strukturen des Personenverbandsstaates geprägt, erst durchmachen mußten, obwohl sie sich — wie oben dargelegt — bereits in die auf flächenmäßige Beherrschung des Raumes gerichteten Zeittendenzen eingefügt hatten. So ist die „späte“ Dürnsche Städtepolitik erklärbar, die nur insofern spät war, als die Familie ihre Kraft verloren hatte und dieses Instrument nicht mehr erfolgreich einsetzen konnte.

6. Die Erben — Städtegründung auf Dürner Territorien

Dieses Mittel wußten andere besser zu nutzen. Wer schluckte schließlich die meisten Dürner Städte? Das Erzbistum Mainz — und wenn auch auf Umwegen: immer wieder Mainz, nur einmal waren die Hohenloher erfolgreich. Leer ging das Bistum Würzburg aus, das z. B. in Amorbach und in Möckmühl überspielt wurde. Das Ringen der regionalen Gewalten um Territorien in der nachstaufischen Zeit findet hier beredten Ausdruck. Die älteren Kräfte, wie die edelfreien Familien — Dürn, Boxberg, Krauthem — unterlagen mangels Ressourcen. Norbert Elias spricht vom Wirken des Monopolmechanismus. Störmer unterscheidet sogar eine vom Dürner Ausverkauf bestimmte Phase Mainzischer Erwerbspolitik. „Da fast der gesamte Dürner Besitz an Kurmainz fiel, obgleich diese Herren als Vögte des Klosters Amorbach eher Amorbach und Würzburg verpflichtet waren, wird man annehmen dürfen, daß diese Käufe von langer Sicht geplant und vorbereitet waren, es galt ja Würzburg und Amorbach zu überraschen.“³⁰⁾ Und 1271/72 — neben Stadt und Zent Amorbach fiel damals auch Burg Wildenberg in Mainzer Hand — qualifiziert er als das Epochen-

jahr für die Mainzer Herrschaftsbildung und Territorialisierung dieses Raumes. Die anderen nichtstädtischen Erwerbungen aus Dürner Besitz sollen hier bis auf Kulsheim unerwähnt bleiben, da es um die Städtepolitik geht.

Das Mittel der Städtegründung in der Mainzer Hand auf ehemaligem Dürner Besitz kann am Beispiel von Kulsheim gezeigt werden, das Ruprecht II. von Dürn-Forchtenberg 1291 Rudolf II. von Wertheim verkaufte und dieser am 30. 3. 1291 weiter an Erzbischof Gerhard II. von Mainz.³¹⁾ Noch im selben Jahr, am 23. 12. veranlaßte der Erzbischof König Adolf von Nassau zur Erhebung des Dorfes Kulsheim zur mainzischen Stadt unter Frankfurter Recht und gestattete neben einem Wochenmarkt die Ummauerung der Siedlung.³²⁾ Die neue Stadt entwickelte sich zu einem „blühenden Gemeinwesen“.³³⁾ Von 1405 liegt ein Marktprivileg vor und von 1419 eine Garantie der Rechte und Freiheiten, Bestätigungen für die wirtschaftliche Entfaltung.³⁴⁾ Die zentrale Bedeutung Kulsheims für Mainz zeigt sich auch — trotz verschiedener Verpfändungen bis 1536 — in der Herrschaft über die Zent Kulsheim, die sich stark dem Verlauf der Fernstraße Miltenberg/Tauberbischofsheim anlehnte.³⁵⁾

Einen Parallellfall im Westen der Dürner Besitzungen bildet der Dilsberg, den Boppo I. bei der Teilung von 1251 erhalten hatte und sich Graf von Dilsberg nannte, obwohl es eine solche Grafschaft gar nicht gab. Das Zubehör bestand aus geringem Streubesitz. Ich habe den Sachverhalt 1985 so interpretiert: „Und eben dieser Umstand führte dazu, daß Boppo . . . auf der Suche nach einer inhaltlichen Rechtfertigung seines zersplitterten Drittel-Erteils der väterlichen Herrschaft den letzten Wohnsitz seines Großvaters Boppo V. mit dem im Paket des mütterlichen Erbes enthaltenen Grafentitel und dem vermutlich Lauffener Wappen zu einer sprachlichen und im Siegel bildlichen Einheit verband. Sie ermöglichte ein Selbstverständnis,

das fehlende Machtrealität kaschieren konnte.³⁶⁾

Wie lange? Nicht lange. Schon 1262 mußte Boppo I., um Bargeld zu erhalten, sich als Burgmann beim Pfalzgrafen in Heidelberg verdingen, d. h. einen Ritter dort stellen und selbst bei Bedarf anwesend sein. An eine Stadtgründung auf dem Dilsberg dachte er offensichtlich nicht, sein Selbstverständnis orientierte sich an der gräflichen Tradition. 1287/88 verkaufte sein Sohn, Graf Boppo II., den Dilsberg an König Rudolf von Habsburg, interessanterweise nicht an den darauf sehr erpichten und schon Dürner Güter schluckenden Pfalzgrafen, der aber auch fortan alles tat, um den Dilsberg in seine Hand zu bekommen, was Anfang des 14. Jahrhunderts endlich gelang. Und was machte der Pfälzer, für den dieser Gewinn wie die Pfandeinlösung der Städte Neckargemünd, Sinsheim und Eberbach sowie der Zent Meckesheim, später auch der Zent Reichartshausen, der entscheidende Schritt zur Erweiterung seines Territoriums ins Neckartal hinein war? Er baute Dilsberg zur pfälzischen Festung aus und — obwohl Neckargemünd ganz nahe ist — gründete er vor den Toren der Burg eine Stadt, die er 1347 privilegierte und in den 70er Jahren mit Elementen einer Ratsverfassung ausstattete. Diese Elemente nahm er aber zurück, als die mit der Stadtgründung verbundene Erwartung ökonomischen Erfolges sich bis Anfang des 15. Jahrhunderts nicht erfüllt hatte. Er beließ die Stadt aber als territoriale Festungskleinstadt und machte sie zum Verwaltungszentrum der Zenten Meckesheim und Reichartshausen.³⁷⁾

Ein Fazit: die Dürner kamen im o. g. Sinne zu spät mit ihren Städtegründungen. Als sie damit anfangen, war die Herrschaft des Hauses Dürn bereits angeschlagen, die Städtegründung konnte nicht mehr kraftvoll als Stabilisierungs- und Expansionsinstrument eingesetzt werden. Die Rivalen lauerten auf Beute, und als sie sie hatten, bauten sie zu den übernommenen Dürner Städten noch

weitere Städte auf den bisher nichtstädtischen Besitzungen der Dürner und gewannen damit neue politisch-militärisch und ökonomisch wichtige Zentren zum Ausbau ihrer Territorien.

7. Einordnung der Stadtgründung der Dürner und ihrer Erben in die Entstehungsschichten der mittelalterlichen Stadt

Wie wirksam dieses Mittel war und wie breit es genutzt wurde, zeigt uns ein abschließender Blick auf die Stadtentstehungsschichten, der gleichzeitig Verallgemeinerung wie auch Einordnung der konkreten, am Beispiel der Dürner und ihrer Erben gewonnenen Befunde ermöglicht. Ich wähle die von Heinz Stoob vorgenommene Klassifizierung. Stoob unterscheidet folgende Schichten:³⁸⁾

1. Die Zeit zäher und langwieriger Entwicklung der Mutterstädte, der gewachsenen Städte aus römischer und nichtrömischer Wurzel bis 1150. Es ist die Phase der Ausbildung des Typus Stadt in Mitteleuropa.
2. Die Zeit der großen Gründungsstädte zwischen 1150 und 1250. Damals erfolgte eine Vervielfachung des in den Mutterstädten ausgebildeten Typs.
3. Die Zeit der Kleinstädte von 1250 bis 1300. „Sie folgte als nächste Etappe mit einer wahren Flut von sekundären Gründungen, die seit der spätstaufischen Zeit alle wichtigen Territorien erfüllen. Im Gegenzuge gleichsam verwenden hier die erstarkenden Landesherren die Stadt auf gewandelte Weise als Werkzeug ihrer Politik; Nahmarkt- und Burgfunktion weisen sie ihr im Rahmen der Ämtergliederung zu. Die am Vorbilde der älteren Schichten genormte, in Recht und Verfassung ganz von ihnen abhängige Bürgergemeinde im Kleinformat wird zur Wabe der neuen Staatlichkeit. Anstelle der Linie tritt damit das Kraftfeld; planmäßig wurden ganze ‚Städtenetze‘ geschaffen, die sich schachbrettartig als fürstliche Stützpunktsysteme mit begrenzten Aufgaben

und straffer Bindung an das Land verteilen.³⁹⁾

4. Die spätmittelalterlichen Stadtentstehungen als eigene Schicht (14. Jh.), Schlußglied des großen Bogens, das sich dreifach fächert:

a) Die Kleinstädte des späten Mittelalters setzten die mächtige Welle des 13. Jahrhunderts fort, und zwar in Gebieten stärkerer territorialer Zersplitterung, aber auch in den östlichen Kolonisationsgebieten. Bei oft bereits überbesetzten Städtenetzen der einzelnen Landesherrschaften haben sie von vornherein ganz bescheidene Entfaltungsmöglichkeiten. Stooß bezeichnet diese Städte als Stadtzwerge, die sich von der immerhin noch zu beachtlicher Autonomie gelangten Kleinstädtewelt des 13. Jahrhunderts deutlich unterschieden und sie in die Nähe der beiden folgenden, für das späte Mittelalter eigentlich charakteristischen Gruppen bringt.

b) Die städtischen Kümmerformen des Mittelalters: Zum überwiegenden Teil waren die Kümmerstädte gewachsene Orte mit ungeordneter Topographie. Daneben standen die Fehlgründungen. „Was vor 1300 noch in zahlreichen Fällen möglich gewesen war, die Stadt aus dem Baukasten auf grünem Rasen, erweist sich nunmehr angesichts schwindenden Raumes, fehlender Menschen und feindlicher werdender Umwelt oftmals als undurchführbar.“⁴⁰⁾

c) Die eigentlichen Minderstände des späten Mittelalters, die nur nach 1300 vorkamen: Die bewußte Minderung der Stadtqualität bei städtischem nicht dörflichem Charakter sind das entscheidende Kennzeichen, wenngleich die Grenzen zwischen Dorf und Minderstadt einerseits, wie zwischen Minderstadt und Vollstadt andererseits

fließend sind. Stooß erklärt das Zustandekommen und die verbreiterte Nutzung des Minderstadtmodells damit, daß es den Fürsten in der Gründungswelle der Kleinstädte wegen des Sogs der großen Städte nicht überall gelungen war, die Zuwendung dieser Städte zu ihrer Herrschaft zu erhalten. Folglich gingen sie bei ihren Neugründungen im Spätmittelalter noch eine Stufe weiter hinab. Der wirtschaftliche und militärische Wert städtischer Siedlungen war für sie nach wie vor gegeben. „Indem sie die Gründungen nun auch der Terminologie nach von den ‚Städten‘ klar distanzieren, mochten sie hoffen, wenigstens diese letzte Gruppe fest in der Hand zu behalten. Die Entwicklung hat ihnen Recht gegeben, fanden sie jedoch im 15. Jahrhundert darüber hinaus bereits Kraft genug, auch die große Masse der Kleinstädte wieder in ihren wirklichen Machtbereich einzufügen.“⁴¹⁾

Die Dürner Städtegründungen gehören in Schicht drei, ebenso die Mainzer Gründung Kilsheim. Die Pfälzer Gründung Dilsberg gehört in Schicht 4 a und, falls man „Fehlgründung“ für einen längerfristigen Prozeß gelten läßt, auch in 4 b. Sie 4 c zuzuweisen, d. h. von vornherein als Minderstadt zu sehen, wie Meinrad Schaab es tut, ist meines Erachtens nicht zulässig.⁴²⁾ Doch das ist ein anderes Kapitel und schon an anderer Stelle abgehandelt.

Anmerkungen

* Vortrag anläßlich der baden-württembergischen Heimattage 1986 in Buchen (12. 9. 86)

¹⁾ H. Neumaier: Zwischen den Edelherren von Dürn und Kurmainz — 700 Jahre Stadt Buchen, in: R. Trunk u. a. (Hrsg.): 700 Jahre Stadt Buchen, Buchen 1980, S. 23 ff.

²⁾ U. Uffelman: Der Dilsberg im Mittelalter. Entwicklungen und Zusammenhänge, Neckargemünd 1985

Ders.: Eigenständigkeit und Integration im unteren Neckarraum des Mittelalters am Beispiel der Geschichte des Dilsberges, in: A. Reese (Hrsg.): Eigenständigkeit und Integration. Das Beispiel Rhein-Neckar-Raum, Villingen-Schwenningen 1987

Ders.: Die Entstehung des Pfälzer Territoriums am unteren Neckar, in: U. Uffelman (Hrsg.): Das Land zwischen Rhein und Odenwald, Villingen-Schwenningen 1987

³⁾ s. Stammtafel des Hauses Dürn: in: W. Eichhorn: Die Herrschaft Dürn und ihre Entwicklung bis zum Ende der Hohenstaufen, Winterthur 1966 (Kartenbeilage im Umschlag)

⁴⁾ U. Uffelman, Dilsberg, S. 38 ff.

⁵⁾ s. Karte 1: Nach W. Eichhorn ebd.

⁶⁾ W. Störmer: Miltenberg. Die Ämter Amorbach und Miltenberg. Historischer Atlas von Bayern, Teil Franken, Reihe 1, Heft 25, München 1979, S. 67 und 75

⁷⁾ H. Neumaier, S. 27

M. Schaab: Bergstraße und Odenwald. 500 Jahre Zankapfel zwischen Kurmainz und Kurpfalz, in: Oberrheinische Studien 3, 1975, 242 f.

⁸⁾ U. Uffelman, Dilsberg, S. 36 ff.

⁹⁾ W. Eichhorn, S. 203 ff.

¹⁰⁾ W. Störmer, S. 77

¹¹⁾ H. Neumaier, S. 35

¹²⁾ H. Neumaier, S. 42

¹³⁾ K. Kollnig: Die Weistümer der Zent Kirchheim. Badische Weistümer und Dorfordnungen 3. Band; Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A Quellen, 29. Band, Stuttgart 1979, S. 1; s. Karte 2: W. Matzat, s. Anm. 14, S. 76

¹⁴⁾ W. Störmer, S. 150, vgl. auch S. 153

W. Matzat: Die Zenten im östlichen Odenwald und angrenzenden Bauland, in: Der Odenwald 15, Heft 3, 1968, S. 76

¹⁵⁾ Oberrheinische Stadtrechte, 1. Abt. Fränkische Rechte, 3. Heft, Heidelberg 1895, S. 212

¹⁶⁾ W. Störmer, S. 183

¹⁷⁾ H. Neumaier, S. 39, s. Karte 3

¹⁸⁾ W. Eichhorn, S. 194

¹⁹⁾ Oberrheinische Stadtrechte, Heft 3, S. 277 f.; Abdruck der Handschrift bei H. Neumaier nach S. 32

²⁰⁾ W. Eichhorn, S. 162 und 164

H. Stoob: Zur Städtebildung im Lande Hohenlohe, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 36, 1973, S. 522 ff., hier S. 556

H. Neumaier, S. 43 und 47

²¹⁾ V. F. v. Gudenus: Codex Diplomaticus exhibens anecdota Moguntiaca, ius Germanicum et S. R. J. historiam illustrantia, 5 Bände, Göttingen/Frankfurt/Leipzig 1743–1768, hier Bd. III, Nr. XVI p. 685

²²⁾ Gudenus CD II, Nr. XXVI p. 694

²³⁾ H. Stoob, S. 556

²⁴⁾ Oberrheinische Stadtrechte, Heft 3, S. 214 f.; H. Neumaier, S. 45 f.

²⁵⁾ W. Eichhorn, S. 193

W. Matzat, S. 80 f.

²⁶⁾ Hohenlohisches Urkundenbuch, hrsg. v. K. Weller, I/II, Stuttgart 1899, 604, S. 433; 649, S. 465 ff.; Band II, 197, S. 170 f.

²⁷⁾ Regesten der Erzbischöfe von Mainz, hrsg. von der Hessischen Historischen Kommission, I/II, Leipzig/Darmstadt 1913–1958, hier I/1 1288, S. 226

H. Neumaier, S. 49

W. Matzat, S. 81

²⁸⁾ W. Eichhorn, S. 185

²⁹⁾ ebd., S. 164

³⁰⁾ W. Störmer, S. 63

³¹⁾ W. Eichhorn, S. 175

³²⁾ Oberrheinische Stadtrechte, Heft 3, S. 290 f.

³³⁾ W. Eichhorn, S. 187

³⁴⁾ Oberrheinische Stadtrechte, Heft 3, S. 291 und S. 292

³⁵⁾ W. Matzat, S. 82

W. Störmer, S. 160 ff.

³⁶⁾ U. Uffelman, Dilsberg, S. 45

³⁷⁾ ebd., S. 76 ff.

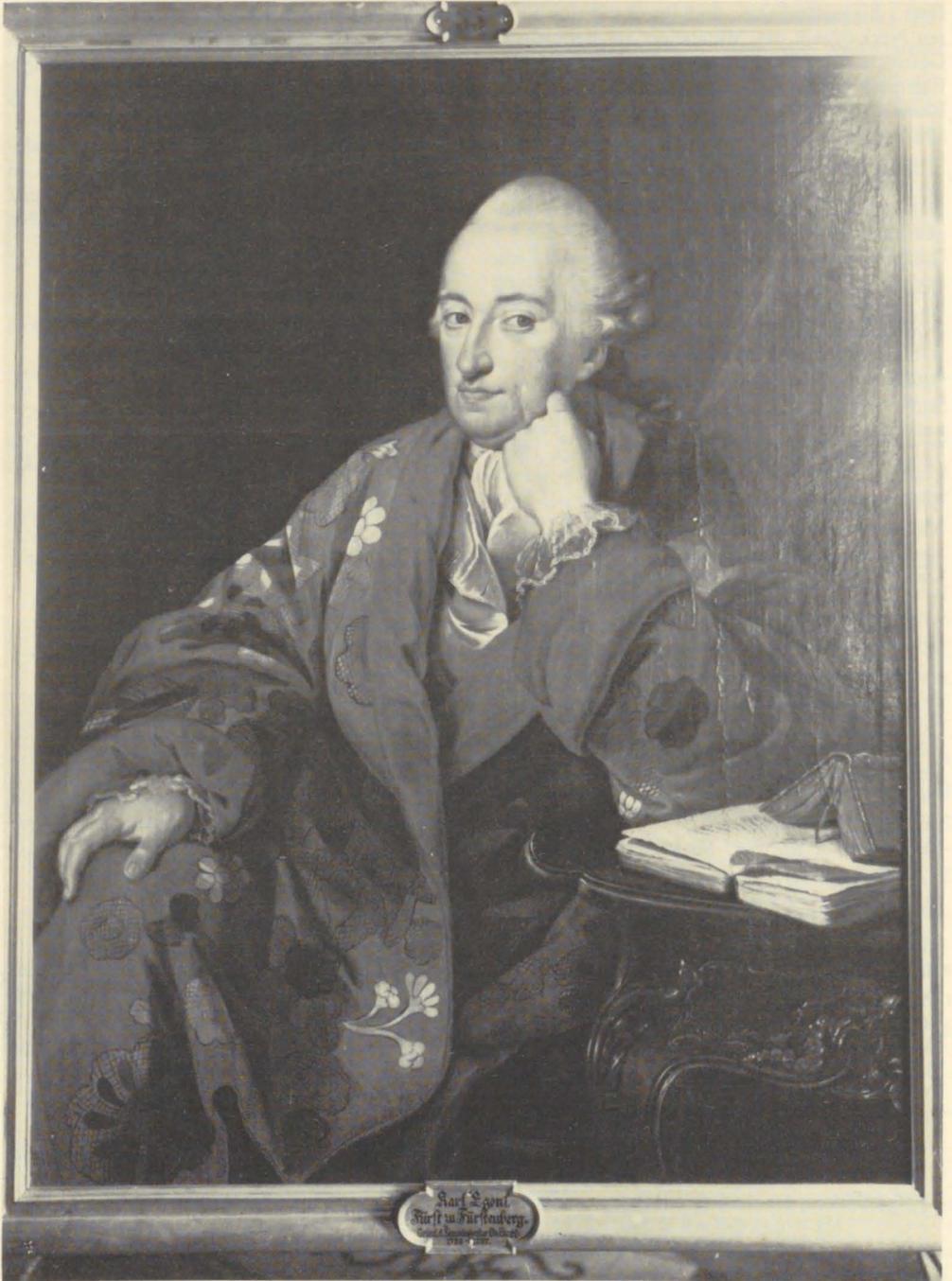
³⁸⁾ H. Stoob: Minderstädte. Formen der Stadtentstehungen im Spätmittelalter, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 46, 1959, S. 1 ff., vgl. auch U. Uffelman, Dilsberg, S. 77 ff.

³⁹⁾ H. Stoob, Minderstädte, S. 20

⁴⁰⁾ ebd., S. 23

⁴¹⁾ ebd., S. 27

⁴²⁾ U. Uffelman, Dilsberg, S. 80



Karl-Egon I., Fürst zu Fürstenberg

Karl Egon I. Fürst zu Fürstenberg 1729 — 1787

Ein unbekanntes Bild des berühmten Mitgliedes
der fürstlichen Familie im Lörracher Museum am Burghof

Annemarie Heimann-Schwarzweber, Lörrach

Unter den Barockportraits, die bis jetzt nicht identifiziert sind, ist ein Herr mit dem Goldenen Vlies in der roten Ordensrobe von besonderem Interesse. Muß es sich doch um eine prominente Persönlichkeit handeln!

Der exklusive Ritterorden vom Goldenen Vlies, 1429 von Herzog Philipp dem Guten von Burgund gegründet, hatte ursprünglich nur 24 — weltliche — Mitglieder, später waren es 30. Seit Kaiser Maximilian, dem Erben des burgundischen Reiches, war der Orden des Goldenen Vlieses die höchste habsburgische Auszeichnung, neben dem nur regierende Fürsten noch einen anderen Orden tragen durften. Nach dem Aussterben der spanischen Habsburger wurde seit 1714 der Orden durch die spanischen Bourbonen gesondert verliehen.

Das goldverbrämte Gewand und die Zopfperücke des Porträtierten geben nur einen vagen Anhaltspunkt für die Datierung. Unter den Trägern des Goldenen Vlieses, die Joseph II. seit 1765 ernannt hat (Liste im Ausstellungskatalog: *La Toison d'Or, cinq siècles d'art et d'histoire*, 1962 Bruges), würde man schwerlich den Dargestellten herausfinden, wenn nicht ein Parapetto Hinweise auf

die Personen geben könnte: Eine fünfzeilige lateinische Inschrift in Antiqua-Lettern lobt den sympathischen Herrn. Er wird als *primus cives Bohemiae* bezeichnet, so daß es ohne Belang ist, daß die unterste Zeile, die jetzt im Rahmen steckt, bis zur Unleserlichkeit beschädigt ist. Es muß sich um den Oberst-Burggrafen in Prag handeln, dem als höchstem Beamten des Wiener Hofes dieser Titel zustand. Wenn man nun die Träger des Goldenen Vlieses mit den in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts in Prag residierenden Oberst-Burggrafen vergleicht und den Text auf dem Parapetto berücksichtigt, ist kaum zu bezweifeln, daß der Fürst zu Fürstenberg der Portraitierte ist, dem 1767 der Orden verliehen wurde.

Glücklicherweise befindet sich auf Schloß Heiligenberg ein anderes Portrait des Fürsten Karl Egon I., so daß die letzte Unsicherheit ausgeräumt werden kann aufgrund der identischen Gesichtszüge. Selbst die Eigenart, daß das Zopfhaar offen über den Rücken wällt, ist auf beiden Bildern die gleiche. Der Fürst hat als 53jähriger 1782 um seine Entlassung nachgesucht, also muß das Bild vorher entstanden sein.

Die Inschrift:

Parapetto-Inschrift am Bild des Fürsten Karl Egon I. Fürst zu Fürstenberg
im Lörracher Museum am Burghof

EX PRIMUM BOHEMIAE CIVEM FIDUCIA REGIS PROBITATE AMORE
IN BONOS ODIO IN MALOS URBANITATE IN SINGULOS PRUDENTIA AC
SEDULITATE AD RES GERENDAS LIBERALITATE IN EGENOS CLARUM
LABENTIS FULCRUM PATRIAE ET VIRUM OPTIMUM CUIUS NOMEN DUM
LIVORE OBLINIT SUO .. DA .. STU ... A GRA PUBLICA SACRUM ... RADET

Übersetzung den Zeilen entsprechend:

Durch das Vertrauen des Königs den ersten Bürger Böhmens („der) durch Redlichkeit, durch Liebe gegenüber den Guten, durch Haß gegen die Schlechten, durch feines Benehmen gegen die Einzelnen, durch Klugheit und Emsigkeit bei

Staatsgeschäften, durch Freigebigkeit gegen Bedürftige, die berühmte Stütze des schwankenden Vaterlandes, den besten Mann, dessen Name, während durch Neid beschmutzt

Das Bild gehört zur Sammlung Keller — lauter Portraits aus dem 17. und 18. Jahrhundert —, die 1930 von der Stadt Lörrach aus Privatbesitz erworben wurde. Angeblich gehört unser Bild zum Altbesitz der Familie Keller. Von dem Verkäufer Ernst Friedrich Keller wurde damals mitgeteilt, daß die Bilder teils aus dem Fürstlichen Stift Säckinggen, teils aus dem Deutschordenshaus Beuggen, ein kleiner Teil aus der St. Blasianischen Propstei Bürgeln stammen, und daß ein Teil Altbesitz der Familie sei. Das sind meistens Züricher Portraits des 17. Jh., so daß die Familie in Zürich beheimatet gewesen sein muß. Im Gutachten, das beim Erwerb ge-

macht wurde, ist unser Bild so beschrieben: „Portrait eines geistlichen Würdenträgers aus österreichischem(?) Adelshaus, oberdeutscher Meister 1770er Jahre.“ Wenn die Angabe über die Herkunft des Bildes auf einem Irrtum beruhen würde, und es aus Säckinggen oder Beuggen käme, fiel es leichter, die Verbindung vom ursprünglichen Besitzer, nämlich einem Angehörigen des hohen Adels zu dem Dargestellten zu finden.

Weiteren Nachforschungen bleibt vorbehalten herauszubekommen, ob es eine Verbindung der Schweizer Patrizierfamilie zum Hause Fürstenberg gibt.

Karl Egon I. Fürst zu Fürstenberg

1729—1787

Georg Goerlipp, Donaueschingen

Karl Egon I. Fürst zu Fürstenberg

wurde am 7. Mai 1729 als drittes der acht Kinder und als zweiter Sohn des Fürsten Joseph Wilhelm Ernst und dessen Gemahlin Maria Anna geb. Gräfin von Waldstein zu Prag geboren. Schon als sechsjähriger Knabe besaß Karl Egon den Rang eines k. u. k. Generalwachtmeisters und Obersten über ein Regiment des Schwäbischen Kreises, ein Umstand aus dem vielleicht gefolgert werden darf, daß der Knabe ursprünglich für die militärische Laufbahn ausersehen war. Seine Studien machte dieser zusammen mit seinem älteren Bruder Joseph Wenzel zu Straßburg und Leipzig. An letzterem Orte hörte Karl Egon auch die Vorlesungen des berühmten deutschen Staatsrechtslehrers und Geschichtsschreibers Johann Jakob Mascov¹⁾. Mit damals üblichen Auslandsreisen beendigte Karl Egon seine Ausbildung. Besonders fruchtbringend war für ihn der Aufenthalt in Italien, wo er 1½ Jahre lang die Ritter-Akademie zu Turin besuchte. In Italien legte er, seinem ausgeprägten Wissensdrange und Kunstsinne folgend, den Grund zu seinen damals berühmten Kunst- und Naturaliensammlungen und zu der umfangreichen Fürglitzer Fideikommissbibliothek.

Wieder in der Heimat angelangt, wurde Karl Egon in Regensburg von seinem Vater in die Staatsgeschäfte eingeführt. Im Jahre 1751 kehrte er, dem Wunsche seines Vaters folgend, nach Prag zurück, wo er schon bald bei der Landesregierung angestellt wurde und im Jahre 1756 den Charakter eines wirklichen geheimen Rates verliehen bekam. Mit

bewundernswertem Eifer widmete sich der junge Staatsmann seinen Amtsgeschäften und erwarb sich dadurch gleich in den ersten Amtsjahren die höchste Anerkennung und das Vertrauen seiner Vorgesetzten. Am 25. Juni 1753 vermählte er sich mit Maria Josepha Gräfin von Sternberg, Tochter des Grafen Franz Philipp von Sternberg — Manderscheid, Ritter des Ordens vom Goldenen Vlies, geboren 21. VIII. 1708, gestorben 9. I. 1786. Bald lenkte er durch seine außerordentlichen Fähigkeiten und durch seine Gewissenhaftigkeit die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise des Wiener Hofes auf sich, welcher ihm die ehrendste Anerkennung nicht versagte. Am 19. Januar 1762 wurde er in den Reichsfürstenstand erhoben²⁾. Bis zum Jahre 1766 widmete der Fürst in den wichtigsten Angelegenheiten seine Dienste der Prager Landesregierung. In diesem Jahre wurde ihm die Stelle eines Prinzipalkommissärs bei der Visitation des Reichskammergerichtes in Wetzlar übertragen, ein Amt, das die Verlegung seines Wohnsitzes nach Wetzlar erforderlich machte, woselbst er über 5 Jahre lang festgehalten wurde. Am 22. Juli 1767 wurde der Fürst durch die Verleihung des Ordens vom Goldenen Vlies ausgezeichnet³⁾. Nach anstrengender, aber nicht erfolgloser Tätigkeit in Wetzlar kehrte er im Jahre 1771 nach Prag zurück. Hier hatte ihn das kaiserliche Vertrauen zum Nachfolger des Grafen Kolowrat d. Ae. im Amte des Oberstburggrafen und Gubernialresidenten des Königreichs Böhmen auserkoren.

Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse dieses Landes, das zum Teil noch aus den Wunden blutete, welche die schlesischen Kriege seinem Wohlstande geschlagen hatten, waren damals nicht günstig. Dazu kam die infolge der Mißernte der Jahre 1770 und 1771 entstandene allgemeine Teuerung und eine mit ansteckenden Krankheiten verbundene Hungersnot. Unsägliches Elend war über das Land hereingebrochen. An der Spitze einer von den Ständen Böhmens nach Wien entsandten Deputation wußte der Oberstburggraf in der Ministerialkonferenz die Hilfe der Regierung für das schwer heimgesuchte Land zu erreichen. Ohne diese aber erst abzuwarten, begann er, aus seinen Privatmitteln die Not in Stadt und Land nach Kräften zu steuern. Der zu gleicher Zeit von einigen Prager Menschenfreunden entworfene Plan zur Gründung einer Waisenanstalt fand in dem Oberstburggrafen den tatkräftigsten Förderer. Allmählich gelang es mit der Hilfe des Staates und öffentlicher Anstalten und durch die gesegneten Ernten der folgenden Jahre die allgemeine Not zu beheben.

Als in dieser Zeit die bäuerlichen Untertanen gegen das Übermaß der Frondienste Beschwerde einlegten, nahm sich der Fürst mit Hintansetzung der eigenen Interessen der Sache der Bauern an und legte der Ständeversammlung Böhmens den Entwurf einer Frondiensteinrichtung vor, welcher sodann zur Sanktionierung an die Regierung weitergeleitet werden sollte. Da es inzwischen (1775) aber in mehreren Gegenden zu einer Erhebung der bäuerlichen Bevölkerung kam, welche die vollständige Aufhebung der Robot mit gewaltsamen Mitteln erstrebte, sah sich der Oberstburggraf genötigt, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen und den Aufruhr mit Militärmacht zu unterdrücken. Die Schwere der Fronen wurde sodann durch das sog. Robotpatent der Kaiserin Maria Theresia vom Jahre 1775 wesentlich herabgemildert und dadurch Ruhe und Ordnung im Lande wiederhergestellt.

Als wenige Jahre später Friedrich der Große mit seinen Truppen erneut in Böhmen eindrang, folgten abermals schwere Zeiten sowohl für den Oberstburggrafen als auch für das ganze Land. Dazu kamen neuerliche Mißernten und Epidemien. Als der Teschner Friede im Jahr 1779 den Drangsalen ein Ende bereitete, war es die höchste Zeit, den Wohlstand des Landes vor der Gefahr völliger Vernichtung zu retten.

Der im Jahre 1780 erfolgte Tod der Kaiserin Maria Theresia und die weitgehenden Reformpläne Josephs II., deren unvorbereiteter und energischer Durchführung der in zunehmendem Maße von gichtischen Schmerzen heimgesuchte Fürst mit Bedenken gegenüberstand, veranlaßten den erfahrenen Staatsmann im Jahre 1782, um die Enthebung vom Amte einzukommen, ein Wunsch, der ihm vom Kaiser auch gewährt wurde.

Jetzt bekam der Fürst die nötige Zeit, um sich mit ganzer Kraft der Verwaltung seiner ausgedehnten Besitzungen zu widmen. Karl Egon I., der erste Inhaber des von seiner Mutter gestifteten Fideikommisses Pürglitz, war ein eifriger Anhänger des physiokratischen Systems, das die Landwirtschaft als die Hauptquelle des nationalen Wohlstandes betrachtete. Darum ließ der Fürst neben einer Verwaltungsorganisation der Hebung der Landwirtschaft seine Hauptsorge angedeihen. Er selbst verfaßte den Entwurf einer Wirtschaftsreform. Johann Christian Schubart und andere Koryphäen der Landwirtschaft suchte er auf und holte bei ihnen Belehrung über die Grundsätze einer intensiveren Bodenbewirtschaftung, um diese auf seinen böhmischen Besitzungen einzuführen. Bemerkenswert ist auch die Tatsache, daß Karl Egon schon im Jahre 1785 in Lana eine landwirtschaftliche Schule unterhielt.

Neben dieser Tätigkeit als Staatsmann und als Ökonom fand der Fürst bis an sein Lebensende Erholung in der Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft. Seine Büchersammlung umfaßte nicht weniger als 20 000 Bände, darunter viele Handschriften und In-

kunabeln, die er katalogisierte. Bekannt ist seine Sammlung aller bis dahin erschienenen Horazausgaben. Eine schon in jungen Jahren begonnene Münzsammlung wurde durch ihn nicht nur beträchtlich vermehrt, sondern auch systematisch geordnet. Von der Prager gelehrten Gesellschaft wurde der Fürst im Jahre 1784 zum immerwährenden Präsidenten gewählt⁴⁾.

Als Fürst Karl Egon sich im Jahre 1787 im Schlosse zu Lana aufhielt, verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand derartig, daß er nach Prag überführt werden mußte. Hier beschloß er sein Leben am 11. Juli 1787; er wurde in der Familiengruft zu Nischburg

beigesetzt. Von seinen drei Söhnen starb der älteste, Joseph Maria Wenzel, schon als Knabe von 5 Jahren. Von den beiden nachgeborenen Prinzen, Philipp Nerus und Karl Aloys, folgte der erstere seinem Vater im Besitze des Fideikommisses Pürglitz nach.

Anmerkungen

¹⁾ Dies kann aus einem Brief mit dem Datum Leipzig, 12. Mai 1744 gefolgert werden.

²⁾ Ausdehnung der Reichsfürstenwürde auf die gesamte Deszendenz des Fürsten Joseph Wilhelm Ernst.

³⁾ Die Investierung fand am 25. August 1767 statt.

⁴⁾ Publikation dieser Gesellschaft: Prager gelehrte Nachrichten.

175 Jahre G. BRAUN 1813-1988

Als sich 1815 Johann Wolfgang und Johann Peter in Karlsruhe trafen, gab es Erstaunliches zu vermelden...

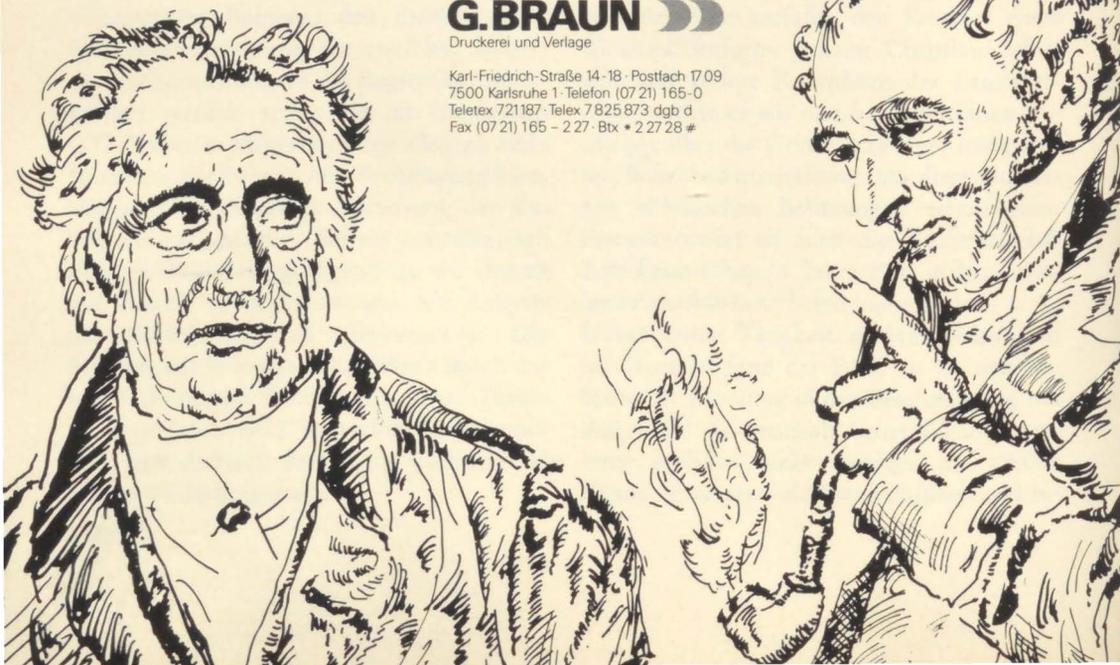


Nichts war für den großen Geheimrat Johann Wolfgang von Goethe unerträglicher als Tabakgeruch. Großes Erstaunen machte im Jahre 1815 die Runde, als der Herr Geheimrat aus Weimar völlig entgegen seiner Gewohnheit einen pfeifenrauchenden Gesprächspartner duldete. Es war Johann Peter Hebel, dem dieses seltene Privileg zuteil wurde. Dies zeigte, wie groß der Rang des badischen Dichters Johann Peter Hebel war.

Auch Gottlieb Braun trug als Verleger von Hebel seinen Teil zum Ruhm des badischen Dichters bei. Heute hat sich G. Braun zum modernen Kommunikationsbetrieb gewandelt. Hochqualifizierte Mitarbeiter arbeiten mit der Technologie unserer neuen Zeit, und doch profitieren die 500 G. Braun-Mitarbeiter der Verlage und der Druckerei von der reichen Geschichte und der Erfahrung unseres Hauses, das schon zur Zeit von Johann Wolfgang und Johann Peter den Lauf der Zeit mitbestimmte.

G. BRAUN 
Druckerei und Verlage

Karl-Friedrich-Straße 14-18 · Postfach 17 09
7500 Karlsruhe 1 · Telefon (07 21) 165-0
Teletex 721187 · Telex 7 825 873 dgb d
Fax (07 21) 165 - 2 27 · Btx * 2 27 28 #



„Flagge und Wappen für die Großh. Badischen Consulate (Karlsruhe, 1855)“ Eine Wiederentdeckung.

Jörg Hertenstein, Heilbronn

Im Jahre 1982 berichtete der Verfasser in der „Badischen Heimat“⁽¹⁾ über die Entstehungsgeschichte der badischen Landesflagge. Beim Quellenstudium wäre es seinerzeit aufschlußreich gewesen, durch eine amtliche Veröffentlichung aus der Zeit zwischen 1806 und 1891 zu erfahren, wie die badischen Behörden den Gebrauch von Landeswappen und vor allem -flagge offiziell regelten. Zwar war schon in den beiden Bänden der „Badischen Bibliothek“⁽²⁾ ein Titel verzeichnet, welcher obige Frage beantwortet hätte, doch dieser war im Bücherleihverkehr nicht mehr greifbar und so las man in meinem Aufsatz⁽³⁾ die Vermutung, daß das Schriftstück („Flagge und Wappen für die Bad. Consulate“, Karlsruhe, 1855; 3 Seiten, Autogr. und 1 Tafel) „verschollen“ sei.

Diese Annahme gründete sich insbesondere darauf, daß eine von der Universitätsbibliothek Heidelberg ausgehende Fernleihbestellung nach Umlauf durch alle bundesdeutschen Zentalkataloge erfolglos blieb. Mit Schreiben vom 25. 2. 1981 teilte das Badische Generallandesarchiv in Karlsruhe mit, daß „von den beiden . . . gesuchten Literaturtiteln . . . nur die amtliche Veröffentlichung des Armeemuseums Karlsruhe ‚Badische Fahnen und Standarten‘ in unserer Dienstbibliothek“ vorläge. Mit Schreiben vom 3. 4. 1981 teilte die Zentralkartei der Autographen in Berlin mit, daß sich „außer Bestätigung des bibliographischen Nachweises . . . in den Beständen der Staatsbibliothek leider nichts erreichen“ ließe. Auch die Dienstbibliothek des Staatsarchivs Freiburg im Breisgau war nicht im Besitz der Schrift. Weiteres Suchen erwies sich

augenscheinlich entweder als überflüssig und aussichtslos oder war — was die Recherchen im Badischen Generallandesarchiv betraf — „Maulwurfsarbeit“, welche einen äußerst großen Zeitaufwand erfordert hätte und bei allem Interesse, das Schriftstück zu finden und auszuwerten, nicht gerechtfertigt erschien.

Die Sachlage veränderte sich insofern, als nach einem Besuch der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe am 12. Juli 1982 zumindest festgestellt werden konnte, daß das schmale Heftchen im Folioformat tatsächlich einst zu dem Bücherfundus der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek gehörte (— das unter Anm. 2 zitierte Werk war ohnehin ein Spiegel der Bestände der Landesbibliothek —), aber wahrscheinlich in den Kriegswirren verlorengegangen war.

Noch heute besitzt nämlich die BLB Karteimaterial von älteren Bücherbeständen und so ergab sich in unserer Angelegenheit, daß der Titel im Jahr 1876 mit der Signatur Nl 9 eingereiht worden war. Auf dieser einstigen Karteikarte (Abb. 1) war nun zusätzlich vermerkt, daß dem Schriftstück ein Reskript des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten vom 15. Dezember 1855 (Nr. 6049) zugrundelag. Nachdem nun die „Nadelsuche im Heuhaufen“ aufgrund der präzise angegebenen Aktenziffer nicht mehr drohte, konnte mir nach einer erneut gestellten Anfrage Dr. John vom Badischen Generallandesarchiv mitteilen⁽⁴⁾, daß „bei einer . . . Recherche . . . zwar nicht das offensichtlich gedruckt herausgegebene Exemplar von ‚Flagge und Wappen für die Großherzoglich Badischen

Consulate . . . , jedoch der handschriftliche Entwurf ermittelt“ werden konnte.⁵⁾

Im nachfolgenden findet sich eine wiederholte Veröffentlichung des Textes und der Abbildungen basierend auf Aktenmaterial des Badischen Generallandesarchivs Karlsruhe (Signatur 233/9373). Aus dem Wortlaut geht hervor, daß es sich um eine amtliche Beschreibung des Gebrauches von badischen Wappen und badischer Flagge im Ausland handelt, welche für die betreffenden Consuln bestimmt war. Innerhalb des Textes wurden minimale Angleichungen an die heutige Orthographie vorgenommen.

Ministerium des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten. Karlsruhe, den 15. Dezember 1855

Reg. Nro. 6357 Res. Nro. 6049

Die Revision zeigt bezügl. auf Beschluß Nummer 5609 v. 20 vor. Mon. an, daß die btr. Zahl v. 20 Stücken Wappenabdrücke u. Karten zur Absendung bereit liegt.

Beschluß

1. An den Gr. Consul zu Amsterdam, (2) Antwerpen, (3) Bremen, (4) Cincinnati, (5) Hamburg, (6) Håvre, (7) Lissabon, (8) Liverpool, (9) London, (10) Neapel, (11) New York, (12) New Orleans, (13) Ostende, (14) Philadelphia, (15) Rio de Janeiro, (16) Rotterdam, (17) S. Louis, (18) S. Petersburg, (19) Straßburg, (20) Triest

Euer E habe ich zu eröffnen:

Es ist schon verschiedentlich die Frage in Anregung gekommen, wie es von den Gr. Handelsconsuln u. Agenten im Auslande rücksichtlich des an vielen Orten üblichen Gebrauchs des Aushängens v. Wappenschildern oder Aufziehens von Flaggen vor den Consularwohnungen zu halten sei. In dieser Beziehung dienen Euer E zur Nachricht, daß den Gr. Handelsconsuln u. Agenten hierwegen zwar keinerlei Verpflichtung auferlegt werden will, daß dieselben sich jedoch unbeanstandet für berechtigt ansehen dürfen, ihre

Wohnungen, sofern es überhaupt von der Landesregierung gestattet ist, durch Anbringung des Gr. Wappens, oder durch Aufziehen der badischen Flagge, letzteres insbesondere bei festlichen Anlässen, kenntlich zu machen. Sollte an dem Orte Ihres Consularsitzes unter den fremden Consuln eine solche Auszeichnung ihrer Wohnung üblich sein, so kann es mir . . . wünschenswerth u. Ihren Interessen entsprechend . . . , daß auch Euer E. diesen Usus beobachten. Damit nun in solchem Falle von den Gr. Consuln u. Consularagenten in Form, Zeichnung u. Farbe dasselbe Wappenschild gebraucht werde, habe ich eine colorirte Abbildung [Abb. 2] anfertigen lassen, welche für neue Anfertigungen als Muster dienen soll und von welcher ich Ew. E einen Abdruck, nebst dazu gehöriger Beschreibung des darauf befindlichen Großh. Wappens, beifolgend übersende. Auf dem betr. Abdruck befindet sich auch eine colorirte Abbildung der badischen Flagge, deren Sie sich als Muster bei Anfertigung einer solchen bedienen können [wenn es am Orte Ihres Consularsitzes unter den fremden Consuln gebräuchlich sein sollte, von den Dächern ihrer Wohnhäuser oder von einem Flaggenstocke die Flagge ihres Landes wehen zu lassen].

Hierbei mache ich übrigens darauf aufmerksam, daß für den Fall, wo sich Euer E nach der beiliegenden Abbildung einen Wappenschild oder eine Flagge anfertigen lassen, die Kosten dem Gr. Aerar nicht wohl aufgerechnet werden könnten, da, wie schon bemerkt, die Aufstellung von Wappenschildern und das Aushängen von Flaggen dem freien Willen der Gr. Consularbeamten anheim gestellt bleiben soll.

Bei diesem Anlaß übersende ich Euer E noch weiter ein Exemplar der auf dem Kartenbureau des Gr. Generalquartiermeisterstabs bearbeiteten Karte des Großherzogthums Baden. Die Landesgrenze ist mit rother, die Grenze der vier Regierungsbezirke mit gelber Farbe eingetragen. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß Euer E sich bei Erledigung Ihrer Consulargeschäfte dieser Karte hie und da



Badische Flagge (rot-gelb waagerecht gestreift) und Wappenschild für die badischen Konsulate

(Foto: Badisches Generallandesarchiv, Signatur 233/9373)

mit Nutzen werden bedienen können. (ad 4, 6, 7, 11, 12, 14, 17 u. 19.)

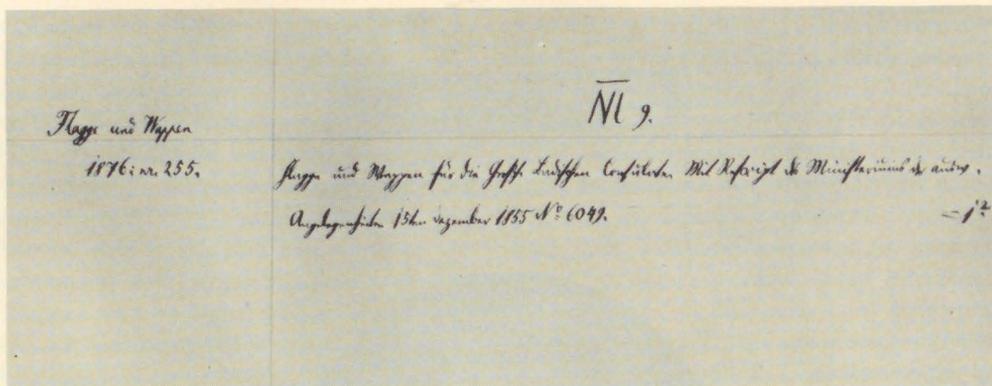
Von dem im nächstkünftigen Jahre neu erscheinenden Großh. Hof- u. Staatshandbuch behalte ich mir vor, Euer E gleichfalls zum dienstlichen Gebrauch ein Exemplar zugehen zu lassen. Hochachtungsvoll (Achtungsvoll)

Add.

1 Karte, 1 Abdruck des Wappens u. die nachfolgende Beschreibung

Beschreibung

Die vorliegende Abbildung stellt auf schwarzem Grunde, in ovaler Schildform, das Großherzogliche Wappen dar, bestehend in



Ehemalige Katalogkarte der BLB für den verlorengegangenen Titel NI 9

(Foto: BLB)

einem rothen rechten Schrägbalken (oder Band) in goldenem Felde auf einem sogenannten spanischem Schilde, der von zwei goldgekrönten silbernen Greifen mit ausgeschlagenen rothen Zungen, aufgerichteten Schwingen und zwischen den Hinterfüßen durchgeschlagenen Schweifen an den Seiten gehalten wird, und mit einer Königskrone bedeckt ist.

Zu äußerst an einer längs den Seiten des Schildes herablaufenden goldenen Ordenskette, deren Gelenke aus gegengeschlungenen „C“ und Kronen bestehen, hängt der Großh. Hausorden der Treue.

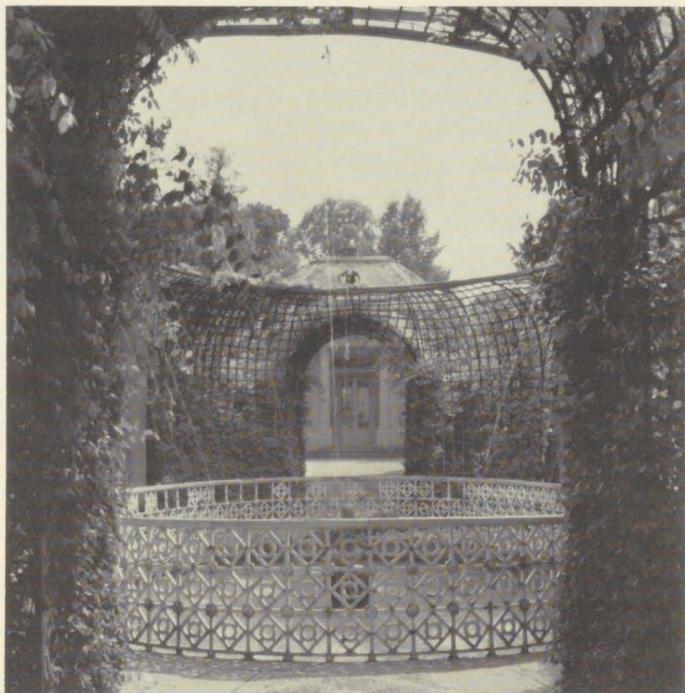
Anmerkungsverzeichnis

- 1) Jörg Hertenstein: Badens Farben, Fahnen und Flaggen, in: Badische Heimat, Jg. 62, Heft 1 (März 1982), S. 147—164.
- 2) Badische Bibliothek, Karlsruhe, 1897 und 1901 (2 Bände), S. 82 (Band 1) S. 89 (Band 2)
- 3) Seite 160, Anmerkung 18
- 4) Brief vom 10. August 1982
- 5) Für die Genehmigung, das Archivmaterial zu veröffentlichen, bedanke ich mich beim badischen Generallandesarchiv, Karlsruhe. (Brief vom 26. 5. 1983)

Der Schwetzingener Schloßgarten —

heutiger Stand der Renovierungsarbeiten

Barbara Sambale, Heidelberg



Blick vom Badhaus durch den Theillagang zum Perspektiv. Im runden Brunnen sitzt ein aus Kupferblech gearbeiteter Uhu, der einen Vogel geschlagen hat. Die anderen Vögel über ihm speien Wasser auf den Raubvogel

Foto: Ingeborg Klinger, Heidelberg

Eine Feste in Schwetzingen wird erstmals im Jahre 1350 erwähnt. Es handelte sich hierbei um eine Wasserburg, die im Besitze des Pfalzgrafen, erweitert und zu einem Jagdschloß ausgebaut wurde. Nachdem das Schloß im 30jährigen Krieg und im Pfälzischen Erbfolgekrieg zerstört und wieder aufgebaut wurde, wurde es 1710 unter der Leitung des berühmten Architekten Adam Breunig erweitert. Dieses, von Breunig geschaffene Bauwerk, ist das Herzstück der Anlage, die wir heute in Schwetzingen vorfinden.

Die eigentliche Blütezeit ist mit dem Kurfürsten Carl Theodor (1724—1799) untrennbar verbunden, der im Alter von nur 17 Jahren die Herrschaft in der Kurpfalz antrat. Der „Pfälzische Sonnenkönig“ genannt wurde, ging nach seinem Regierungsantritt (1743) daran, die Residenzen in Mannheim, Heidelberg und Frankenthal auszubauen und das ehemalige Jagdschloß Schwetzingen in eine Sommerresidenz umzuwandeln. Der bedeutende französische Baumeister Nicolas de Pigage erhielt den Auftrag, einen Entwurf für den

Schloßneubau zu erstellen. Aus Kostengründen wurde dann doch auf den Neubau verzichtet. Die alte Anlage wurde erweitert und auf die neue Funktion abgestimmt — die gesellschaftlichen Verpflichtungen und die Repräsentationsbedürfnisse eines absolutistischen Hofes.

Macht und Rang drückten sich im Zeitalter des Absolutismus nicht nur in aufwendigen Schloßbauten aus, auch die Gärten wurden eng auf die Architektur bezogen. Barockgärten waren achsial ausgerichtete Gärten, die um ein Zentrum, meist ein Bassin, herum angelegt wurden. Die Teile des Gartens gliederten sich symmetrisch um die Mittelachse. Die gegenüber dem Schloß liegende Seite verlief in der Horizontalebene, die Gärten in der Vertikalebene. Diese Gestaltung, die Baukunst und die harmonische Anordnung der Natur sind als Gesamtkunstwerk Zeugnisse barocker Lebensart.

Auch in Schwetzingen wurde daran gegangen, eine Gartenanlage nach aktuellem Trend zu schaffen. 1752 wurde Johann Ludwig Petri beauftragt, einen Garten nach französischem Vorbild zu entwerfen. Dieser Entwurf, der im Kern heute noch gültig ist, wurde damals sehr gefeiert. Dabei hat Petri nichts anderes gemacht, als seine Planung um die vorhandenen Bauten herum zu konzipieren. So ist unter geschickter Ausnutzung der vorgefundenen Situation der berühmte Zirkel entstanden, der in seiner Gestalt einmalig ist. In der Mitte des Zirkels ein rundes Bassin, umgeben von vier Broderiebeeten. Diese, unmittelbar an das Schloß anschließende Zone, Parterre genannt, war unverzichtbarer Bestandteil jedes Barockgartens. Broderien (franz. von broder: sticken) werden in Buchsbaum gefaßte Ornamente genannt, die mit verschiedenfarbigem Material aus rotem und weißem Split ausgefüllt werden, um die Plastizität der Ornamente besonders hervorzuheben. Den Abschluß des Zirkels bilden einerseits die halbrunden Gebäude der damaligen Orangerie und auf der gegenüberliegenden Seite die Berceaux de Treillages, geschlossene Laubgänge aus Holzgeflecht. In diesen, mit Wein bewachse-

nen, schattigen Wandelgängen, war man vor der als ungesund empfundenen Sonnenstrahlung geschützt. Außerhalb des Zirkels wird der Garten von Boskettens, gleichmäßig geschnittenen Hecken aus Hainbuchen ausgefüllt.

Die Anlage eines Barockgartens verschlang Unsummen, ebenso die Erhaltung (in Schwetzingen 90 000 Gulden jährlich). Bedingt durch die Vergänglichkeit der natürlichen Materialien mußte ununterbrochen daran gearbeitet werden. Das Broderie-Parterre wirkte am schönsten von einem erhöhten Standort aus — den Fenstern des Schloßherrn. Dabei wurde jede Nachlässigkeit deutlich sichtbar: schlecht geschnittene Hecken, verblühte Blumen und herabgefallene Blätter. Dazu genügte ein starker Regenguß, um das helle Ausfüllmaterial des Fonds mit dem darunter liegenden Sand zu vermischen.

Ein Garten ist ein sich wandelndes Gebilde — die lebenden Werkstoffe vergehen. Nicht nur natürliche Ursachen verändern einen Garten. Modernisierungen, die dem aktuellen Zeitgeschmack entsprechen, spiegeln sich in Gartenanlagen wieder. Auch der Schwetzingener Garten blieb von den sich wandelnden Moden nicht verschont. Der erste Eingriff in die ursprüngliche Planung erfolgte durch Pigage, seit 1762 Gartendirektor. Er gestaltete den Garten um. In seinen Grundzügen blieb Petris Plan erhalten, aber das Gesamtkonzept wurde überarbeitet. Um den Zirkel optisch greifbarer zu machen, entfiel nicht nur die Broderie, sondern auch die Boskettzone innerhalb des Zirkels zugunsten flacher Rasenflächen. Außerhalb des Zirkels wurde die Anlage erheblich erweitert: ein großes Bassin und weitere Boskettens kamen dazu. Eine besondere Spezialität bedeutete die perspektivische Ausrichtung der Hauptallee durch das Schloßtor hindurch auf den Gipfel des Königstuhls bei Heidelberg und in der Gegenrichtung zum Gipfel des 673 m hohen Kalmit in den Pfälzer Bergen.

Der Kurfürst hatte europäische Künstler von Rang engagiert, darunter den Bildhauer und



Putten, die mit einem Ziegenbock spielen Skulptur von Alois Link in der nördlichen Angloise

Foto: Ingeborg Klinger, Heidelberg

Maler Peter Anton Verschaffelt, der zahlreiche Skulpturen, auch die sehr bekannt gewordenen Hirschgruppen schuf. Ein besonderes Schmuckstück der Schwetzingener Parkbauten stellt das von Pigage entworfene Badhaus dar. Der Name ist irreführend. Es handelt sich hierbei um ein Miniaturschloßchen, in das sich der Fürst, der ein öffentliches Leben, eingefügt in das strenge Hofzeremoniell, führte, zurückziehen konnte. Dieses intime Bauwerk hatte keinerlei Repräsentationsfunktionen. Hier traf sich Carl Theodor mit den geistigen Größen seiner Zeit. Der Dichterrfürst Voltaire schrieb hier an seinem Roman *Candide*.

Wie im Schloß wurden auch hier Architektur und Natur aufeinander bezogen. Das Innere des Badhauses wurde exklusiv ausgestattet. Außen entstand das populäre „Ende der Welt“, das Perspektiv. Durch einen dunklen Laubengang hindurch fällt der Blick auf eine

gemalte Flußlandschaft. Das Fresko wird von natürlichem Licht beleuchtet und ist auf eine gebogene Wand gemalt — so entsteht der illusionistische Effekt einer unendlich weiten Sicht.

Das derzeit populärste Bauwerk in Schwetzingen ist das von Pigage 1753 erbaute Rokokotheater. Hier trifft sich heute noch die kunstsinnige Elite zu den mittlerweile international bekannt gewordenen „Schwetzingener Festspielen“. Es ist eines der wenigen Theater in Deutschland, das weitgehend im Originalzustand erhalten ist. Beim Schein vieler Kerzen in Leuchtern, die von Seilwinden hoch und hinunter gezogen werden konnten, wurden zu des Kurfürsten Zeiten Opern, Konzerte und Theaterstücke aufgeführt. Man saß dabei auf schmalen Holzbänken, die mit kleinen Kissen belegt waren, wohl nicht sehr bequem. Dem Fürsten und dem hohen Adel waren die besten, mittleren Plätze vorbehalten,

während sich die übrigen Angehörigen des Hofes (bis zu 2000 Personen lebten am Hofe) im Parterre und den seitlichen Rängen aufzuhalten hatten. Viele bemerkenswerte Aufführungen fanden hier statt. Der kunstsinnige und gebildete Fürst kümmerte sich gelegentlich höchstpersönlich um die Vorbereitung der Stücke an seinem Hoftheater.

Carl Theodor lebte in einer Epoche des Umbruchs, dem Übergang vom Feudalismus zum bürgerlichen Zeitalter. Diese Umbruchssituation drückt sich auch in Schwetzingen aus. Der französische Barockgarten, der in seiner Geometrie das erstarrte System des Feudalismus repräsentiert, und der Englische Garten mit seiner, der Natur nachempfundenen Landschaft, repräsentiert die liberale Weltanschauung des bürgerlichen Zeitalters.

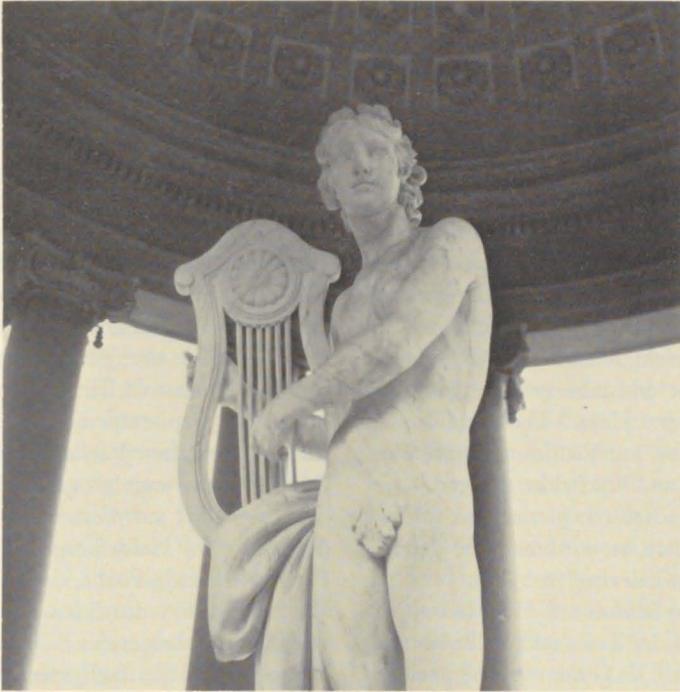
Die dritte große Gestaltungsphase wurde durch Friedrich Ludwig Skell durchgeführt. Skell hatte Dank eines Stipendiums Gelegenheit, sich in England mit den neuen Prinzipien der Gartenbaukunst vertraut zu machen. Um das große Querbassin wurde unter seiner Leitung der „Englische Garten“ angelegt. Wie ein sanfter Kranz legt sich dieser Gartenteil um die strenge barocke Anlage.

Trotz der Verlegung der Residenz nach München (1778/79) gingen die Bauarbeiten in Schwetzingen weiter. Unter Pigage entstanden Merkurtempel, Tempel der Botanik und das römische Wasserkastell. Als Besonderheit die Moschee. Weil das 18. Jahrhundert chinesische Architekturformen bevorzugte, sind Bauten, die sich an islamischen Vorbildern orientieren, selten. Das Bauwerk stellt nur dem Namen nach eine Moschee dar. Tatsächlich fehlen wichtige liturgische Einrichtungen. Der Bau ist nicht nach Westen, sondern auf die Anlage ausgerichtet. Es fehlen Mihrab (Gebetsnische) und Sebil (Brunnen für rituelle Reinigungen). Dafür ist der Bau ein Sammelsurium verschiedener Elemente, die von europäischen Gotteshäusern entlehnt sind. Ein islamisches Kulthaus zu erstellen, war nicht die Intension Carl Theodors, der hierfür die Unsumme von 120 000

Gulden ausgab. (Zum Vergleich: der Wiederaufbau der Heidelberger „Alten Brücke“ in Massivbauweise kostete 1786 163 000 Gulden). Hier sollte in einer Synthese aus Barockkirche und Moschee, für die es in der Europäischen Architektur keine Parallele gibt, dem Kurfürsten ein für alle Mal ein hervorragendes Denkmal gesetzt werden.

Bis kurz vor Carl Theodors Tod (1799) wurde in Schwetzingen gebaut. Nachdem die Pfalz infolge des Reichsdeputationshauptschlusses (1803) als selbständiges Territorium aufhörte zu existieren, gingen die Besitztümer Carl Theodors in badische Hände über. Auf den Badischen Gartendirektor Johann Michael Zeyher gehen einige sehr umstrittene Umgestaltungen zurück. Die Umwandlung des großen rechteckigen Bassins in einen „natürlichen“ See und die Zuschüttung des Spiegelbassins in der Hauptsache des Zirkels. Zeyher pflanzte auch die Fliederbüsche am inneren Rand des Zirkels. Bis heute ist der Verwässerung der genialen Ideen Petris und Pigages nicht Einhalt geboten worden. Beginnend mit dem Tode Carl Theodors ist der Grundgedanke des Barockgartens immer undeutlicher geworden. So wie sich die Anlage heute präsentiert, ist sie das Gemisch von Vorstellungen derjenigen Personen, die mit der Pflege und Instandhaltung betraut waren. Der Verfall der Bauten und des bildnerischen Schmucks ging einher mit der Veränderung des Landschaftsbildes.

Wie stellen sich heute, 1988, Garten und Bauten dar? Gibt es fundierte Planungen von Experten, deren Kompetenz dem bedeutenden Rang Schwetzingens angemessen ist? Viel ist schon getan worden, 47 Millionen wurden verbaut, aber wegen Nachlässigkeit und mangelndem Willen sind jetzt viele zusätzliche Millionen nötig, den Verfall zu stoppen. Hans Dieter Prose vom Staatlichen Hochbauamt Mannheim, Außenstelle Schwetzingen, sagt dazu: „Die Schwetzingener Anlage war lange Zeit im Abseits des Geschehens. Das war Glück und Unglück zugleich. Glück, weil viele Maßnahmen, die möglicherweise



Standbild des Apollo in einem vom Pigage entworfenen offenen Rundtempel als Abschluß des Naturtheaters Apoll stellt hier den Beschützer der Musen dar

Foto: Ingeborg Klinger, Heidelberg

mehr Schaden als Nutzen gebracht hätten, unterblieben. Schlimm für Schwetzingen waren die viel zu lange unterbliebenen Reparaturen. Durch fortwährende, sehr kritische Presseberichte ist man endlich wach geworden und jetzt besteht für Schwetzingen im Staatshaushaltsplan ein fester Titel, d. h. wir bekommen alle Gelder, die wir beantragen. Bis zum Jahr 2000, also in 12 Jahren, werden wir insgesamt ca. 100 Millionen DM verbaut haben.“

Als vordringlichste Maßnahme wird noch in diesem Jahr die Restaurierung der völlig verrotteten Moschee, deren Gebetsgänge besonders gefährdet sind, angegangen. Für die Bauzeit sind 3 Jahre veranschlagt, die Kosten werden sich auf insgesamt 13 Millionen belaufen. In Arbeit sind das Perspektiv und die umliegende Kleinarchitektur mit den sog.

Achathäuschen, kleine Pavillons, die mit Halbedelsteinen ausgekleidet sind. Die Kosten belaufen sich auf 2 Millionen DM, die Maßnahmen werden 1990 abgeschlossen sein. Es ist zu hoffen, daß das nach einer Vorlage von Ferdinand Kobell geschaffene Fresko des Perspektivs mit einfühlsamer Hand restauriert wird. Daß Besorgnis hier am Platze ist, läßt sich am Badhaus feststellen, wo sich offensichtlich ein Dilletant an den Fassadenmalereien versucht hat. Es ist in der Tat nicht leicht, für eine derartig wertvolle Anlage, die von renommierten Künstlern ihrer Zeit geschaffen wurde, adäquate Fachleute zu finden. Hans Dieter Proske: „Geld ist für uns kein Problem mehr, das Problem ist, kompetente Leute mit Feingefühl zu finden. Unsere Spezialisten kommen aus dem ganzen süddeutschen Raum, insbesondere aus Bayern, wo es noch viele Barockbauten gibt.“

Ausgesuchte Fachleute sind jetzt damit beschäftigt, die wertvollen Möbel zu restaurieren. Für dieses Jahr sind hierfür 170 000 DM bereit gestellt worden. Auch hier werden nun offensichtlich ganze Sachen gemacht, um die Vorwürfe zu entkräften, man vernachlässige hochwertige Kunstschätze. Volker Ehret, Schloßverwalter sagt dazu: „Es ist falsch, daß bei uns wertvolle Möbel verrotten. Unsere Möbel stehen seit Jahrhunderten im gleichen Gebäude, das im Sommer warm und im Winter kühl und leicht feucht ist. Das sind die Stücke gewohnt und eine gewisse Feuchtigkeit braucht jedes Holz.“ Die restaurierten Möbel würden bis zur Eröffnung des Schlosses in Bruchsal und Karlsruhe gelagert.

Wenn 1990 das Schloß wieder der Öffentlichkeit zugänglich ist, wird man alle Teile an Ort und Stelle wiederfinden.

Derzeit wird im Schloß auf Hochtouren gearbeitet. Infolge der Tulla'schen Rheinbegradigung senkte sich im gesamten Oberrheingebiet der Grundwasserspiegel. Dadurch bekamen die Eichenpfosten, auf denen das Schloß ruhte, Sauerstoff und begannen zu faulen und ihre Standfestigkeit zu verlieren. Der Bau senkte sich vor allem im mittleren, älteren Teil bedenklich. Mit großem Aufwand wurde das Schloß in diesem Bereich unterfangen und in Fundament und Dachbereich saniert. Jetzt ist man beim dekorativen Innenleben des Baues. Holzteile wie Türen, Täfelungen usw. wurden ausgebessert und überfaßt, d. h. auf die ältere Farbe wird die frische Farbe aufgetragen. Man hat auf das so in Mode gekommene Ablaugen verzichtet, welches das Holz zu sehr strapaziert. In der Regel werden Schlösser nicht so intensiv bewohnt wie private bürgerliche Häuser. Aus diesem Grund sind Farbneuanstriche seltener nötig, so daß Überstreichen problemlos ist. Deshalb ist auch der Neuanstrich der 200 Jahre alten Fenster für das ausgemagerte Holz segensreich. Die Fenster, die man mit mundgeblasenem Material verglast, werden außen grauweiß und innen je nach farblicher Ausstattung des Raumes mit Leinölfarbe gestrichen.

Überhaupt wird überall Wert auf traditionelle Baumaterialien gelegt. Neben Leinölfarben für Holzarbeiten werden die Decken mit Kalkfarben bearbeitet. Die Stuckarbeiten müssen ebenfalls erneuert werden und sind in einigen Räumen schon fertig gestellt, desgleichen die noch vorhandenen Wandbespannungen. Neuanfertigungen werden bei den gleichen Lyoner und Pariser Firmen vorgenommen, die schon Carl Theodor beliefert haben. Bei Tassinari, Seidel (Lyon) und Prell (Paris) sind die alten Musterbücher noch vorhanden. Ebenso vorhanden sind die Druckstöcke der Papiertapeten, die in Ribeaupville (Elsaß) nach alten Verfahren für Schwetzingen in Auftrag angefertigt werden. Sachdienliche Hinweise auf diese Bezugsquellen werden von dem Heidelberger Kunsthistoriker Dr. Karl Ludwig Fuchs, der eine umfangreiche Arbeit über das Schwetzingener Mobiliar verfaßt hatte, beigeleitet. Dr. Fuchs ist auch zuständig für das fachgerechte Arrangieren der Einrichtungsgegenstände in der wieder herzustellenden barocken Raumfolge. Diese Räumlichkeiten werden in der ersten Etage mit den Originalmöbeln so gestaltet wie zu des Kurfürsten Lebzeiten. Die zweite Etage wird im Stil des 19. Jahrhunderts mit Exponaten aus großherzoglicher Zeit ausgestattet werden. Auch Räume von höher gestellten Personen, die sich am Hofe aufhielten, Kammern von Dienern und eine kleine Küche werden so eingerichtet, daß damit ein lebendiges Bild der damaligen Zeit entsteht.

Im Zuge der Landschaftsgestaltung wurden damals im Park Statuen, Figurengruppen und große Bleiurnen aufgestellt, die zwischen Landschaft und Architektur die Verbindung herstellen sollten. Der Zahn der Zeit verschonte auch diese Teile nicht. Zug um Zug werden die Figuren ausgetauscht und durch Kopien ersetzt. So z. B. die schöne, 1775 von Konrad Linck geschaffene Figurengruppe, die einen Geißbock mit drei spielenden Putten darstellt. Die Kopie ist jetzt in der nördlichen Angloise aufgestellt. Das Original befindet sich bis zur endgültigen Aufstellung im

zukünftigen Lapidarium in der Orangerie. Dort und im Fuhrmannshaus sind auch die anderen Originalskulpturen. (Hier sollte schnellstens Abhilfe geschaffen werden!) Bevor die Orangerie ausgeräumt wird, muß erst ein Ersatzbau, der im Bereich der Gärten liegen wird, fertig gestellt sein. Die Orangerie wird dann für 9 Millionen DM zum Lapidarium, der Sammlung der steinernen Denkmäler Schwetzingens, umgebaut.

Baulichkeiten und Kunstwerke werden erneuert. Die Gestaltung des Gartens wird gleichzeitig angegangen. Hier schlagen gelegentlich die Wogen der Empörung hoch. Naturschützer und Denkmalpfleger werden sich einfach nicht einig, wie der Garten wieder herzustellen sei. Gewachsene, Geschichte gewordene Veränderung oder Wiederherstellung der historischen Situation sind die Streitpunkte. Dabei ist man sich selbst bei den zuständigen Planern unklar, welchen Zustand man haben will: den Urzustand, die Version Pigages oder die von Ludwig Skell. Unpopulär sind die Maßnahmen in jedem Fall, geht es hier doch nicht um den Erholungswert einer Parkanlage, sondern um die Wiederherstellung des ursprünglichen Konzeptes eines Ba-

rockgartens mit einem Englischen Gartenteil, der in seiner Ausstattung in Europa einmalig ist. „Nur Mut“ möchte man den Planern wünschen, wenn sie (hoffentlich) daran gehen, die stillösen Fliedertuffs, die hochaufragenden Bäume, die die Bosketts zerstört haben, zu entfernen. Man möchte hoffen, daß auch hier nicht auf halbem Weg stehen geblieben wird, sondern daß Schwetzingen als Gesamtkunstwerk von höchster Qualität begriffen wird.

Die Folgekosten der Anlage sollten ebenso nicht übersehen werden. Sofort nach Beendigung einer Maßnahme setzt der Verfall ein. So beginnt die Farbe des 1986 mit einem Kostenaufwand von 1,9 Millionen Mark restaurierten Apollotempels bereits abzublättern. Dies als Folge von unsachgemäßen Isolierungen in vergangener Zeit. 50 Personen müssen ständig für den Unterhalt von Garten und Gebäuden im Einsatz sein. Dies schlägt sich im Etat jährlich mit 2 Millionen Mark für Personalkosten und 600 000 DM für Materialkosten nieder. Man sollte trotz dieser Belastungen nicht kleinlich sein, damit das auf uns überkommene fürstliche Kleinod seinem Rang entsprechend erhalten werden kann.

Artikel „Schwetzingen Schloßgarten“:
Benutzte Literatur (Auswahl)

- 1) Boekhoff, H., u. a., Paläste Schlösser Residenzen, Erlangen, 1986
- 2) Gamer, J., Historische Gärten heute, In: Betongartenbau — Schriftenreihe der Portlandzement Werke, Heidelberg, 1977
- 3) Goetze, J., Roggenkamp, Medaillen der Kurfürsten von der Pfalz, Heidelberg, 1980
- 4) Hansmann, W., Ein Schloßgarten in alter Pracht, In: Die Kunst, München, 9/87

- 5) Innenministerium Baden Württemberg (Hrs) Leben mit der Geschichte, Denkmalpflege in Bad. Würt., Stuttgart, 1984
- 6) Koepf, H., Bildwörterbuch der Architektur, Stuttgart, 1974
- 7) Koppelman, S., Exotische Architekturen im 18. und 19. Jahrh., Ausstellungskatalog zu Exotische Welten, Europäische Phantasien, Stuttgart, 1987
- 8) Reisinger, Claus, Der Schloßgarten zu Schwetzingen, Worms, 1987
- 9) Sager, P., Rauter, T., Ein Garten voll Illusionen. In: Zeit Magazin, Hamburg, 36(1987)
- 10) Schwarz, O., Wegweiser durch den Schloßgarten zu Schwetzingen, Schwetzingen



Johannes Hemleben, Teilhard de Chardin, Rowohlt Bild — Monographien 116, 1966

Caporal Pierre Teilhard de Chardin in Goldscheuer (1919)

Erwin Dittler, Goldscheuer

Nach den verlustreichen Abwehrkämpfen im Sommer 1918 in Frankreich gegen einen überlegenen Gegner waren die deutschen Divisionen ausgeblutet und die Moral der Truppen erschüttert. Es konnte kein Zweifel mehr daran bestehen: der letzte Akt auf den blutdurchtränkten Schlachtfeldern hatte begonnen. Der Erste Generalquartiermeister General Erich Ludendorff konnte vor der Katastrophe nicht mehr länger die Augen verschließen und drängte Ende September auf Abschluß eines Waffenstillstands: „Im Lauf des 1. Oktober gingen alle paar Stunden Telegramme in Berlin ein, in denen Ludendorff immer heftiger verlangte, das Friedensangebot müsse sofort hinausgehen“.1) Der am 3. Oktober neu ernannte Reichskanzler Prinz Max von Baden gab dem Verlangen der Obersten Heeresleitung nach und richtete an den amerikanischen Präsidenten Wilson das Waffenstillstandsangebot. Am 11. November wurde im Wald von Compiègne im Eisenbahnwagen des französischen Marschalls Foch der Waffenstillstand von der deutschen Delegation unter Leitung des Zentrumsabgeordneten Matthias Erzberger unterzeichnet. Ab 11 Uhr schwiegen die Waffen. Nach den Waffenstillstandsbedingungen gehörte Elsaß-Lothringen zu den besetzten Gebieten, die von den deutschen Truppen innerhalb von 14 Tagen geräumt werden mußten. Den rasch abrückenden Deutschen folgten französische Einheiten, feierliche Einmärsche alliierter Truppen, prunkvolle Empfänge für die Generale, für Marschall Pétain, dem Oberbefehlshaber des französischen Heeres, Marschall Foch, Oberbefehlshaber aller alliierten Armeen, für den Ministerpräsidenten Clemenceau

und den Präsidenten der Republik, Raymond Poincaré.

In Straßburg verließen die letzten deutschen Truppen am 20. November ihre Garnison, und jener Straßburger Arzt, der am 12. November dem Redakteur Dr. Taenzer in Bremen die Mitarbeit an einer Fachzeitschrift aufkündigte, wußte, wovon er sprach: „Sie werden sehen, welch jubelnder Empfang den in Straßburg einziehenden alliierten Truppen zuteil werden wird; französische Fahnen sind, wie ich bestimmt weiß, in großer Menge im geheimen angefertigt worden“.2) An jenem 20. November erlebte die Stadt eine wahre Blüte von Trikoloren und Girlanden, und am Abend entfernte die Bevölkerung unter den anfeuernden Klängen der „Marseillaise“ die Embleme des verflossenen Regimes. Nach der weiteren Darstellung jener denkwürdigen Tage durch Georges Foessel konnten die Straßburger tags darauf einem seit langem erwarteten Schauspiel beiwohnen, und nachdem sie vom Münsterturm des roten Fetzen (chiffon) herabfallen sahen, der dort zu lange acht Tage geangen hatte, in aller Ruhe und mit Rührung die Trikolore betrachten, die sich nach 48 Jahren wieder entfaltete.3) Schließlich bereiteten sie am Nachmittag dem General Vandenberg einen enthusiastischen Empfang, ein würdiger Auftakt zum triumphalen Einzug der französischen Truppe am 21. November, dem am 26. jener des Marschalls Petain folgte. Einen weiteren Höhepunkt erreichte die Woge der Begeisterung am 9. Dezember beim Besuch von Poincaré, worüber Pierre Teilhard de Chardin jeweils seiner Kusine Marguerite Teilhard-Chambon brieflich berichtete.4)

Nach Ausbruch des 1. Weltkrieges hatte man ihn einer Militäreinheit der Infanterie als Sanitäter zugewiesen. An die Front rückte er am 20. Januar 1915 als Krankenträger in einem Marschregiment, aus dem am 23. Juni das aus Zuaven und marokkanischen Schützen zusammengesetzte 4. Gemischte Regiment wurde. Dieses 4. mixte gehörte zur 38. Division (Guyot de Salins). Schon am 29. 8. wurde er ehrenvoll im Divisionsbefehl erwähnt, da der sich freiwillig zum Dienst in den Schützengräben der vordersten Linie meldende Sanitäter Proben der größten Opferbereitschaft unter absoluter Mißachtung der Gefahren abgelegt hatte. Im Armeebefehl vom 17. September 1916 wurde er als Vorbild der Tapferkeit, Selbstverleugnung und Kaltblütigkeit bezeichnet, und schließlich erhielt er am 13. Mai 1917 zum Caporal beförderte Teilhard am 20. Juni die Militärmedaille.

Von dem, was die Truppe in Straßburg erwartete, hatte sie bereits einen Vorgeschmack bekommen. Als sie am 17. November den Col du Bonhomme überschritten, waren die Soldaten natürlich gespannt, wie die Bevölkerung sie empfangen würde. Alles in allem war die Aufnahme rührend und sogar begeistert. Die Dörfer im Kayserberger Tal seien ganz mit Fahnen beflaggt gewesen, die noch unter den Augen der abziehenden Deutschen vorbereitet worden seien, schrieb er am 18. 11. aus Illhäusern. Triumpfbögen am Eingang, eine festtägliche gekleidete Menge, Elsässerinnen in ihrer Tracht, die eimerweise leichten Wein verteilten. Dazu bemerkte er noch: „Das Kommißbrot des Soldaten, unser Reis und unser Kaffee rufen allgemeine Begeisterung hervor. Offensichtlich sind wir ebenso sehr Verpfleger wie Befreier“. Unter solchen Umständen bedauerte die Truppe, nicht nach Kolmar ziehen zu dürfen, was der Division Messimy vorbehalten blieb. Dafür durfte das Regiment am 26. November in Straßburg an der Militärparade teilnehmen, wobei sich Teilhard am Schluß der 4. mixte und dieses wiederum am Ende der 38. Division befand. Er fand so eine Menge an, die keine Stimme

mehr hatte, so sehr hatte sie den Großen und den Fahnen zugejubelt. Trotzdem werde dieser Empfang für ihn unvergeßlich bleiben, bemerkte er im Brief vom 27. 11. aus Wolfisheim.

Teilhard, der am 1. Mai 1881 in Sarcenat (Dep. Puy-de-Dome) geboren wurde und 1899 in den Jesuitenorden eingetreten war, stand jetzt im 38. Lebensjahr und konnte nun in Straßburg wieder ein einigermaßen geregeltes Leben aufnehmen und seinen Studien nachgehen. Der Pater hatte in Jersey Philosophie und Theologie studiert und war nach der dreijährigen Ausbildung 1905 als Professor für Physik und Chemie an das Kolleg zur Heiligen Familie in Kairo berufen worden.⁵⁾

Sein Interesse galt in Ägypten Fauna und Flora, und als er 1908 von dort zurückkehrte, betrieb er in Sussex seine ersten Forschungen auf den Gebieten der Geologie und Paläontologie. 1911 wird er in Hastings zum Priester geweiht und arbeitet dann in Paris als Angestellter am Museum d'Histoire naturelle. Und nun verbrachte er in Straßburg die meiste Zeit im Großen Seminar neben dem Münster. Obwohl er gerade mit seinem Essay „Forma Christi“ beschäftigt war, wollte er den Empfang von Poincaré miterleben. Da die Kasernen vormittags Ausgehverbot hatten, arbeitete er im Seminar, versäumte aber dann das militärische Schauspiel. Doch auch der „zivile“ Festzug am Nachmittag, der über anderthalb Stunden dauerte, wurde für ihn zu einem außerordentlichen Erlebnis. Es sei der große Tag Straßburgs und ein wunderbares, makellooses Fest gewesen, schrieb er am 10. 12. an Marg. Tausende, meist in heimischer Tracht, seien auf dem Wagen aus den entfernten Dörfern gekommen. Niemals habe er etwas Ähnliches gesehen, selbst die wenig sensiblen Poilus seien zu Tränen gerührt gewesen. Besonders beeindruckte ihn die Ursprünglichkeit, mit welcher die Elsässer feierten. Für ihn lag in diesem Tag die ganze Seele einer Provinz, die nach seinem Empfinden äußerst glücklich und fröhlich war.

Brückenkopf Kehl

Zu den entschiedensten Verfechtern französischer Sicherheitsforderungen gehörte Marschall Foch, der schon am 8. Oktober 1918 Clemenceau auf die Notwendigkeit der Besetzung der Brückenköpfe am Rhein als militärische Basis für die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte hinwies, falls die Friedensunterhandlungen zu keinem Ziele führten, und der auch dieses militärische Konzept nicht aus den Augen verlor: „Was mir gleich am ersten Tage, da ich über die Bedingungen nachdachte, vor allem als das Wichtigste erschien, das war der sichere Besitz der Rheinlinie und ihrer Brückenköpfe.“⁶⁾ Zu den Bedingungen, die er am 11. 11. 18 der deutschen Delegation diktierte, gehörte die Besetzung der Brückenköpfe in Mainz, Koblenz und Köln. Bei der zweiten Verlängerung des Waffenstillstandes am 16. 1. 19 wurde auch der Brückenkopf Kehl einbezogen, der nach Art. 429 des Friedensvertrages nach Ablauf von 15 Jahren wieder geräumt werden sollte, was dann am 1. Juli 1930 vorfristig erfolgte. Der Brückenkopf, den die Franzosen bildeten, umfaßte allerdings nicht nur „mehrere“ Gemeinden,⁷⁾ sondern immerhin 25, wobei beispielsweise die Gemeinde Marlen mit drei Ortschaften betroffen wurde.

Am 29. Januar rückten in Kehl Einheiten der unter dem Befehl von General Dufieux stehenden 38. Division ein, die am Abend Bahnhof und Postamt mit Wachposten besetzten. Das Gros folgte am nächsten Morgen, um auch Quartiere in der näheren Umgebung zu beziehen. Der Stab von Dufieux wurde im Kehler Amtsgerichtsgebäude untergebracht, Dufieux selbst in der Villa des Hauptmanns Schmidt, des bisherigen Kommandeurs des Kehler Pionier-Ers.-Batl. Nr. 14. Die Mannschaften kamen größtenteils in die Pionierkaserne, zum Teil auch in Privatquartiere. Von der Kehler Bevölkerung verlangte der kommandierende General Hirschauer, daß sie den Offizieren mit Achtung zu begegnen habe. Der Briefverkehr wurde streng untersagt.

Nach einer Meldung der Offenburger Zeitung v. 7. 2. 19 erhielt ein Arbeiter, der einen Brief durchzuschuggeln versuchte, dafür drei Monate Gefängnis.

Zur Besetzung der Stadt Kehl und ihrer Umgebung erklärte Ministerpräsident Geiß am 31. Januar in der Badischen Nationalversammlung, daß diese ohne militärische Notwendigkeit erfolgt sei. Die badische Regierung habe sofort bei den ersten Nachrichten von der geplanten Besetzung bei der Reichsregierung und der Waffenstillstandskommission in schärfster Weise protestiert.

Verhaftung des Kehler Volksrates

Weniger gravierend empfand diese das Vorgehen der Franzosen gegen die Räte. Bereits bei seinem feierlichen Einzug in Kehl verlangte General Hirschauer: „keine Unordnung, keine Versammlung, keine Sowjets!“ und ging entsprechend vor. Dazu schrieb „D'r alt Offeburger“: „Zu den linksrheinischen Opfern des Völkerhasses gesellen sich nun auch badische Bürger aus der Kehler Gegend, die aus ihren Heimatstätten davongejagt werden. Sofort nach dem Einmarsch der Franzosen in Kehl ist der dortige Volksrat für verhaftet erklärt worden. Später erfolgte die Ausweisung der meisten Räte, die vor ein französisches Kriegsgericht gestellt wurde. Niemand der Franzosen konnte sagen, welch Verschulden den Kehler Volksrat trefte, der doch bei der Demobilmachung in so ausgezeichnete Weise sich im Volksinteresse betätigt hatte. Das Rätemitglied Jajob Hetzel in Bodersweier, ein Wagnermeister, der zwei Söhne im Krieg verlor, wurde zur Nachtzeit hinwegtransportiert. Auf Anordnung eines Obersten ließen zwei französische Reiter den kränklichen Mann zwischen ihren Rossen den Weg auf der Landstraße zweistündig bis Freistett abschreiten, wo dann Hetzel nach Mitternacht hilflos über die Grenze in das Neutrale abgeschubt wurde.“ (9. 2. 1919).

Teilhard in Goldscheuer

Als Teilhard aus seinem Heimatort Sarcenat an seine Kusine am 1. 2. schrieb, daß ein Bataillon des 4. mixte den Rhein überschritten habe, hoffte er noch auf ein Verbleiben des Gros seines Regiments in Straßburg. Als er zurückkehrte, fand er das Regiment an anderen Rheinufer wieder, doch sei er nicht sonderlich böse darüber, vermerkte er am 12. 1. in seinem ersten Brief aus Goldscheuer an Marg.

Marlen hatte zum erstenmal am 26. 1. Besatzung erhalten, Goldscheuer und Kittersburg am 4. 2.⁸⁾ Das war am gleichen Tag, da die Freiwilligen-Div. des Obersten Wilhelm Gerstenberg mit schweren Waffen in Bremen einzog, um die Stadt zu besetzen und die Räterepublik zu liquidieren. Teilhard war erfreut, seine Kameraden in Goldscheuer wiederzusehen, empfand dabei auch ein wenig Wehmut darüber, daß diese Gemeinschaft bald beendet sein würde. Der Krieg hatte ihm beim Regiment eine Menge schlichter und aufrichtiger Freundschaften beschert, in einer Atmosphäre absoluter Uneigennützigkeit und großer Opferbereitschaft, wie er sie zweifellos nicht mehr wiederfinden würde. Nach seinem Brief vom 12. 2. an Marg hatte er auf Empfehlung des „keineswegs fanatischen“ Pfarrers — wahrscheinlich Dominik Throm — Quartier bei zwei guten, frommen Bauern erhalten, die ihm gegenüber voller Ergebenheit waren. Wie bei allen Leuten dort, bemerkte Teilhard, käme die Religion zu einer gewissen Unterwürfigkeit hinzu.

Trotz der Trennung von Straßburg und seiner Universität fühlte er kein Bedauern; die Ruhe auf dem Lande dünkte ihm für die restlichen Tage seiner Militärzeit nützlicher und erfreulicher. Er fand eine absolut ebene Gegend vor, gespickt mit Hasen und Fasanen. Das Dorf bestand aus kleinen, gleichmäßigen und schmucken Häusern, die alle von einem Obstgarten umgeben waren. Am Abend, bei Schnee, Mondschein und dem Lichterglanz

der Fenster, glaubte er, ein großes deutsches Bild von Weihnachten zu sehen.

Nach all den Erlebnissen auf Frankreichs Schlachtfeldern mußte die Riedlandschaft mit der reichen Tierwelt einen besonderen Reiz auf ihn ausüben. Daß bei den Streifzügen quer durch sumpfige Weiden, die sich am Rhein entlangzogen und wo es von Hasen, Fasanen und Enten nur so wimmelte, auch die Speisekammer des Casinos nicht zu kurz kam, versteht sich bei Soldaten von selbst. Nach Auflösung des Winternebels genoß er den prächtigen Anblick des Schwarzwaldes, der seiner Meinung nach für einen Franzosen poesie- und reizvoller als die Vogesen sei. Und gegen Westen konnte er zwischen den Pappeln die hohen Türme Straßburgs unterscheiden. Bei seinen zahlreichen Spaziergängen fand er die Muße, an viele Dinge zu denken, die sich seinem Geist aufdrängten. Er arbeitete vormittags ein wenig, wenn auch nicht an einem Essay, wie er Marg am 15. 2. berichtete, so doch an einem Versuch, auf einigen Seiten das festzuhalten, was nun nach der Anspannung des Krieges und den Enttäuschungen des Friedens eigentlich geblieben sei. Um es vorwegzunehmen: es war nicht der Aufschrei eines Henri Barbusse, der den heimgekehrten kriegsversehrten Simon Paulin sagen läßt: „Ich vermag es nicht, ihnen zuzuschreiben, daß die einzige Erinnerung, die wir aus unseren Leidenstagen hinübernehmen dürfen, nichts anderes sein kann als der Nachhall von Wahnwitz und entsetzlichem Ekel.“⁹⁾ Seine neue Schrift, der er den Titel „Terre Promise“ (Das gelobte Land) gab, sollte die am 15. Januar 1918 verfaßte „Grande Monade“ ergänzen.

In dem stillen Dorf verbrachte er die Tage mit Spaziergängen und Schreiben. Was das letztere betrifft, so erfuhren weder die bäuerlichen Quartiergeber noch Teilhard selbst, welche Wertschätzung ihm sehr viel später zuteil wurde: „Kein Autor hat in diesem Jahrhundert eine derart weltumspannende Begeisterung ausgelöst und gleichzeitig auch einen derart erbitterten Widerstand gefunden wie

Teilhard de Chardin. Es gibt diesseits und jenseits der weltanschaulichen Grenzen kein Land, das sein Werk nicht aufnimmt, keine Sprache, in die seine Bücher nicht übersetzt werden¹⁰⁾

Wie er am 19. 2. berichtete, führten ihn seine Spaziergänge nicht mehr an den Rhein, sondern nach Osten in verschiedene Dörfer, wo ebenfalls Bataillone des 4. mixte lagen. Er mußte dabei die neutrale 10-Kilometer-Zone überschreiten, war dabei immer wieder vom Anblick des Schwarzwaldes fasziniert und fand, daß auch die Einheimischen jenseits der Besatzungszone zuvorkommend waren. Daß ihm ein letztes Schilderhaus auffiel, das den Punkt markierte, wo die Besetzung aufhörte, wäre nicht erwähnenswert, wenn diese Schilderhäuschen nicht auch heute noch in der Erinnerung der Bevölkerung fortlebten.¹¹⁾

Seine Schrift „Terre Promise“ hatte er inzwischen vollendet, auch schon zur Begutachtung weggeschickt, wengleich er sich wegen einer Publikation keine Illusionen machte. In seinem Schaffensdrang hatte er bereits eine neue Studie „L'Elément universel“ in Angriff genommen, sie sollte nicht lang werden, aber klar und substantiell sein. Bereits am 22. 2. schickte er an Marg mit einem Kurier das neue Manuskript, das sie in möglichst großer Zahl abschreiben lassen sollte.

Da die Tage in Goldscheuer gezählt waren, machte er am 26. und 27. 2. seine Abschiedsbesuche in Straßburg, wo er mit großem Vergnügen die bekannten Straßen und vertrauten Geschäfte wiedersah.

Sein letzter Brief aus Goldscheuer an Marg stammt vom 5. März. An jenem Tag hätte er in der „Offenburger Zeitung“ nachlesen können, daß General Peletin die Annexion des Brückenkopfes verlangt hatte, von der Teilhard in den unfreundlichen Februartagen in „Terre Promise“ als kaltem badischen Land sprach, wo sich mit der Besetzung feindlichen Gebietes das verlöschende Leben der Schlachten fortsetze und wo er über den Sinn von Krieg und Frieden meditierte. Nun, dieser dürftige Frieden war nicht der Frieden,

den er sich erhofft hatte und der die Menschen in eine neue Welt führen sollte. Sie hatten während des Krieges unter außerordentlicher Entfaltung geistiger Energie Leistungen auf allen Gebieten vollbracht, die man vorher kaum hätte vermuten können. Und jetzt sah er viel Laster, viel schamlosen Egoismus und über allem einen tiefen und aufrührerischen Abscheu gegenüber so viel unnützem erlittenen oder verursachten Leid. Eine traurige Bilanz des Krieges, so schien es. Es ist hier nicht der Ort, alle seine Gedanken hier wiederzugeben, die er in „Terre Promise“ ausbreitete. Es mag der Hinweis genügen, daß er die Schrift mit den Worten schloß, er werde auf Grund seines zweifachen Glaubens als Mensch und als Christ kraftvoller in die Zukunft gehen, denn er habe vom Gipfel des Berges flüchtig „la Terre Promise“ gesehen. Datiert: „Goldscheuer (Bade), février 1919“. Von Pater Léonce vom Ordenshaus in Paris hatte er einen großen Brief als Antwort auf die Schrift erhalten, aus dem er wenigstens entnehmen konnte, daß dieser sie nicht auf die leichte Schulter nahm; gedruckt würde sie nicht. Und tatsächlich wurde sie zu Lebzeiten des Verfassers auch nicht herausgegeben.

Der 5. März war auch der letzte Tag seines Aufenthaltes in Goldscheuer, tags darauf reiste er nach Hagenau und von dort nach Clermont. Vorläufige Endstation war schließlich Paris. Anfang August schreibt er Marg von Jersey, wo er zwei Monate bleiben wird. In Goldscheuer schien zu jener Zeit ein Ende der Besetzung in Sicht, wurden doch alle drei Ortschaften der Gemeinde am 11. August geräumt, dann aber wieder mit kleineren Abteilungen belegt. Am 16. Dezember konnte der Bürgermeister berichten, daß nur noch Marlen besetzt sei. Es handelte sich dabei um die 3. Maschinengewehr-Kompanie des Inf. Rgts. 170, die dort seit dem 19. August im Quartier lag.

Wenn die Heimatchronik vermerkt, daß die Besetzung mit all ihren Maßnahmen in der Bevölkerung in guter Erinnerung geblieben sei,¹²⁾ so könnte dafür eine humorvolle Be-

trachtung sprechen, die „D'r alt Offeburger“ am 2. März 1919 brachte: „Überhaupt schtehn d'Ried — Ortschafte unter em franzesische Belagerungszueschstand in er bessere Koscht als mir im badische, wenn's im Karlsruheer Minischterium au Haase, Gaiße un e gueter Trunk gitt.¹³⁾ Daß mr z'Kitterschburg un Goldschür jede Dag sien Schoppe Rotwien zue de Biskwitt gniäße kann, het mr d'Feilehaueri vrzehlt uß eigener Erfahrung. Selli isch bekanntlig uff ere bodanische Exkursion ins Kruttländ drüwe vum plötzlige Franzoseanschurm abgeschnitte wore. Trotz dere Frau ihrer Vrsicherung, daß deheim kleini Würmli z'vrsorge seie, bhalte diä Kaiwe Franzose unseri Offeburgeri e paar Dabie sich zuere Erholungskur in alle Ehre un Höflichkeit. Sie hett bigoscht glebt wiä dr Herrgott in Frankreich“. Daß man mit der Besatzung verhältnismäßig gut zu Rande kam, könnte man aus den Notizen von Frau Kappus-Mulsow schließen, die das in Altenheim auch aus patriotischer Sicht sah: „Man hat hier die Söhne Afrikas lieber als die Franzosen (19. 2. 19) und an anderer Stelle am 30. März: „Die braunen Alis und Mohameds sind im großen und ganzen gute Kerle, die von den Franzosen noch mehr zu leiden haben als wir“. ¹⁴⁾ Natürlich kam es dort auch zu Zwischenfällen: „Einige Burschen erlitten Strafen bis zu 100 Mark wegen Auslachsens der Patrouille, Singen der ‚Wacht am Rhein‘ und ähnlicher Verbrechen“ (27. 2.), wie es auch anderwärts zu Bestrafungen kam, da man das „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen . . .“ zu herausfordernd sang. Das Bezirksamt sah sich deshalb auch veranlaßt, in einem Schreiben an die Bürgermeister — unter Würdigung patriotischer Gefühle — doch auf Zurückhaltung zu dringen. Die Besatzungsmacht fühlte sich natürlich auch provoziert, wenn in Richtung auf die Wachtposten geschossen wurde, wie das in Urloffen der Fall war.¹⁵⁾ Im allgemeinen schien es so gewesen zu sein, wie es die Pariser Tageszeitung „Journal“ sah und von der „Offenburger Zeitung“ kommentiert wurde: „Es ist wohltuend, in der heutigen

Zeit aus Feindesmund zu hören, daß die Franzosen bei ihrem Einrücken in den Kehler Bezirk weder Herzlichkeit noch Unbeugsamkeit, weder Widerstand noch Neugier gefunden haben“. Und was die frz. Soldaten betraf, so meldete die „Bad. Pol. Korrespondenz“ aus Kehl: „Die Haltung der Besatzungstruppen, die übrigens sehr oft wechseln, ist der Zivilbevölkerung gegenüber korrekt . . . Die Disziplin unter den weißen Truppen ist anscheinend recht locker, während die Kolonialtruppen einen recht strammen Eindruck machen. Diese haben auch einen recht anstrengenden Dienst, während die weißen Truppen wenig oder gar keinen Dienst tun und fast den ganzen Tag Fußball spielen oder sonstigen Sport treiben“. ¹⁶⁾ Die Bevölkerung habe unter allerlei Schikanen der Militärbehörde schwer zu leiden und sehne den Tag des Truppenabzuges herbei. Auch auf den Dörfern mag es Schikanen gegeben haben. So berichtet Frau Kappus-Mulsow, daß der frz. Kommandant in Kittersburg die Einwohner gezwungen habe, jeden Morgen um 7 Uhr alle Gassen zu fegen. Doch erinnern sich ältere Leute, daß dieser Befehl keineswegs so strikte ausgeführt wurde.¹⁷⁾ Aber einmal mußte die Gemeinde wegen der Unbotmäßigkeit eines Bürgers selbst in die Tasche greifen.

Gemeinde zu Geldstrafe verurteilt

Nach einem Schreiben von General Biesse, Kommandant des Brückenkopfes, vom 17. 4. 1920 an den Bürgermeister von Marlen hatte Marschall Foch am 24. 11. 1919 entschieden, daß die Gemeinde eine Geldstrafe von 5000 Mark wegen Angriffs eines Unbekannten auf einen französischen Soldaten zu bezahlen habe. Mit der Entrichtung war sie im Verzug und Biesse hielt ihr vor, daß sie keinerlei Anstrengung gemacht habe, die Strafe zu bezahlen noch den Schuldigen ausfindig zu machen. Infolgedessen müsse sie mit der Einziehung durch den Zwangsverwalter rechnen, falls die Summe nicht bis zum 25. 4. entrichtet sei. Immerhin wollte man sich zunächst mit

einer Teilzahlung von 2000 Mark an den Major der Garnison begnügen. Das Bezirksamt Kehl (Schindele) empfahl dem Bürgermeister die rechtzeitige Erledigung. Weitere Bemühungen der Gemeinde um Erlaß der Restschuld blieben zunächst erfolglos: am 10. 7. 1920 teilte das Bezirksamt mit, daß der Reichskommissar für die besetzten rheinischen Gebiete zur Kenntnis gegeben habe, daß die interalliierte Rheinlandkommission den Antrag auf Niederschlagung der während des Waffenstillstandes gegen die Gemeinde verhängte Strafe nicht stattgegeben habe. Erst am 16. 12. 1921 war General Biesse geneigt, die Angelegenheit in einem versöhnlichen Geiste zu regeln und bei einer Anfrage wegen Strafnachlaß entsprechend zu vermitteln. Auf die dann am 19. 12. 1921 erfolgte Bitte der Gemeinde entschied schließlich Foch als Präsident der alliierten Militärkommission von Versailles am 17. 1. 1922 den Erlaß zu gewähren. Biesse hatte am 21. 1. 22 seine Unterstützung damit begründet, daß er gegenüber Marschall Foch die korrekte Haltung der Bevölkerung der Gemeinde Marlen seit November 1920 geltend gemacht habe. In die Zeit dieser Besatzungsperiode fiel eine besondere Ehrung des Paters Teilhard: auf Antrag seines ehemaligen Regiments wurde er am 21. Mai 1921 zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Als hervorragender Sanitäter hatte er an allen Gefechten und Schlachten teilgenommen, an das 4. mixte beteiligt war. Besonders fiel ins Gewicht, daß er darum gebeten hatte, seinen Rang beibehalten zu dürfen, um den Männern nahe zu sein, deren Strapazen und Gefahren er stets teilte. Im Jahr darauf promovierte er zum Doktor der Naturwissenschaften und wurde Professor für Geologie am Katholischen Institut in Paris. Goldscheuer mag für Teilhard sowohl wegen der dort verbrachten Übergangszeit zum bürgerlichen Leben als wegen seiner beiden dort verfaßten Schrift in guter Erinnerung geblieben sein, aber der weitere, faszinierende Lebensweg dieses berühmten Geologen und Paläontologen mußte sie doch ver-

lassen lassen. Seine Forschungsreisen, die er seit dem Jahre 1923 unternahm, führten ihn für viele Jahre nach China. „Er wird der bekannteste Fachmann für chinesische Geologie und Paläontologie werden“.¹⁸⁾ Er selbst bemerkte in seinem Brief vom 20. 2. 1927 an Marguerite „Ich stehe nun (natürlich mit mehreren anderen) an der Spitze der geologischen Bewegung in China“. Weitere Exkursionen führen ihn nach Nordindien, Java, Burma und andere Regionen. Schließlich kehrt er 1946 nach der Beendigung des 2. Weltkrieges nach Frankreich zurück. 1950 wurde er in die Académie des Sciences gewählt, doch die Oberen der Gesellschaft Jesu wünschten nicht, daß er in Paris ansäßig werde. So ließ er sich 1951 nach einer Reise nach Südafrika in New York nieder, wo er am 10. April 1955 starb. Neun Trauernde fanden sich zu seinem Begräbnis ein, was seinen großen Verehrer, den 1983 verstorbenen österreichischen Historiker Friedrich Heer, zu einem Vergleich mit jener Trauergemeinde reizte, die nach dem am 14. März 1883 erfolgten Ableben von Karl Marx auf dem Londoner Friedhof Highgate versammelt war.¹⁹⁾ Da Pater Teilhard zeitlebens ein gehorsames Mitglied der Gesellschaft Jesu war, erschienen auch seine in Goldscheuer verfaßten Schriften erst nach seinem Tode.²⁰⁾ Es würde den Rahmen dieses Beitrages überschreiten, sich näher mit ihnen zu befassen, zumal „sich um das Werk und die Person Teilhards eine affektgeladene Stimmung gebildet hat“, wie der Dominikaner Norbert A. Luyten im Dezember 1963 einleitend zu seiner Vorlesung über Teilhard an der Universität Löwen bemerkte.²¹⁾ Beschränken wir uns auf die lexikalische Zusammenfassung: „Ausgehend von seinen anthropologischen Ausgrabungen und Forschungen versucht er, das katholische Schöpfungsdogma mit der naturwissenschaftlichen Auffassung der Welt- und Menschheitsentwicklung in Einklang zu bringen. Der dadurch entfesselte theologische Meinungsstreit wurde 1962 lehramtlich dahin entschieden, daß T's philosophische und

theologische Aufstellungen Unklarheiten und schwere Irrtümer enthalten und gegen die katholische Lehre verstoßen“.²²⁾ Der bereits zitierte Karl Schmitz-Moormann ist der Meinung, daß es nicht darum gehe, ob Teilhard in theologischer Sicht Gültigkeit beanspruchen könne, „doch die von Teilhard aufgezeigte Notwendigkeit für die Theologie, sich ernsthaft der naturwissenschaftlichen Wirklichkeit dieser Welt, der Welt, so wie die Naturwissenschaft sie uns aufzeigt, zuzuwenden und die Offenbarung mit dieser Weltwirklichkeit zu konfrontieren, steht außer Zweifel“.²³⁾

Anmerkungen

¹⁾ Peter Graf Kielmansegg, Deutschland und der Erste Weltkrieg, 1968, 668.

²⁾ G. Aubin u. a., Der Deutsche und das Rheingebiet, 1926, 33.

³⁾ Georges Foessel, Strasbourg sous le drapeau rouge. La révolution de novembre 1918. In: Saison d'Alsace No. 28, Automne 1968, 506. Es scheint mir bemerkenswert, daß auch Robert Ernst in seinem „Rechenschaftsbericht eines Elsässers“, 1954, 113, darauf verweist: „Auch dies sei noch hervorgehoben: Die letzten Tage der deutschen Herrschaft standen nicht mehr im Zeichen der schwarz-weiß-roten, sondern der roten Fahne, die auch auf dem Straßburger Münster geißt wurde. Die vom Elsässer so geschätzte deutsche Ordnung schien im Reich der Arbeiter- und Soldatenräte zusammenzustürzen und die Zukunft womöglich sogar den Spartakisten zu gehören. Auf Bürger und Bauern mußten solche Möglichkeiten niederschmetternd wirken“. Opfer der Novemberereignisse wurde allerdings ein elsässischer Matrose, der auf der Lokomotive eines Zuges über die Brücke fahren wollte, aber in Kehl im Maschinengewehrfeuer fiel (Foessel, 485; dazu auch Erwin Dittler, Adolf Geck (1854—1942), Von der „Roten Feldpost“ zum Arbeiterrat. In: Die Ortenau 62 (1982), 266). Nach den Aufzeichnungen des Offenburger Stadtchronisten Georg Monsch (Stadtarchiv Offenburg) prahlten die drei preußischen Leutnants von Sauken, von Specht und Büchting mit ihrem Streich, die rote Fahne heruntergeholt und der Trikolore Platz gemacht zu haben, wofür sie nach Auffassung von Monsch, dem dienstältesten Stadtrat, eine Tracht Prügel verdient hätten.

⁴⁾ Pierre Teilhard de Chardin, Genèse d'une pensée. Lettres 1914—1919, Bernard Grasset Paris, 1961 (deutsch von Eva Feichtinger: Entwurf und Entfaltung. Briefe aus den Jahren 1919—1919. Hrsg. Alice Teilhard-Chambon und Max Henri Beugouen. Einleitung von Claude Aragonnés, Karl Alber Freiburg/München, 1963). Marguerite Teilhard-Chambon, abgekürzt Marg genannt (Schriftstellernamen Claude Aragonnés) und Pierre Teilhard de Chardin haben die Urgroßeltern Jacques Michel Teilhard und Vitaline de Parade gemeinsam. Die Mutter von Pierre, Berthe de Dompierre-d'Hornoy, stammt übrigens von einer Nichte von Voltaire ab.

⁵⁾ Über seinen Aufenthalt in Ägypten: Pierre Teilhard de Chardin, Briefe aus Ägypten 1905—1908, Freiburg/München 1965.

⁶⁾ Marschall Foch, Erinnerungen von der Marne-schlacht bis zur Ruhr. Niedergeschrieben von Raymond Recouly, 33.

⁷⁾ Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, Stuttgart 1979, 169. — Besetzte Gebiete Deutschlands. Bearb. im Preußischen Statistischen Landesamt, Berlin 1925.

⁸⁾ Gemeindearchiv Goldscheuer, Fasz. 247 (Militär- und Kriegssachen). Die in der Heimatchronik der Dreiergemeinde Marlen-Goldscheuer-Kittersburg nach den Aufzeichnungen von Josef Schäfer, hrsg. von Max Klemm, 1964, gemachten Angaben (nach Pfarrer Hiss) über die Besetzung des Brückenkopfes (16. bzw. 19. 1. 19) bedürfen daher der Korrektur. Marlen dürfte offiziell erst am 30. 1. besetzt worden sein (Günter Cordes, Krieg-Revolution-Republik. Die Jahr 1918 bis 1920 in Baden und Württemberg, 1978, 48, wonach sich die besetzte Zone nach dem Einmarsch vom 30. 1. zunächst südlich bis Marlen erstrecken sollte. Das WTB meldete am 29. 1. aus Kehl, daß bereits Wachtposten vor dem Postamt und Bahnhof stünden, die Besetzung der Stadt und Umgebung erst am 30. 1. um 8 Uhr früh erfolgen werde (Offenburger Ztg. v. 30. 1. 19). Die Angabe, daß Marlen erstmals am 26. 1. von frz. Soldaten besetzt wurde, dürfte richtig sein, denn am 27. 1. wurde auch schon der rechtsrheinische Brückenkopf der Eisenbahnbrücke bei Leopoldshöhe besetzt (WTB Lörrach, 28. 1. 19); es handelte sich wohl um ein Vorkommando (Quartiermacher).

⁹⁾ Henri Barbusse, Klarheit, Zürich 1920, 313. Teilhard riet seiner Kusine auch ab, den berühmten Roman von Barbusse, Le Feu, in ihre öffentliche Bibliothek aufzunehmen (Entwurf u. Entfaltung, 226).

¹⁰⁾ Pierre Teilhard de Chardin, Auswahl aus dem Werk. Nachwort von Karl Schmitz-Moormann, Olten und Freiburg 1964.

¹¹⁾ Frdl. Mitt. von Franz Bader, Goldscheuer.

¹²⁾ Heimatchronik der Dreiergemeinde, 39.

¹³⁾ Gemeint sind Innenminister Dr. Haas, Ministerpräsident Anton Geiß und Ludwig Trunk, Minister für Ernährungswesen.

¹⁴⁾ Albert Köbele (Hrsg.), Ortssippenbuch Altenheim, 1973, 25 ff. (Berichte von Frau Hanna Kappus-Mulsow in der Lahrer Zeitung, 1932). Dazu eine Schilderung von frz. Seite im Pariser Petit Journal (veröffentlicht in der Kehler Zeitung v. 11. 2. 1919) im Aufsatz von Wilhelm Marx, Über die Besetzung von Altenheim 1919, in: Die Ortenau 66 (1986), 537 ff.

¹⁵⁾ Offenburger Zeitung, 7. 4. 1919.

¹⁶⁾ Offenburger Zeitung, 5. 4. 1919.

¹⁷⁾ Frdl. Mitt. von Frau Anna Schäfer, Goldscheuer.

¹⁸⁾ Pierre Teilhard de Chardin, Geheimnis und Verheißung der Erde. Reisebriefe 1923–1939. Gesammelt und dargeboten von Claude Aragonnès, 1968, 92. Über die Zeit bis zu seinem Tode unterrichtete Pierre Teilhard de Chardin, Pilger der Zukunft. Neue Reisebriefe 1933–1955, Freiburg/München 1959.

¹⁹⁾ Friedrich Heer, Europa. Mutter der Revolutionen, 2. Aufl. 1967, 293. Zum Begräbnis von Marx hätten sich acht Menschen eingefunden. Um genau zu sein: bei dem gewollt schlichten Begräbnis waren ebenfalls mindestens neun Personen anwesend (Karl Marx. Biographie (Sowj. Autorenkollektiv), 7. Aufl., Berlin 1984, 781: Chushichi Tsuzuki, Eleanor Marx. Geschichte ihres Lebens 1855–1898, Büchergilde Gutenberg o. J. (1978), 95.

²⁰⁾ Pierre Teilhard de Chardin, Écrits du temps de la guerre 1916–1919, Editions du Seuil, Paris 1965. Im gleichen Verlag erschien sein Hauptwerk „Le Phenomene humain, 1955; dt. unter dem Titel „Der Mensch im Kosmos“ (Beck'sche Sonderausgabe 1981; dtv 1732). Bei Albin Michel, Paris, erschien 1956 „Le Groupe Zoologique“, dt. 1961 bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung, München, unter dem Titel „Die Entstehung des Menschen“; dtv 1755).

²¹⁾ Norbert A. Luyten, Teilhard de Chardin. Eine neue Wissenschaft ?, K. Alber Freiburg/München 1966, 9.

²²⁾ dtv-Lexikon, Band 18. März 1973.

²³⁾ Auch bei distanzierenden Stellungnahmen genießt Teilhard erheblichen Respekt. Gerhard Szczyzny (Die Zukunft des Unglaubens, 1958, 262) spricht im 6. Brief an F. Heer von „einem Christen-

tum also, das mit der evolutionären Kosmophie und Theosophie und Antroposophie des Teilhard de Chardin einen neuen gedankenmächtigen Vertreter gefunden hat“ von den „genialischen Spekulationen des französischen Jesuitenpaters“ „Hochverdient um ein neues Verstehen zwischen Theologie und Naturwissenschaft“, attestiert ihm Hans Küng (Ewiges Leben?, 3. Aufl. 1983, 287) Hoimar v. Ditfurth (Im Anfang war der Wasserstoff, dtv Sachbuch, 8. Auflage August 1987, 350 Anm. 29) vermerkt im Zusammenhang mit seinen schwerwiegenden Einwänden die „sonst in vieler Hinsicht so großartige und bewunderungswürdigen Thesen Teilhard de Chardins“.

KUR IM SÜDEN



Bad Säckingen

zwischen Südschwarzwald
und der Schweiz

Bei arteriellen und venösen Gefäßleiden, Lymphgefäßerkrankungen und Rheuma hilft eine Heilbehandlung im südlichsten und modernst eingerichteten Heilbad Deutschlands.
Spezialärztliche Betreuung, heilkräftige Thermal-Mineralquellen und erstklassige Unterbringung.
Ein vielfältiges Freizeitangebot und eine romantische Altstadt werden Sie begeistern.

Auskunft:
Kurverwaltung, Postfach 1143,
7880 Bad Säckingen
Tel. (07761) 51316, 51317

URLAUB NACH MASS

Die Unentschiedenheit macht Hebel sanft. „Es wird uns allen sanft tun“, nämlich die Erzählung, heißt das bei Jean Paul im „Wutz“. Dem Unentschiedenen bleibt nichts als sein Leben zu akzeptieren. Hebel jedenfalls ist nicht das geworden, was er werden wollte, kein Landpfarrer, aber der höchste kirchliche Beamte Badens, kein Schulmeisterlein, aber ein Ehrendoktor, kein Ehemann und Vater, aber ein stiller Liebhaber.

Wollte man seine Wünsche ernst nehmen, er hätte sein Leben verpaßt, und wir würden hier einen feiern, den wir gar nicht kennen würden, wäre er das geworden, was er angeblich werden wollte.

Ab und zu habe ich beim Lesen von Hebel auch den Eindruck, daß er fast widerwillig schreibt, es eigentlich auch lassen möchte, wenn eben dieser Kalender nicht gefüllt werden müßte, und hinterher stellt man wieder seine fast kindliche Freude über den Erfolg fest, über das Urteil Jean Pauls, über die Verneigung Goethes. Und die Sache mit dem Ehrendoktor? Natürlich darf sie ihm nicht wichtig sein, aber dann halt doch: „Sagen Sie es den Bächlein (im Oberland), daß ich kürzlich mit der Ehrendoktorwürde beehrt worden sei . . . Die Bächlein tragen es am weitesten.“

Was nun Herr Doktor Hebel, was sollen wir tun? Sollen wir Sie verehren oder sollen wir es lassen? Und der Herr Hebel setzt sich wieder und lächelt.

Der Unentschiedene — die Unentschiedenheit war sein literarisches Prinzip: Er baut eine Pointe auf, er baut eine Moral auf. Er opfert die Pointe der Moral und dann wieder die Moral der Pointe, und oft opfert er gleich alles in einem und schiebt es mit einer Handbewegung weg.

Meine liebste Geschichte ist jene vom schlauen Husar geblieben, der einen geizigen Bauern betrügt, und dann heißt es am Schluß: „Das war fein und listig“, damit bin ich als Leser zufrieden und einverstanden, aber der Kalendermann kann das nicht so stehen lassen und der Pfarrer auch nicht, und er fügt an, „aber eben doch nicht recht“, und nun ist die Geschichte kaputt, denn er war so lustig, der Husar, und wir sind mit Hebel auf seiner Seite, und nun reut ihn die Geschichte, und er schiebt das alles weg, indem er das zweite verstärkt und fast lächerlich macht mit dem Zusatz „zumal in einer Kapelle“.

Mir scheint, es liegt etwas Christliches, oder, wenn Sie wollen, etwas Semitisches, in dieser Unentschiedenheit. Die eine Entscheidung, die Entscheidung dafür, daß dieses Leben ein Wunder ist und sinnvoll, macht alle anderen Entscheidungen unwichtig.

Hebel läßt Leute an Bäumen aufknüpfen, applaudiert mit Begeisterung dem Ende von Andreas Hofer — und ich weiß, und wir wissen es alle, er hätte es nicht getan.

Er hätte dem Übeltäter gesagt, daß man ihn aufknüpfen müßte und ihn dann laufen lassen, und dem Zundelfrieder wird überhaupt keine Strafe angedroht. Der gehört ganz dazu und hat aus irgendwelchen persönlichen Gründen die Sympathie und die Protektion des Prälaten.

Heinrich Böll hat einmal in einem Interview gesagt, daß man doch nicht immer auf den gegenwärtigen Autoren herumhacken soll und sie der Unmoral bezichtigen. Man könnte doch auch mal die Geschichten vom Zundelfrieder lesen und mit einem toten Dichter — mit Hebel — schimpfen.

Die Hausener damals waren nicht nur glücklich über das „Schatzkästlein“, so wird berichtet, sie fürchteten, sie könnten gemeint sein. Hebel war nicht einfach ein Autor, der eingebettet war in der Liebe und dem Verständnis des Volks. Das sieht nur so aus, weil er sich selbst als Liebenden darzustellen mußte.

Er kommt in unsere Nähe. Er ermahnt die Burschen nun endlich diesen Unsinn zu lassen, mit Strumpfriemen die Waden zu schnüren um sie muskulöser erscheinen zu lassen, denn in Wirklichkeit erreichten sie damit das Gegenteil, unterbänden die Durchblutung, was dann ganz dünne Beinchen mache, und „Der Hausfreund fragt hiermit an, ob sein guter Rat befolgt worden ist, und will's noch einmal erinnert haben“, und jetzt käme bei jedem anderen Kalendermann die Strafe, die apokalyptische Drohung mit Siechtum und Tod, wie das heute noch die Bildzeitung tun würde, und bei Hebel heißt das nur „und (er) will's noch einmal erinnert haben, eh' er kommt und selber nachsieht“, nämlich der Hausfreund persönlich.

Wer weiß, ob nicht irgendwo im Wiesental ein Bursche die Strumpfriemen noch enger angezogen hat, um den Besuch des Hausfreunds zu provozieren. Aber jener hätte dann nicht gut gelesen, denn mit dem Satz war der Hausfreund ja schon da und meinte nichts anderes, als daß es ihm ernst sei. Es gibt nur ein Erziehungsmittel, und der sehr politische Jean Paul hat es in seiner Erziehungslehre, in der „Levana“ auch beschrieben: die Geduld. Nur der Unentschiedene ist geduldig, der Entschiedene kann es nicht sein.

Peter Bichsel, 1986

In: „Hebel zu Ehren . . .“, Allmende 13, Mai '86

Verdienter Dank als Lohn

Johann-Peter-Hebel-Gedenkplakette für Johannes Wenk-Madoery

Karl Heinz Vogt, Hausen

Mit der Johann-Peter-Hebel-Gedenkplakette der Gemeinde Hausen im Wiesental wurde **Johannes Wenk-Madoery, Riehen** beim Hebelabend am 7. Mai 1988 geehrt.

Bürgermeister Karl Heinz Vogt ehrte damit im Namen des Gemeinderates eine Persönlichkeit, die nicht im Rampenlicht der Öffentlichkeit stand — und stehen will —, aber un-

Johannes Wenk-Madoery
aus Riehen bei Basel

hat sich als Sammler/Archivar/Helfer
und Ratgeber bleibende Verdienste um
das Andenken Hebels erworben.

Die Gemeinde Hausen im Wiesental
verleiht dem Freund des Hebeldorfes

die
Johann-Peter-Hebel-
Gedenkplakette

zum 10. Mai 1988

Gemeindeverwaltung Hausen im Wiesental

K. H. Vogt
Bürgermeister





Bürgermeister Karl Heinz Vogt (rechts) verleiht die Hebelplakette 1988 an Johannes Wenk-Madoery.

Bild/Aufnahme: Hermann Jacob, Badische Zeitung

schätzbare Dienste in der Hebelforschung geleistet hat. Dies kam auch unüberhörbar in der Laudatio von Dekan Gerhard Leser, Präsident des Lörracher Hebelbundes zum Ausdruck.

Er zitierte dabei eine Aussage von Johannes Wenk, die in ihrer Bescheidenheit und Kürze all das wiedergibt, was Johannes Wenk-Madoery für die Hebelplakette 1988 würdig macht.

Eine besonders heitere Note erhielt der Hebelabend durch die „Uraufführung“ des He-

belschen Schelmenstücks „Der Heiner und der Brassheimer Müller“, geschrieben und einstudiert von Walter Olschowka, dargestellt von einer Hausener Laienspielgruppe. Beim Festabend zur Verleihung der J. P. Hebel-Gedenkplakette konnte Bürgermeister Vogt u. a. auch Ludwig Vögely, Präsident der Badischen Heimat, willkommen heißen. Der Johann-Peter-Hebel-Literaturpreis des Landes Baden-Württemberg wurde am 10. Mai 1988 an den Vorarlberger Schriftsteller Michael Köhlmeier aus Hohenems verliehen.

Verleihung der Hebel-Gedenkplakette der Gemeinde Hausen i. W. an Johannes Wenk-Madoery

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Der Landesverein „Badische Heimat“ ist hoch erfreut, daß mit der Verleihung der Hebel-Gedenkplakette 1988 an Johannes Wenk-Madoery ein Mitglied unseres Landesvereins aus der Schweiz — Riehen/Basel — geehrt wurde. Diese Ehrung hat Herr Wenk-Madoery in einem hohen Maße verdient, und mit ihm wurde ein Mann ausgezeichnet, dessen Lebenswerk sich in der Stille vollzieht und dessen bescheidenes Wesen eher das Licht der lauten Öffentlichkeit scheut. Hebelforschern, Hebel Freunden, Verlegern, Heimatfreunden in der Region ist aber der Geehrte längst zu einem Begriff geworden.

Johannes Wenk-Madoery entstammt einer Familie, in der Pflege guter Tradition eine Selbstverständlichkeit ist. Das Fundament der Persönlichkeit Wenks ist die christliche Grundhaltung, die ihn prägt und die ihn hilfsbereit, entgegenkommend, wohltuend ruhig und bescheiden macht, Kennzeichen angebotener Selbstsicherheit und Ausgeglichenheit. Schon in früher Jugend wurde Wenk von seinem Vater, der selbst ein passionierter Sammler und Bewahrer war, zu Johann Peter Hebel hingeführt, der hinfort seinen privaten Lebensinhalt wesentlich mitbestimmte. Die nie erlahmende Begeisterung für Hebel ließ Johannes Wenk zu dem Sammler und Archivar von hohen Graden werden, der er heute ist. Der Geehrte besitzt ein Archiv, um das ihn jede Bibliothek beneiden kann. Ungezählte Ordner bergen eine unvorstellbare Fülle Material, das hauptsächlich Leben und Werk Hebels gilt: Aufsätze, Reden, Zeitungsausschnitte, Bilder, wertvolle Originalbriefe,

Erstausgaben der Werke Hebels und seiner Zeitgenossen. Diese Bibliothek ist einmalig. Hinzu kommt ein großes Tonbandarchiv. So besitzt Wenk z. B. eine lückenlose Dokumentation aller Hebel feiern seit 1954. Mit seiner großen Erfahrung verwaltet und ergänzt Herr Wenk-Madoery sein Archiv, das durch seine Vollständigkeit besticht, weil der Sammler eben ein Kenner ist und die Spreu vom Weizen trennen kann.

Auf Grund dieser Tatsachen können keine bedeutenden Hebelausstellungen oder Publikationen stattfinden, ohne daß die Wenk'sche Sammlung dazu herangezogen wird. Alle Hebelforscher sind auf ihn angewiesen, und fast alle ihre Bitten um Material in Wort, Schrift und Bild kann Herr Wenk befriedigen. Deshalb gehört ihm der Dank aller Hebelforscher, und so hat ihm, um ein Beispiel zu nennen, Prof. Ludwig Rohner einen Kommentarband zum „Hausfreund“ gewidmet.

In seiner Heimatgemeinde Riehen bekleidet Johannes Wenk-Madoery kommunale Ehrenämter. Er ist weiterhin der Archivar des Hebelbundes in Lörrach und gehört dem Vorstand der Burte-Gesellschaft an. Aus dieser Aufzählung geht hervor, daß der Geehrte zwar an der Grenze wohnt, aber genau so bei uns im Badischen daheim ist. Für diese grenzüberschreitende Tätigkeit, die ihm viele Freunde gebracht hat, sei Herrn Wenk besonders gedankt.

Auf die Frage eines Journalisten, warum er selbst nichts schreibe und veröffentliche, gab der Hebelplaketenträger die für ihn bezeich-

nende Antwort: „Ich ha numme e Zuediener
wölle sii.“

Wir wünschen unserem Mitglied Johannes
Wenk-Madoery und seiner Familie alles Gute

und noch viele Jahre erfolgreiche Tätigkeit
für Johann Peter Hebel, dem guten Geist des
Landes.

Johann Peter Hebel

Unverhofftes Wiedersehen,
seine schönste Geschichte.

Innerlich schwankt er
wie ein Uhrenpendikel.

In Beiertheim liest er Jean Paul
im Grasgarten des Hirschen.

Er denkt daran,
daß alles einzelne wieder verschwimmt,
daß man ihm nicht nachkommt
und daß es doch getan bleibt

daß eine Nacht
über den schmalen Tag hinüber
der anderen die Hand reicht.

Walter Helmut Fritz

V. Aktuelle Positionen

Die Stadt war immer auch eine Maschine.

Ökologische Forderungen stehen oft im Widerspruch zu den Vorzügen des urbanen Lebens. Ökologische Probleme — das ist die erste These — verlangen weitreichende Veränderungen der städtischen Lebensweise. Über diese Veränderungen muß — das ist die zweite These — nach einem Bild vom richtigen, humanen Leben entschieden werden. Denn die Natur sagt allenfalls, daß es so wie bisher nicht weitergehen kann, sie erspart aber niemandem die ethischen und politischen Entscheidungen darüber, wie es weitergehen soll.

Im Gegenteil, das ist die dritte und zentrale These: ökologische Probleme werden diese Entscheidung erschweren. Die Natur setzt der Überlebensfähigkeit des Menschen in der Tat Grenzen — und für die Natur ist es immer schon herzlich gleichgültig gewesen, ob sie an diesen Grenzen scheitert oder sie überwindet. Aber — und das ist das entscheidende, qualitativ Neue der ökologischen Problematik: heute muß das Überleben der Menschheit nicht mehr allein in der Auseinandersetzung mit der Natur, sondern auch gegen die Menschen selbst, gegen ihre Kultur gesichert werden. Wenn das so ist, dann können ökologische Maximen aber auch in Konflikt geraten mit den positiven, den emanzipatorischen Gehalten der Kultur. Denn eben jene Elemente städtischer Lebensweise, die die biologische Existenz bedrohen, sind mit alten Hoffnungen auf die Befreiung von mühseliger Arbeit und Zwängen verknüpft.

Dieser Konflikt zwischen Emanzipationsinteresse und Überlebensinteresse ist keineswegs aufhebbar. Zuvor aber muß er offengelegt und diskutiert werden. Nur wenn es gelingt, ein neues, identitätsstiftendes Bild von städtischer Kultur zu formulieren, in dem das Streben nach einem angenehmen Leben mit den Grenzen seiner natürlichen Grundlagen versöhnt ist, kann das ökologisch Notwendige auch politisch machbar, mehrheitsfähig werden . . .

Gerade an Fragen der Stadtentwicklung läßt sich zeigen, daß ökologische Probleme soziale Ursachen haben, daß also zu ihrer Lösung auch soziale Veränderungen notwendig sind. Über Richtung und Art dieser sozialen Veränderungen entscheiden nicht allein Notwendigkeiten der Natur. Es sind vielmehr im Kern politische Ziele und kulturelle Normen, nach denen zu entscheiden ist, wie eine ökologisch verantwortliche Lebensweise beschaffen sein soll. Die an die äußersten Grenzen ihrer Belastbarkeit getriebene Natur zwingt eben nicht dazu, bei Strafe des Untergangs alle anderen als ökologischen, also politischen und ethischen Überlegungen zurückzustellen . . .

Ein positives Bild von städtischem Leben, das mit ökologischen Notwendigkeiten im Einklang steht, ist offensichtlich nicht denkbar, bevor nicht die größten sozialen Ungleichheiten beseitigt sind. Ohne diese Voraussetzung werden ökologisch motivierte Umbaustراتيجien und Verhaltensänderungen von den meisten Menschen nur als weitere Einschränkung individueller Entfaltungsmöglichkeiten erlebt, allgemein gesagt: Ökonomisch begründete Restriktionen des Wachstums würden ohne diese Voraussetzung die politische Stabilität der Gesellschaft gefährden.

Noch in einem zweiten eher technischen Sinn können ökologische Umbaustراتيجien am Problem mangelnder sozialer und ökonomischer Gleichheit scheitern: Im Bereich der Ökologie sind Strafen und Verbote keine geeigneten Steuerungsmedien; die Maximen umweltbewußten Verhaltens müssen bis zu einem gewissen Grad auch verinnerlicht sein. Das Steuerungsmedium Moral aber versagt bei jenen an den Rand der Gesellschaft Gedrängten, die sich außerhalb der gesellschaftlichen Moral fühlen, sei es, weil sie von dieser Gesellschaft eh nichts mehr erwarten und deshalb auch glauben, ihr nichts schuldig zu sein, sei es, weil sie unter Bedingungen aufwachsen mußten, die ihnen die Verinnerlichung dieser Maxime und den Erwerb des notwendigen Wissen unmöglich gemacht haben.

Ähnlich beschränkt sind alle Ansätze, die „umweltbewußtes Verhalten“ über das Medium Geld steuern, also über den Markt erzeugen wollen. Umweltschädigendes Verhalten durch hohe Preise zu bestrafen, hat sozial und kulturell einen negativen Effekt: Bedenkenlosigkeit wird zum Privileg für diejenigen, denen die Kosten kein Problem sind. Das hat sich schon bei den Versuchen gezeigt, das Parkplatzproblem in den Innenstädten dadurch entschärfen zu wollen, daß die öffentlichen Parkangelegenheiten stark verteuert wurden. Nicht ein genereller Umstieg auf den öffentlichen Nahverkehr war das Resultat, sondern die Erleichterung der Parkplatzsuche für die Reichen.

Das umweltbewußte Verhalten wird so in einer Gesellschaft, in der individuelle Freiheit aufs engste mit der Kaufkraft verbunden ist, zu einem zweitklassigen, negativ stigmatisierten Verhalten deklassiert. Wer sich freiwillig so verhält, erntet höchstens ein verständnisvolles aber mitleidiges Lächeln.

Wie Moral bei den an den Rand der Gesellschaft Gedrängten versagen muß, so versagt Geld in einer von sozialer Ungleichheit geprägten Gesellschaft gegenüber der Oberschicht. Und leider kann man die Steuerungsmedien Geld und Moral nicht einfach addieren, im Gegenteil, sie können sich gegenseitig ausschlie-

ßen. Beispielsweise waren nach der Einführung von Honoraren für das Blutspenden weniger Menschen bereit, sich Blut abnehmen zu lassen. Die Bezahlung entwertete die moralische Geste des freiwilligen Spendens, sie war aber andererseits nicht hoch genug, um die Erosion altruistischer Motive durch materielle Anreize auszugleichen. Die Honorare mußten daher drastisch erhöht werden.

Eine gute Umwelt wird es in einer demokratischen Gesellschaft nur zusammen mit den Werten sowohl des bürgerlichen Liberalismus wie der Arbeiterbewegung geben, nicht gegen sie, ebenso wie es eine gute Umwelt nur für alle gibt oder für niemanden.

Die notwendigen sozialen Veränderungen hin zu einer ökologisch verträglichen Lebensweise werden wahrscheinlich nur dann Realität, wenn sie jedem einzelnen nicht nur als notwendig, sondern auch als wünschenswert erscheinen. Wenn es nicht gelingt, ein neues Bild von einer neuen städtischen Kultur zu formulieren, das Entfaltung von Individualität, Befreiung vom Zwang zur Arbeit, soziale Gerechtigkeit und Versöhnung mit Natur umfaßt, wenn sich die Frage des Überlebens nur als Frage an Einsicht in die Notwendigkeit formulieren läßt, dann wird das ökologische Programm politisch höchstwahrscheinlich scheitern. Und dieses Scheitern kann eben auch darin bestehen, daß enttäuschte Aufklärer nach langen vergeblichen Anstrengungen sich jenem ökologischen Autoritarismus zuwenden, der heute in der ökologischen Diskussion noch eine sektenhafte Rolle spielt — nach dem Motto: Wer solange nicht auf das Notwendige hat hören wollen, muß jetzt eben fühlen.

Das wäre die Lösung, die das Überleben der Menschheit auf Kosten humaner Hoffnungen sichern würde. Aber warum sollte dann die Menschheit überleben? Der Natur wäre das gleichgültig. Sie gab es lange vor den Menschen, und sie wird auch nach ihnen weiter existieren.

Prof. Hartmut Häufermann, Walter Siebel, Stadt- und Regional-Soziologie, Uni Bremen und Oldenburg.
In: „Die Zeit“, Nr. 23, 3. Juni 1988

Die Dörfer brauchen Zukunftsperspektiven

Europäische Fachleute fordern Politiker zu Konzepten für den ländlichen Raum auf

mag. MERDINGEN, Kaiserstuhl. Politische Konzepte für die Erhaltung der Dörfer forderte das Nationalkomitee für Denkmalschutz, Bonn, zum Abschluß einer mehrtägigen internationalen Tagung in Merdingen. Mehr als 300 Fachleute aus der Bundesrepublik, Frankreich, Österreich und der Schweiz waren sich einig, daß der Schutz des heimatlichen Lebensraumes und der Kulturlandschaft zur zentralen Aufgabe der Erneuerungs- und Entwicklungspolitik werden müsse. Sie verfaßten deshalb am Ende ihrer Tagung, die im Rahmen der europäischen Kampagne für den ländlichen Raum unter dem Thema „Das Dorf im Wandel — Denkmalpflege für den ländlichen Raum“ abgehalten wurde, eine umfangreiche Schlußerklärung, in der sie die augenblickliche Situation der Dörfer zumindest im deutschen Sprachraum festhielten und Forderungen für die künftigen Dorferneuerungen formulierten.

Das Dorf als kulturelles Erbe sei niemals eine Sonderform gewesen, sondern tragendes Element der Siedlungs- und Wirtschaftsform, heißt es in der Erklärung. Die gegenwärtige Umstrukturierung in den Dörfern greife jedoch tief in die sozialen wirtschaftlichen und baulichen Gegebenheiten der ländlichen Siedlungen ein. Die dortige Bevölkerung würde sich auch in die neuen Bedingungen fügen, wenn sie dadurch ihre eigene Identität nicht aufgeben müßte. Deshalb forderte die Tagung von den Politikern eine „Perspektive für eine menschenwürdige Zukunft“.

Dorferneuerung, so stellten die in Merdingen versammelten Fachleute fest, sei eine Aufgabe aller gesellschaftlichen Kräfte. Jede einzelne Maßnahme bedürfe eines individuellen Vorgehens, womit Charakter und Unverwechselbarkeit des Dorfes am besten erhalten bleiben. Besonders herausgestrichen wurde, daß die jetzt durchgeführten „Dorfverschönerungen“ dazu angetan sind, alle Alters- und Nutzungsspuren zu tilgen. Dagegen setzten die Experten das Prinzip der Instandsetzung und erhaltenden Erneuerung. Gerade die Vertreter aus Baden-Württemberg waren auf die Feststellung bedacht, daß als Spuren dörflicher Funktionen nicht nur die hervorstechenden Gebäude anzusehen seien, sondern die „unscheinbaren Dinge und naturbelassenen Flächen“. Die Resolution, die an diesem Punkte in der Forderung an eine ganzheitliche Dorferneuerung gipfelte, an der alle Bürger beteiligt werden müßten, hob hervor, die umgestalteten, nicht die überplanten Flächen sind kostbare Bestandteile der ländlichen Siedlungen — und damit Bereiche unterschiedlichster Nutzungsmöglichkeiten.

Wenn es um den Erhalt wertvoller Bauten oder dörflicher Bestandteile geht, und dies war in Merdingen ein vieldiskutierter Punkt, müsse man auch eine zeitweilige Brache, also eine Nicht-Nutzung, in Kauf nehmen, um künftige Chancen einer sinnvollen Verwendung nicht zu verspielen. Weil aber Substanzerhaltung und Instandsetzung letztlich nur dann zu betreiben sind, wenn die Bauern auch im Dorf und vor allem in ihren Höfen bleiben, forderte die Tagung Perspektiven und politische Konzepte für deren Verbleib. Hilfe zur Selbsthilfe und eigenverantwortliche Lösungen unter fachlicher Beratung seien in Zukunft gefragt, um das kulturelle Erbe auf dem Lande für die nachfolgenden Generationen bewahren zu können.

Gerade vor dem Hintergrund kurzfristiger Dorferneuerungsprogramme wurde darauf verwiesen, daß die Erhaltung des ländlichen Kulturgutes eines langen politischen Atems bedürfe.

„Die Menschen und die Dörfer brauchen Zeit. Zeit zur Planung, zur Beratung und zur Durchführung. Deshalb ist es wichtig, in überschaubaren Schritten vorzugehen und behutsam Maßnahmen zu planen, die auch unter sich wandelnden Bedingungen bestehen können“.

Stuttgarter Zeitung, 27. Mai 1988

Buchbesprechungen

Kurt Klein, Verborgener Schwarzwald. Unbekanntes aus Volkskunde und Geschichte. Morstadt Verlag Kehl, 144 Seiten, 18,80 Mark

Sieben Jahre nach Erscheinen seines erfolgreichen Buches „Geheimnisvoller Schwarzwald“ legt Kurt Klein sein neuestes Werk „Verborgener Schwarzwald“ vor. Der Verfasser, derzeit Schulamtsdirektor in Offenburg, wohnhaft in Hausach im Kinzigtal, wandte sich als begeisterter Landlehrer schon früh der Heimatgeschichte und Volkskunde zu. Dadurch fand er schnell Zugang zu Land und Leute des Schwarzwaldes und berichtete immer wieder bis heute in zahlreichen Büchern, Tageszeitungen, Fachzeitschriften und Kalendern über seine Begegnungen, Forschungen und Erkenntnisse, die auch durch den Rundfunk und das Fernsehen verbreitet wurden.

Wie schon in seinen früheren Büchern beschreibt Kurt Klein auch im „Verborgenen Schwarzwald“ die Schönheiten des Schwarzwaldes und geht so manchem Geheimnis und merkwürdigen Brauch sowie so manchem verborgenem Phänomen der schwarzwälder Volkskultur nach, das in unserer schnellebigen Zeit allzu leicht der Vergessenheit anheimfällt.

In zweiundzwanzig Erzählungen, Berichten und Geschichten erfahren wir viel Wissenswertes und Interessantes, das die Geschichte und das Brauchtum des Schwarzwaldes und seiner Bewohner erhellt. Der Schwarzwald trägt in seiner Überlieferung ja nicht nur märchenhafte, romantische Züge. Schon immer haftet ihm etwas Geheimnisvolles an. Kurt Klein versteht es meisterhaft, in der Begegnung mit dem Volk den Schleier des Geheimnisvollen zu lüften und bisher Verborgenes der Vergessenheit zu entreißen und so der Nachwelt zu erhalten.

So erklärt er allerlei Merkwürdiges und Verborgenes im uralten Brauch des Scheibenschlagens, so enträtselt er die Sagen vom Teufelstein bei St. Roman sowie die Hexensage des Kandels, so verfolgt er die geheimnisvollen Spuren des Heiligen Lando lin und des Heiligen Fridolin, des Apostels der Alemannen. Kurt Klein zeigt sehr deutlich, wie sich in den alten Sagen und Gebräuchen die Mentalität und der Charakter der schwarzwälder Volksseele widerspiegeln, ihre Gläubigkeit und Religiosität, das Festhalten am Althergebrachten, an Tradition und Geschichte.

Die schwarzwälder Volksseele hat aber auch viele großen und kleinen Originale hervorgebracht, zahlreiche Künstler, Dichter und geniale Erfinder, deren bewegtes Leben der Autor mit dem Einfühlungsvermögen und der Akribie des Heimatforschers nachzeichnet: Ludwig Auerbach, der große Sänger des Schwarzwaldes, Peter Thumb, der berühmte Baumeister des Barocks, August Haselwander, der vielseitige Erfinder, Ferdinand Reiß, der Kapitän aus dem Schwarzwald, Johann Georg Pfaff, der Freiheitsheld aus Kürzell, Robert Gerwig, der einfallreiche Eisenbahn- und Straßenbauer, Victor von Scheffel, der große badische Dichter, Ignaz Speckle, der begnadete Abt von St. Peter im Schwarzwald.

Aber auch die schwarzwälder Landschaft mit ihren typischen Besonderheiten wird von Kurt Klein in ihrer bleibenden Schönheit und ihrem historischen Charakter lebendig beschrieben. Da schildert er die Geheimnisse des Mummelsees und bringt dem Leser die einst reißenden Fluten der Kinzig nahe, da läßt er eine schwarzwälder „Rauchkuchi“ wieder aufleben und erklärt die Vorgänge um das Hornberger Schießen. Neben heimatgeschichtlichen und volkstümlichen Beiträgen erzählt der Verfasser heitere, aber auch besinnliche Begebenheiten. So gelingen Kurt Klein beispielsweise in der Erzählung „Der wundersame Haussegen“ oder in der Geschichte „Der Doppelverdiener“ dichterische Kabinettstücke von einer Intensität der Darstellung, die zeigen, daß der Autor sein Herz an den „Verborgenen Schwarzwald“ verloren hat.

Wie in einem Buch von Kurt Klein nicht anders zu erwarten, besticht sein neuestes Werk durch sein reiches, interessantes Bildmaterial. Mensch, Landschaft und Brauchtum werden nicht nur durch die Worte des Kenners treffend beschrieben, sondern auch durch das lebendige, sprechende Bild eingefangen. mh

Ludwig Vögely, „Sagen rund um Karlsruhe, Zwischen Pfinz und Murg“, 164 S., und „Sagen des Kraichgaus, Zwischen Odenwald und Schwarzwald“, 183 S., jeweils DM 32.— Verlag G. Braun Karlsruhe 1988

Es geschehen auch in unserer computergesteuerten Zeit noch literarische, herausgeberische und ver-

gerische Wunder: Da liegen also zwei schön gestaltete, auch äußerlich sehr ansprechende, mit einschlägigem Bildmaterial aus dem Generallandesarchiv, dem Landesdenkmalamt und anderen Archiven ausgestattete Bände vor, mit denen der bekannte Heimatforscher und -schriftsteller, der Vorsitzende des Landesvereins „Badische Heimat“, Ludwig Vögely, es unternimmt, das Sagengut „zwischen Odenwald und Schwarzwald“ und „zwischen Pfalz und Murg“ in je einem gesonderten Band zu sichten, zu sammeln, nacherzählend herauszugeben, mitten in unsere Zeit zu stellen und zu zeigen, wie es einerseits vom Vergessen bedroht ist, andererseits lebt, weil es, aus dem Volke kommend, auch heute noch anrührt und weiter webt. Als Beweis sei nur die von Ludwig Vögely in seiner Einleitung zum Band „Karlsruhe“ erwähnte Tatsache herangezogen, daß da in Malsch „in den 60er Jahren unseres Jahrhunderts (!) eine alte Frau“ lebte, „die weithin den Ruf einer Hexenbannerin genoß und die man bis nach Reichenbach an die Wiege von Kindern holte, die Geburtsfehler hatten oder zu haben schienen“ (S. 11).

Sagen sind jene den „Vorformen der Literatur“ (A. Jolles) zugehörige Kleinaussagen, die, sich rankend um historische Plätze, Gestalten und Begebenheiten, Menschen in ihrem Kampf und Zusammenstoß, in ihrem Scheitern oder in ihrer Bewährung, mit übernatürlichen, numinösen Mächten aufzeigen; im „Existenzialgefühl der Angst“ (R. Petsch), also in einer urmenschlichen Befindlichkeit, und in ihrer lokal-historischen Gebundenheit, liegt auch heute noch der Anreiz für den modernen Leser, sich mit Sagen literarisch auseinanderzusetzen.

Jeder der zwei vorliegenden Bände Ludwig Vögelys hat seine besondere Einleitung; sie legt (im Band Karlsruhe) dar, daß nach gründlicher Durchforschung des vorhandenen Quellenmaterials und des (noch) aufgefundenen Literaturfundus eine Gruppierung und Aufgliederung der Stoffmassen notwendig war und eine Entscheidung verlangte: entweder für das motivgebundene Prinzip, das sich der Erscheinungen selbst, der Hexen und Brauchkundigen, der Wiedergänger und zu Erlösenden, der Schatzsucher und weißen Frauen, der Höllenhunde, Aufhocker, Grenzsteinversetzer und aller anderen Plagegeister, systematisch annahm, oder für das Ordnungsprinzip nach topographischen Gesichtspunkten. Aus der Erkenntnis heraus, daß „jetzt noch nach mündlicher Überlieferung aufzeichnende alte Sagen . . . wohl nicht hinzukommen“ werden (S. 12), bietet L. Vögely in den zwei Bänden diese klare Anordnung und Darstellung nach örtlichen Gegebenheiten. Die Gefahr, hierbei durch Wiederholungen eine gewisse Ermüdung hervorzurufen, ist von Vögely dabei aufs glücklich-

ste vermieden zugunsten des überraschenden Reichtums an Ortschaften; hierin liegt, um es gleich zu sagen, der eine große Wert der vorliegenden Bände. Der Band „Kraichgau“ umfaßt das Gebiet selbst und seine Randlandschaften bis hinunter zum Walzbachtal, also von „A“ bis „Z“, von Aglasterhausens „Die Wasserfräulein im Badbrunnen“ bis zu Wössingens „Die Teufelskutsche“, einer Sage „Vor ungefähr fünfzig Jahren“, oder bis zum „Fuchs vom Sternwald“ bei Tairnbach, einer Sage, die erst durch die Hecker-Zeit um 1848 neue Aktualität erhielt. Der Band „Rund um Karlsruhe“ reicht von „der alten Residenz“ über „links und rechts der Alb“ und „die Rheinebene entlang“ bis zur Grenzlinie Ettlingen—Rastatt. Beginnend mit den Varianten der Gründungsanekdote Karlsruhes über die vielfältigen Sagen der alten und neuen Vororte geht die Darstellung des Herausgebers, ab und zu das Legendenhafte streifend (z. B. die Klostergründungen von Gottesau oder Herrenalb) oder beim realen Detail verweilend („Die Falkenburg“ bei Herrenalb), über „so weit der Turmberg grüßt“, über den „Bereich der hl. Barbara“, über „Teufelsmühle“ und Albtal bis zu den Erlenwäldern der Rheinniederung; die beiden Bände erhalten somit einen weitgestreuten Geltungsbereich, und — nicht zuletzt durch das angeschlossene Ortsverzeichnis — wird mancher Leser mit Freude feststellen, daß „sein“ Ort, „seine“ Landschaft, „seine“ ihm vielleicht noch irgendwie vorschwebende Sagen Erinnerung hier Aufnahme und sprachliche Form gefunden hat. Auch der Fachmann, der Volkskundler wie der Germanist, kommt durch das Literaturverzeichnis, das auch nur schwer noch Verfügbares berücksichtigt, und durch den genauen Quellennachweis zu seinem Recht. So ist durch L. Vögely — und das ist besonders verdienstvoll — eine zusammenhängende, geschlossene Darstellung der Sagenwelt vom Odenwald über den Kraichgau bis zum Schwarzwald entstanden, die alles Sporadische aus Einzelwerken, aus Ortschroniken, Zeitschriften und Periodika zusammengetragen und vereinigt hat; dies geleistet zu haben, ist der andere große Wert der vorliegenden Bände. Der dritte Wert liegt in der Darstellung selbst: Sie ist knapp, sachlich, sie verzichtet weitgehend auf zusätzliche Ausmalung und dichterische Ausschmückung, auch wo dies sehr verlockend wäre, und wird damit, als chronikhaft und nirgendwo deutend, echt und anrührend. Daß hierbei einiges sich der Anekdote oder der Legende nähert, zeigt nur die Verflochtenheit der Sage an sich mit den beiden „Vorformen“, ebenso wie die sich um die Gestalt des Knitlinger Faust gruppierenden sechs Sagen (S. 145—148, Bd. Kraichgau) eine glückliche Verbindung zum Faust-Buch bis hin zu Goethe schaffen.

So zeigen beide Bände, daß jenseits und inmitten unserer Welt des „High Tech“ es noch Dinge gibt, von denen — nach Shakespeares „Hamlet“ — „sich unsere Schulweisheit nichts träumen“ läßt und sie legen dar, daß sich ein Unterfangen, Verlorengewandenes zu sammeln und zu retten, durchaus realisieren läßt. So seien die beiden Bände Ludwig Vögelys dem Einzelleser, dem Fachmann, den Stadt-, Gemeinde- und Pfarrbibliotheken, dem Heimatfreund und Volkskundler, dem Soziologen und Psychologen, dem Lehrer und vor allem der Jugend zur Bereicherung, zur Freude, zum Weiterforschen empfohlen und ans Herz gelegt. Norbert Thamm

Gemeinde Röttenbach, Hrsg., Chronik von Röttenbach, Beiträge zur Geschichte eines alten Dorfes, 1987, zu beziehen durch das Bürgermeisteramt Friedenweiler-Röttenbach, 41.— DM zuzügl. Porto

Diese Ortschronik ist zu einer vorbildlichen Veröffentlichung geworden, die nach dreimaligem Anlauf — personenbedingt — entstanden ist, denn „aller guten Dinge sind Drei“, wie der Bürgermeister richtig feststellt. Letztlich waren es eine ganze Anzahl Autoren, die unter Führung von Joachim Morat das Werk zu Ende brachten, und hier kann man sagen, um bei der Umkehrung eines Sprichwortes zu bleiben, daß viele Köche den Brei nicht verdorben haben, im Gegenteil, sie fügten ihre Beiträge zu einem harmonischen Ganzen. Jeder der drei Entstehungsabschnitte hatte seinen Forscher und Gestalter. Es war vor allem der Pfarrer und spätere Ehrenbürger der Gemeinde Röttenbach Carl Röggele, der die ersten ernstzunehmenden Forschungen zur Geschichte des Dorfes betrieb, die auf intensiven Archivstudien basierten und in vielen Einzeldarstellungen ihren Niederschlag fanden. Pfarrer Röggele, dessen Fürsorge und Einsatz für die Bewohner des Dorfes besonders in der Nazizeit sichtbar wurden und ihn als furchtlosen und standhaften Priester auswies, war, das sei dankbar vermerkt, Vorstandsmitglied des Landesvereins Badische Heimat. Er schrieb für unsere Publikationen manchen Beitrag. Heute, wo die Diskussion um die Definition dessen, was Heimat ist, immer wieder entfacht wird, sei auf seinen Aufsatz „Heimatkunde“ hingewiesen, den Pfarrer Röggele in „Mein Heimatland“ 1921 veröffentlicht hat. Im zweiten Entstehungsabschnitt war es dann der damalige Lehrer Selb, heute Schulamtsdirektor, der die Forschungen weitertrieb, die schließlich dann durch Joachim Morat und seinen Mitstreitern zu Ende gebracht wurden.

Die Gliederung des Buches weist nicht nur die geschichtlichen Abschnitte auf, sie berücksichtigt ebenso die Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Die Abhandlungen über die Dorfgeschichte sind sehr

informativ. Dem hohen Anspruch, den wissenschaftlich erarbeiteten Stoff lesbar und lebendig darzustellen, wurden die Beiträge in einem erfreulichen Maße gerecht. So gewannen die Geschichte des Dorfes und die vielfältigen Schicksale, die daraus erwachsen, Profil, denn was die Großen der Politik in Gang setzten, was immer es auch sei, hat zu allen Zeiten seinen Niederschlag in den Dörfern mit ihren Bewohnern gefunden. Als Beispiel möge die Zeit des Dritten Reiches dienen. In dieser Ortschronik werden endlich auch einmal Roß und Reiter genannt, worum man sich sonst gerne drückt, und der respektable Widerstand der Mehrzahl der Bürger gewürdigt.

Die Geschichte der Vereine, der Schule und der Kirche wird in gut geschriebenen Beiträgen geschildert. Hier tauchen die verdienten Schulmeister (in des Wortes guter Bedeutung) wie Oskar Bier auf, und von den Geistlichen finden außer Pfarrer Röggele vor allem auch der selig gesprochene Pater Rupert Mayer, ein Röttenbacher Sohn, ihren gebührenden Platz, sie alle sind große Persönlichkeiten einer kleinen Gemeinde. Der Leser wird zudem in Erstaunen gesetzt über das, was in diesem Dorfe sich handwerklich und kunsthandwerklich getan hat: Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Hafnerei, Sägen, Mühlen, Pulvermühle, das alte Wirtsgewerbe, die Uhrmacherei. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein lebten in der Blütezeit des Gewerbes etwa 170 Personen von der Uhrmacherei, zwei Drittel der erwerbstätigen Bevölkerung, und Röttenbacher lebten in fast allen Ländern Europas vom Verkauf der Uhren und brachten es zu Ansehen und Wohlstand. Der Strukturwandel, hervorgerufen durch die Errichtung der Uhrenfabriken, brachte die Hausindustrie zum Erliegen, und 1913 arbeiteten in Röttenbach gerade noch drei Uhrmacher.

Hochinteressant ist das Kapitel, das vom Röttenbacher Kunsthandwerk handelt, der Hinterglasmalerei und dem Geigenbau. Man kann geradezu von zwei Dynastien sprechen, welche die Repräsentanten dieser Kunst geworden sind und beweisen, welche Talente in den Menschen des Schwarzwaldes vorhanden sind, Grübler und Künstlernaturen zugleich. Für die Hinterglasmalerei war es die Familie Winterhalder, deren berühmtestes Mitglied Benedikt Winterhalder war. Besonders dessen Spätwerke stehen auf einem hohen Niveau, beispielsweise „Der Zinsgroschen“ oder „Louise, Großherzogin von Baden“. Im Geigenbau war die Familie Straub zweihundert Jahre lang maßgebend. Nach deren Ende erlebte der Geigenbau eine Wiederbelebung durch Josef Bier, der die hohe Kunst des Instrumentenbaus vollendet beherrschte und der auch historische Streich- und Zupfinstrumente nachbaute. Leider ist der Geigenbau in Röttenbach nicht mehr

existent. Uhrmacherei, Hinterglasmalerei und Geigenbau prägten über mehr als ein Jahrhundert die Kultur Rötensbachs und machten den Ort weit über den Schwarzwald hinaus bekannt.

Die Chronik stellt fest, daß die Erwerbsmöglichkeiten immer mehr abnahmen, je mehr sich der Gang der Zeit der Gegenwart nähert. Man möchte es diesem Dorfe wünschen, daß der Fremdenverkehr ihm neue Zukunftsperspektiven eröffnet.

Summa summarum: Man darf die Gemeinde Rötensbach zu dieser Chronik beglückwünschen.

L. Vögely

Straub, Harriet, Rupertsweiler Leut', Frauengeschichten vom Dorf, mit einem Nachwort von Karin Walter und einer biographischen Notiz von Herbert J. Burkhardt, 2. Aufl., 120 S., 16,80 DM, Herder Freiburg, 1988

Dieser schmale Band ist in zweierlei Hinsicht interessant. Er ist einmal eine Wiederentdeckung von Dorfgeschichten, die sich würdig in die Tradition dieser literarischen Gattung einfügen, zum andern die Wiederentdeckung einer Erzählerin mit einem ungewöhnlichen Lebenslauf.

Maria Hedwig Luitgardis Straub wurde am 20. Januar 1872 als Tochter eines Notars in Emmendingen geboren. Als eine der ersten Frauen besuchte sie die gymnasialen Kurse in Berlin, die Helene Lange dort eingerichtet hatte. Da in Deutschland das Frauenstudium noch nicht möglich war, ging sie nach dem Abitur in die Schweiz und studierte zunächst Philosophie, wechselte dann zum Medizinstudium nach Paris über. Nach dem Examen wurde Maria Straub von der französischen Regierung als Ärztin in die Sahara geschickt, wo sie die gesundheitlichen Verhältnisse der Beduinenstämme und der Harems Tunesiens und Marokkos erforschte. Sie heiratete in zweiter Ehe (die erste erfolgte gleich nach dem Abitur und dauerte nur einen Tag!) ein Mitglied des englischen Hochadels und begleitete ihren Mann in die Kolonien. Auch diese Ehe scheiterte auf Betreiben der Adelsfamilie, die eine Ehe mit einer Bürgerlichen nicht duldete. Es folgten Aufenthalte in Stockholm und Kopenhagen, bis Frau Straub in die Heimat zurückkehrte und in Freiburg den berühmten Philosophen Fritz Mauthner kennenlernte, ihn heiratete und mit ihm 1909 nach Meersburg zog. Dort kaufte man das Droste-Häuschen, und in dieser Zeit entstanden die ersten literarischen Arbeiten, welche die Erzählerin unter dem Namen Harriet Straub veröffentlichte. 1923 starb Fritz Mauthner, und die Inflation ließ das Vermögen und die Einkünfte der Witwe schrumpfen. Sie verkaufte das Glaserhäuschen an den Stadtpfarrer Restle, der ihr das Wohnrecht be-

ließ und ihr zum Beschützer im Dritten Reich wurde. Maria Hedwig Straub starb arm und vergessen am 20. Juni 1945 in Meersburg. Ihr schriftstellerisches Werk war lange Zeit vergessen und wurde erst jetzt durch den Heimatforscher H. J. Burkhardt wenigstens zum Teil wieder aufgefunden. Die vorgelegten Dorfgeschichten erschienen erstmals im Jahre 1912.

Rupertsweiler ist ein Dorf irgendwo im Schwarzwald. In dieser abgeschlossenen und engen Gemeinschaft spielen sich die menschlich-allzumenschlichen Begebenheiten ab, die den Stoff der Erzählungen liefern. Immer steht eine Frau im Mittelpunkt, zum Teil herrliche Gestalten wie die Altpfarrköchin, die Gertrude oder die Lenebas. Mit viel menschlicher Wärme und hintergründigem Humor schildert Harriet Straub diese Frauen, zeigt ihre Abhängigkeit von der Männerwelt. „Und doch gelingt Harriet Straub das Kunststück, sie nicht nur als Objekte erscheinen zu lassen, nicht als Opfer der 'Männerwelt', sondern sie als Personen zu schildern, die handeln und sich, wenn auch mit beschränkten Mitteln, zur Wehr setzen.“ (S. 113) In diesen Erzählungen wird man bei genauerem Hinsehen die Kritik an den gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnissen im Dorfe entdecken, und es wird in allen Geschichten klar, wie sehr der Status dieser Frauen abhängig ist von der Stellung ihrer Männer oder Herren. Teilweise sind diese Frauen alleinstehende „Einzelkämpferinnen“, etwa die Bäuerin, die ohne Mann und Knechte nur mit Frauen ihren Hof bewirtschaftet und es schwer hat, sich aufgrund ihrer Leistung durchzusetzen. Da ist die Gertrude, eine wißbegierige Außenseiterin, die sich mit Heilkräutern auskennt, sich mit dem Brauchen und der Astrologie befaßt und so zur Gegnerin des Pfarrers wird, dem sie eine Lehre erteilt und doch den Frieden wieder herstellt.

Man legt den schmalen Band recht beeindruckt aus der Hand und ist froh darüber, daß eine Erzählerin dieses Formats wieder entdeckt wurde. L. Vögely

Klaus Poppen, Hrsg., Freiburger Almanach 1988, 144 S., 8,50 DM, Verlag Poppen und Ortmann, Freiburg

Dies ist die 39. Ausgabe des Freiburger Almanachs aus dem Hause Poppen und Ortmann. Klaus Poppen, der für den Inhalt verantwortlich zeichnet, ist selbst ein sehr guter Kenner Freiburgs, seiner Historie, Kultur und weiß um die Probleme der heutigen Stadt. Deshalb gelingt es ihm immer wieder, in seinen Almanachen ein interessantes Freiburger Kaleidoskop zusammenzustellen, das eine Fülle von Themen enthält. Vom Schwerpunkt her sind

im Almanach 1988 zwei Bereiche bemerkenswert: die Beiträge rund um den Münsterplatz und die Beschäftigung mit den ausländischen Mitbewohnern der Stadt. Die übrigen 21 Beiträge bieten eine bunte Palette Freiburger Geschichte, Familiengeschichte, Würdigung von Künstlern (Peter Huchel u. Bildhauer Röslmeier), Erinnerungen an frühere Zeiten bis hin zur Denunziation von Stefan Meier im Dritten Reich. Die Chronik wichtiger Ereignisse in Freiburg und die Folge „Neue Bücher“ runden den empfehlenswerten Almanach effektiv ab. -y-

Pabst, Wolf, Steinbildwerke in Küssaburg, 1. Aufl. 140 S., 1985 Küssaburg, Eigenverlag des Verfassers

In dem Werk von W. Pabst erhielt die Gemeinde Küssaburg (Kadelberg, Rheinheim, Bechtersbohl, Reckingen, Küßnach, Dangstetten) eine einmalige Dokumentation ihrer Steinbildwerke. Wer sich selbst einmal mit Kleindenkmalen befaßt hat, weiß, wieviel Mühe, Fleiß und Zeit der Verfasser aufgebracht hat, um dieses Buch zu schaffen, ganz abgesehen von den finanziellen Opfern. Pabst hat wohl alle – etwa 110 – Steindenkmale erforscht, erfaßt und in ausgezeichneten, deutlichen und informierenden Zeichnungen festgehalten. Dies macht vor allem den Wert des Buches aus, denn anhand dieser genauen Zeichnungen, die den Gesamtbestand der Denkmale wiedergeben, kann in Zukunft deren Erhalt beobachtet und gesichert und manches kleine Kunstwerk vor dem Verschwinden bewahrt werden. Wolf Pabst entging nichts. Von den größeren Objekten (z. B. der „Löwen“ in Kadelburg, die Küssaburg) abgesehen, findet sich in dem Werk alles von Grabsteinen, Feldkreuzen, Wappentafeln, Säulen, Fensterstürzen, Bildstöcken, Taufsteinen, Ziegeln bis hin zu den Steinmetzzeichen. Der den Denkmalen hinzugegebene Text zeigt die Bemühungen des Verfassers, die Steindenkmale in ihre historischen Zusammenhänge zu stellen. Das Buch hat Aufforderungscharakter, und man möchte wünschen, daß sich für möglichst viele Gemeinden ebensolche Idealisten finden, die bereit sind, ein derartiges Dokument zu erstellen. -y-

Hermann Albrecht: Des Markgrafen Leibmedicus; Erzählung aus den Tagen des Türken-Louis. Verlag Friedrich Resin, Weil am Rhein, 22,80 DM

Im Jahre 1835 wurde Anton Hermann Albrecht in Freiburg geboren. Nachdem er zunächst katholische Theologie studiert hatte, wechselte er 1859 zum evangelischen Glauben über und war dann zeitweise als Pfarrer in Kleinkems und in Laufen

tätig. Aus seiner Liebe zu dieser heiteren Landschaft entstanden seine literarischen Werke, die leider in Vergessenheit geraten waren. Fritz Resin aus Weil und dem Waldkircher Verlag ist es zu verdanken, daß sie nicht endgültig aus der Heimatliteratur verschwunden sind. Neben der „Häfnetjungfer“ verdient vor allem die Erzählung „Des Markgrafen Leibmedicus“ unsere Beachtung. Die beiden Bücher sind jüngst im Verlag Resin neu aufgelegt worden.

Die Geschichte des „Leibmedicus“ spielt in den Tagen des spanischen Erbfolgekrieges. Mit Witz, Hintergründigkeit und viel Sinn für das Detail wird die verhaltene Liebesbeziehung des Dr. Erad zu seinem Sälmeli, der Basler Pfarrerstochter, erzählt. Keine langatmige und gefühlvolle Erzählung wartet auf den Leser; wir erleben die zwei ereignisreichen Tage im Oktober des Jahres 1702 mit, als die Franzosen sich mit den Kaiserlichen bei Friedlingen und auf dem Tüllinger Berg eine unentschiedene Schlacht lieferten. In die Vorbereitungen zu diesem Gefecht und in das Schlachtengetümmel hinein webt Albrecht seine Geschichte und nimmt sie zum Anlaß, Markgräfler Leben bunt und üppig vor uns auszubreiten. Wer dieses Buch gelesen hat, muß dem Literaturhistoriker Oeftering zustimmen: Albrecht ist Hebels bester und echtester Schüler. Nicht nur, daß hier wie bei Hebel viel Volkskundliches einfließt, daß die Hochsprache gekonnt vom Dialekt eingefärbt wird, sondern vor allem die treffenden Charakterisierungen sind es, die das Lesen so genußvoll machen. Da tritt der Vater der Geliebten auf, der Pfarrer Mangold, ein typischer Basler, dem es vor allem darauf ankommt, seine Tochter standesgemäß an einen wohlhabenden und rechtgläubigen Protestanten zu verheiraten. Ein handfestes Mannsbild muß er gewesen sein, dieser Basler Pfarrer: Unter der vor der Perücke fast verschwindenden Stirn blitzten ein Paar pechschwarze Augen; seine einwärts gebogene Nase war fleischig und endete in einem gehörigen „Zinken“, seine Lippen waren etwas aufgeworfen, das Gesicht von starkem Karmin, die ganze Figur gedrungen und imponierend; alles in allem genommen, hätte er eigentlich mehr ein Vertreter der heiligen Justitia repräsentiert, als einen Diener Gottes, der das stille, sanfte Säuseln des Evangeliums vernehmlich soll werden lassen.“ Auch das Sälmeli war ein echtes Basler Kind. Man muß ihr verzeihen, so wird sie uns vorgestellt, „wenn sie vielleicht auch das noch in Rechnung zog (Wohlstand ihres Verehrers), denn sie war halt eben eine Baslerin; so konnte niemand sagen, es sei ein armer Teufel, dem sie Herz und Hand zu schenken bereit war, ein „Hergeloffener“, der seine Beine eben dem Schwäher unter den Tisch hänge und vom Almosen der Frau leben müsse“.

Daß der Hauptmann Bärenfels, der Kommandant des Friedlinger Schlosses, sein Fett abbekommt, scheint ihm recht zu geschehen, war ihm doch das volle Weinfäßchen wichtiger als die geladene Kanone. Nicht nur die deftigen, aber nie groben Personenbeschreibungen machen diese Erzählung so farbig und anschaulich, sondern auch die liebevollen und treffenden Beschreibungen des Markgräflerlandes von anno dazumal. Auch wenn sich die Kulturlandschaft in den letzten hundert Jahren stark verändert hat, leuchten immer wieder Bilder auf, die uns wohlvertraut sind. Das Happy-End, das spürt man sehr schnell, ist der Geschichte gewiß, der Nebenbuhler, ein Seidenkaufmann aus dem damals noch eidgenössischen Mülhausen, hat keine Chance.

Die neu aufgelegte Fassung dieses 1882 erschienen Buches wurde in unwesentlichen Teilen von Dr. Helmut Bender leicht gekürzt. Weitschweifiges und Zeitbedingtes hat der Bearbeiter gestrichen, während die Diktion unverändert blieb. Man darf sicher sein, jeder echte Markgräfler, ob jung oder alt, wird an diesem Buch, das mit 15 Stichen im Anhang ergänzt wurde, seine Freude haben.

Hermann Albrecht: Die Häfnetjungfer. Eine Rebländer Dorfgeschichte aus dem achtzehnten Jahrhundert, Verlag Friedrich Resin, Weil am Rhein, ISBN 3-923 066-13-9, Preis 24,80 DM

Zwei Jahre nach der Veröffentlichung des „Leibmedicus“ erschien 1884 Albrechts „Häfnetjungfer“, wie die Erzählung vom „Präzeptoratsvikari“, die Geschichte einer unvollendeten Liebe. Während dort Hebels Zuneigung zu Gustave Fecht im Mittelpunkt steht, ist es in der „Häfnetjungfer“ eine andere Persönlichkeit des Markgräflerlandes, der aus Sulzburger stammende Gelehrte Johann Daniel Schöpflin. 1694 als Sohn eines bad.-durlachischen Beamten geboren, wirkte er ab 1720 bis zu seinem Tode im Jahre 1771 als Professor in Straßburg. Seine „Historia zaringo-badensis“ und das dreibändige Werk „Alsatia illustrata Celta Romana Francia“ genossen damals hohes Ansehen in der wissenschaftlichen Welt. Goethe hat ihn während seiner Straßburger Zeit kennengelernt und beschreibt ihn wie folgt: „Die freigebige Natur hatte Schöpflin ein vorteilhaftes Äußeres verliehen, schlanke Gestalt, freundliche Augen, redseligen Mund, eine durchaus angenehme Gegenwart... Gesellig und gesprächig von Natur, verbreitet er sich, wie im Wissen und Geschäften, so auch im Umgange, und man begriffe kaum, wo er alle Zeit hergenommen, wüßten wir nicht, daß eine Abneigung gegen die Frauen ihn durch sein ganzes Leben begleitet, wodurch er so manche Tage und Stunden gewann,

welche von frauenhaften Gesinnten glücklich vergeudet werden.“ (Dichtung und Wahrheit, elftes Buch).

Soll Albrechts Erzählung eine Begründung für diesen Charakterzug sein? Schöpflins Liebe zu der stolzen und überaus anmutigen Hertinger Bauerntochter Kunigunde, deren Mutter im Rufe starb, eine Hexe zu sein, und die durch ihren Vetter Matthis auf rätselhafte Weise zu großem Reichtum gekommen war, blieb nämlich schlußendlich unerwidert. Das einfache aber selbstbewußte Kind des in diesem Buch so treffend gemalten Markgräflerlandes will seinen eigenen Weg gehen. Ihre Charakterzüge sind es, die Albrecht faszinierten und es gelingt ihm in großartiger Weise, diese Faszination an den Leser weiterzugeben. Ihr Entschluß, ledig durchs Leben zu gehen, bleibt letztendlich ein Geheimnis.

Ihre Begründung, der plötzliche Tod eines Verehrers — sie fühlt sich daran mitschuldig — kann nicht ganz überzeugen, ganz aufgeheilt wird ihre Person nicht. Vielleicht ist es gerade das, was dieses Buch so fesselnd macht, ein Psychogramm einer jungen Frau des achtzehnten Jahrhunderts, die sich vom übermütigen, törichten und verzogenen Kind zu einer emanzipierten Frau entwickelt („es sollte nach ihrem Kopf gehen“).

Auch in der „Häfnetjungfer“ weist sich Albrecht als ein Schriftsteller aus, der nicht nur treffend Menschen, sondern auch Landschaften und Stimmungen zu charakterisieren weiß: „Es ist kirchenstill ringsum; von einem feinen, bläulichen Duft übergossen ragt da drüben der majestätische Hochblauen über die Hügelwellen und Schluchten herein, dünnes Herbstgewölk deckt den Himmel, durch welches nur hie und da ein wenig Blau hindurchblickt, sommermüd birgt sich die Sonne hinter diesem Schleier. Aber aus dem noch immer frischgrünen Geäst der mächtigen Apfel- und Birnbäume, die draußen aufstreben aus dem braunen Ackerboden, schimmert gelb und rot der reife, reiche Obstsegen dieser üppigen, gottbegnadeten Flur, die Natur feiert mitten in der Woche einen lieblichen stillen Sabbath, es ist einer jener seltenen Tage, wo man sich selig fühlt wie das Kind an der Mutterbrust.“

Helmut Bauckner

Huxhold, Erwin: Das Bürgerhaus zwischen Schwarzwald und Odenwald. Reihe Das deutsche Bürgerhaus Bd. XXIX, 4°, 220 S., eine Kartenzeichnung, 415 Planzeichnungen, 138 Fotos, Reg., Ln., Foto auf Umschlag. tübingen 1980. ISBN 3 8030 00319. DM 98,—

Schade, daß der Band nicht Das Bürgerhaus aus dem Kraichgau heißt, denn dieses wird ausführlich

dargeboten. Die Titelwahl erfolgte wohl in Anlehnung an andere Bände dieser von Adolf Bernt begründeten und von Günther Binding weiter herausgegebenen Reihe, bei denen oft als Bezugspunkt oder Abgrenzung einer Landschaft die benachbarten Gebirge gewählt wurden. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft unterstützte die Arbeiten für dieses aufschlußreiche Buch.

Nach einer Einführung über Haus und den Holzbau und einer kurzen Übersicht über den Kraichgau untersucht und stellt vor in Schrift, Zeichnung und Foto Professor Dr.-Ing. Huxhold die wichtigsten Ackerbürgerhäuser, Handwerkerhäuser, Pfarrhäuser, Gasthäuser, Kaufmannshäuser und auch einige Rathäuser des Kraichgaus. Bis auf die Häuser Wilhelmstr. 2 in Bretten, das Eppinger Rathaus im Weinbrennerstil, die abgerissene „Krone-Post“ in Eppingen, das Gasthaus „Drei Könige“ in Sinsheim und Hauptstr. 234 in Heidelberg handelt es sich ausnahmslos um Fachwerkbauten. Der Brettener Architekt gibt nach eigenen Aufmaßen die wichtigsten Ansichten, die Grundrisse aller Geschosse, einen wesentlichen Gebäudeschnitt und soweit zum Verständnis erforderlich auch eine Lageskizze, was die Fachleute und Forscher aller Richtungen sehr begrüßen werden, und der Heimatfreund kann sich an der großen Zahl ausgezeichneter Fotowiedergaben ergötzen. Neu und einmalig in der Bürgerhausreihe sind die isometrischen Schaubilder der Dachstühle und ganzer Fassadenteile, was den lernenden Handwerker und den Laien das Lesen der technischen Zeichnungen leicht verständlich macht.

Als ältestes Bauernhaus im Kraichgau wird dabei das Firstsäulenhäus in Untergrombach, Obergrombacher Straße 32, aus 1428 herausgeschält. Zur Eppinger „Universität“ ist eine Rekonstruktion beige-steuert (die merkwürdigerweise bei der „Generalinstandsetzung“ nicht beachtet wurde) und den Umschlag zielt das ganzseitige Foto des „großartigen“ Baumann'schen Hauses (1582/83) aus Eppingen. Neben manchem bekannten, wie die Rathäuser aus Stein oder Königsbach und der Brettener Marktplatz, ist auch vieles weniger bekanntes zu finden. Das gut gelungene Buch bedeutet nicht nur eine Quelle der Freude für Heimatliebhaber und für die Forschung, sondern auch eine wertvolle Hilfe für Hausbesitzer, Stadtplaner, Architekten und allen mit der Sanierung Befassten. Denn wie der Verfasser im Vorwort zutreffend meint, erscheint es noch wichtiger „die Bürger und deren gewählte Vertreter von der Notwendigkeit und einmaligen historischen Aufgabe zu überzeugen, die Häuser ihrer Vorfahren, die Zeugen einer großen Vergangenheit, nicht nur als Einzelhaus, sondern auch als Gebäudegruppe inmitten ihrer alten Umgebung der Nachwelt zu erhalten“.

Edmund Kiehle

Kiehle, Edmund: Karl Wesser — ein badischer Maler sieht die Kraichgaustadt Eppingen — 50 Jahre Heimatmuseum Eppingen 1935—1985. Katalog zur Sonderausstellung, hg. v. Fachwerk- und Heimatmuseum „Alte Universität“ in Verbindung mit dem Eppinger Historischen Verein „Heimatfreunde“. 8°, 29 S., 70 kl. Abb., 6 ganzseitige Abb., davon 1 farbig, Abb. auf Außentitel zweifarbig, geh. Eppingen: Fachwerk- und Heimatmuseum „Alte Universität“ 1986. ISBN 3-9801250-1-7.

Von den 76 Abbildungen sind drei Fotos, zwei Wiedergaben von Aquarellen und fünf von Gemälden und alle anderen Zeichnungen. Blättert man den Katalog durch, so stößt man gleich zu Beginn auf Namen wie Durlach, Baden-Baden, Wertheim, dann auf Pfullendorf, Schiltach, Mosbach und gar noch auf Meersburg und Gengenbach, dazu noch mit Abbildungen, und zwar im kleinen Format, so doch in solcher Häufigkeit bisher in derartigen Katalogen nie anzutreffen. Eigentlich keine Eppinger Ausstellung, sondern eine gesamtbadische Würdigung Karl Weyssers; mit fünf Weysserzeichnungen und einer farbigen am Schluß aber doch wieder Eppingen, denn dieses umfangreiche Unternehmen startete das kleine Heimatmuseum in der „Alten Universität“ zu seinem 50jährigen Jubiläum. Mit dem Gründungsjahr 1935 erweist es sich als das älteste Heimatmuseum im Kraichgau.

Der darstellende Katalogteil ist gegliedert in Lebensweg, Motive und Arbeitsweise, Kraichgaustadt Eppingen, Kraichgauer Amts- und Nachbarstädte und Anhang. Letzterer verzeichnet erläuternde Beigaben und Vergleichsarbeiten, zeitgenössische wie auch neuzeitliche Zeichnungen.

Vorangestellt ist eine Kurzdarstellung 1000 Jahre Eppingen — 50 Jahre Heimatmuseum, eine Einführung zu Weysser, sein Lebenslauf und ein Rundgang an der Hand Weyssers durch Eppingen. So ist ein wertvoller Weysser-Katalog entstanden, der zugleich ein Erinnerungsbüchlein zum Museumsjubiläum darstellt.

Schriftleitung

Rhyfälder Fasnacht — 50 Jahre Latschari, herausgegeben von der Latschari-Clique Rheinfelden e. V., 120 S. mit 55 Schwarzweiß- und 41 Farbabildungen, DM 24,80, Verlag des Südkurier Konstanz 1987

Mit diesem Buch legt die Latschari-Clique Rheinfelden ein außergewöhnliches Dokument der Rhyfälder Fasnet vor. Außergewöhnlich deshalb, weil die darin enthaltenen Beiträge, z. B. der Überblick über die Stadtgeschichte, die Geschichte der Rheinfelder Fasnacht oder die Episoden aus dem Latschari-Leben, flott geschrieben sind und umfas-

send und interessant informieren. Die Besonderheiten des Entstehens der Rheinfelder Fasnacht in ihrer eigenen Prägung — unter den wachsamem und kritischen Augen der alten Narrenhochburgen am Hochrhein, denen karnevalistische Einschläge natürlich nicht gefallen können — werden deutlich und einsehbar. Rheinfelden ist eine junge Stadt, und fünfzig Jahre Latschari sind im Vergleich mit z. B. der Laufenburger Alt-Fischerzunft nicht viel. Aber jede neue Gründung, bleibt sie bestehen, wird mit der Zeit zur alten Tradition. Dies ist für die Zukunft der Rheinfelder Fasnacht allgemein zu wünschen, die schon durch ihre Vielfalt eine Sonderstellung einnimmt, und gerade die Latschari-Clique hat über die Grenzen der Region hinaus Anerkennung gefunden und ist zu einem festen Bestandteil der Fasnacht am Hochrhein geworden. Die Porträts der 22 Cliquen und Narrenester, welche die Rhyfälder Fasnacht ausmachen, vervollständigen den guten Gesamteindruck des Buches, das ausgezeichnet gestaltet ist. Daß es darüber hinaus auch zu einer kleinen Stadtgeschichte wird, sei dankbar vermerkt.

-y-

Finck, Adrien, Die Sprache der Freude (Langue de plaisir), Elsässische Gedichte, APEPLA, Straßburg, 1987

Staiber, Maryse, Wir wollen Traumrad fahren, Gedichte, APEPLA, Straßburg, 1986

Sorg, Jean-Paul, Undergrund, bf-editions, Straßburg, 1986

Weckmann, André, bluddi hand, bf-editions, Straßburg, 1983

Es ist wohl angebracht, wenn wir diese vier Lyrikbändchen aus dem Elsaß zusammen betrachten, zumal die Autoren einem bestimmten Kreis zugehören — dem Lehrkörper an der Universität und der Oberstufe an den Höheren Schulen —, darüberhinaus — und das ist vor allem ins Gewicht fallend — daß ihr Bekenntnis allesamt aus dem Bedrohtsein, vor allem in ihrer elsässischen Identität, hervorbricht, und dieses Bekenntnis sich auch formal in einer ansprechenden Art und Weise in Hochdeutsch oder in der elsässischen Mundart äußert. Man kann es wohl auch als etwas Erstaunliches für das heutige Elsaß bezeichnen, wenn allem Unken zum Trotz deutschsprachige Lyrik von solcher Qualität dort entstehen kann. Kann man das vielleicht, um ein typisches Wort von Weckmann hier zu gebrauchen, als den „Schrei“ bezeichnen, der sich Bahn bricht?! Oder ist Lyrik im Elsaß heute vielleicht gar der Schutzraum, wohin man flüchten kann, um von dort aus dann bekannt zu machen, was man als Wissender an Not in sich trägt? Es ist das des Überlegens wert.

Adrien Finck, seines Zeichens Germanistikprofessor an der Straßburger Alma mater, gibt das, was ihn innerlich bewegt, in der Mundart seines heimatlichen Sundgaus wieder, der er mit ihren melodischen „a“-Endlauten in den Worten „eine Poesie sui generis“ bringt, die „in den anderen europäischen Sprachen unnachahmlich ist“, wie es Claude Vigée, sein Landsmann, der heute in Israel lebt, sinig ausdrückt. Man wundert sich bei solchen dichterischen Aussagen von Rang, was der elsässische Dialekt in diesem Fall die allemannische Abart des Sundgaus — alles inhaltlich und formal zu vermitteln vermag. Diese dichterisch gefüllten Verse münden aus in den Aufruf „ass (daß) m'r lewandig bliwa (wir lebendig bleiben)“, wozu gerade diese ursprüngliche und unverbrauchte Sprache beiträgt, eine Sprache, die Lust und Freude vermittelt dem, der sie spricht und dichterisch gestaltet, und dann auch dem, der sie zu Herzen nimmt.

Maryse Staiber stellt ihre dichterischen Anrufe, die sich stark an den Formen der japanischen Haikus ausrichten, und die dieses sprachliche Talent aus der allerjüngsten Generation im Lande hochdeutsch, in elsässischer Mundart und auch französisch darbietet, gleichsam als Metaphern vor unser leibliches und geistiges Auge zugleich, Metaphern, mit denen sie zum Urgrund vorstößt und darin dann auch „ihren eigenen Sprachgrund“ (Vigée) entdeckt. Das Motto des großen Surrealisten Ivan Goll liefert diesem vielversprechenden poetischen Talent das Leitmotiv des eigenen Lebens und Dichtens.

Mit den Gedichten, die er unter dem vielsagenden Titel „Undergrund“ veröffentlicht, zeigt Sorg an, daß er „daheim“ (in der Sprache seines Landes) angekommen ist, was für ihn, einen Universitätsphilosophen, Jahrgang 1941, etwas heißen will, Sorg weiß sich darin Martin Heidegger verbunden, wenn dieser sagt: „Aus dem Dialekt strömt uns all das zu, was der Sprachgeist in sich birgt“, dieser Sprachgeist kommt bei Sorg im Ringen um Natur und Umwelt zum Vorschein. Diese Hoffnung der elsässischen Literatur tut das, darin einen hohen Anspruch für seine Heimatsprache andeutend, in den Spuren des Schweizer Kurt Marti und der Franzosen Paul Eluard und Jacques Prévert, was wir als Beobachter mit Genugtuung vermerken dürfen, gerade weil uns aus dem Elsaß andere Kund erreicht. Der Altmeister der sprachlichen Renaissance im Elsaß aus der Nachkriegszeit nach 1945, André Weckmann, bietet uns in seiner Kochersberger Mundart, die etwas vom Boden dieses „Ackerlandes“ an sich trägt, Vorstellungen und Visionen vom Leben in seiner Fülle, diese aber, wie zumeist, ver fremd, wobei wir auch diesmal wieder bei Weckmann den eigenwilligen Rhythmus dieses Dialekts gehandhabt sehen, in der Klangfarbe dann

zugleich Herbheit und Innigkeit sich verbinden. Emma Guntz, aus Bruchsal im Badischen stammend, und jetzt mit ihrer Familie im Elsaß lebend, steuert ein sprachliches Experiment bei: sie überträgt die mundartlichen Gedichte Weckmanns ins Hochdeutsche, dabei wird einmal mehr deutlich, wie Weckmann aus dem Urgrund des Seins seiner Heimatsprache schöpft und diese meisterlich gestaltet, ist das geschehen sind's keine „bluddi hand“ mehr, die wir haben.

Bewegen sich die ebengenannten Autoren — auch im Vergleich zu ihren bundesdeutschen Pedants — inhaltlich und formal auf beachtlichem Niveau, so gibt es in unseren Tagen im Elsaß viele dichterischen Aussagen aus dem, was wir Volk nennen, die nicht minder ausdrucksvoll sind, leider nur gehören diese Leute meist der älteren Generation an. Wir nennen hier zwei Beispiele dieses Genres, die auch Beachtung finden sollten:

Buckenmeyer, Ernest, Schnokeloch Nr. 101.bf — editions, Straßburg 1986

Gantzer, Albert, Spättele in alle Farwe und An d'gross Glock g'hängt, beide Morstadt-Verlag, Kehl—Straßburg—Basel, 1981 und 1987.

Kann man Buckenmeyer als Handwerkerdichter bezeichnen, der sein Opus nach seiner Adresse in Schiltigheim bei Straßburg nennt, der seine Motive aus der Fülle seines künstlerischen Daseins nimmt, so ist Gantzer vor allem der Vertreter des Elsaß, der sein eigentliches Schicksal und das der Leute seiner Heimat sprechen läßt und es niederschreibt, so Spättele an Spättele (Stücke) aneinanderreihend und es zu einem Ganzen doch fügend. Bemerkens-

wert ist es schon, wie Gantzer verschiedene Dialektsprechweisen — und damit auch Dialektschreibweisen — beherrscht und diese dann in die weite, geräumige europäische Scheune einbringt, damit wieder ein Zeugnis gebend, daß dieses Land zwischen Rhein und Vogesen doch noch Leben in sich trägt, vor allen Dingen, wenn man der Meinung ist, daß Leben sich im Worte der Dichter äußert. Wieder darf man in diesem Fall dem Morstadt-Verlag in Kehl danken, daß er seinen Dienst beiderseits des Rheins wahrnimmt. me

Graff, Martin, Der Joker und der Schmetterling, Elster-Verlag, Bühl-Moos, 1987

Unter diesem seltsamen Titel verbirgt sich so etwas wie ein theologischer Krimi, der als Akteure einen doppelten Papst hat, den, der durch Subkulturen dieser Welt inkognito reist und seine Abenteuer dort erlebt, und den anderen, seinen Bruder, der in Rom die Ordnung aufrechterhält, ein delikates Sujet, das dieser „Gedankenschmuggler“, wie Graff sich selbst nennt, provozierend handhabt und damit im Nebenbei auch einige gezielte Wirkungen erzielt. Martin Graff, Münstertäler, Jahrgang 1944, von Hause aus Theologe und zudem noch Fernsehspezialist (ZDF), tut das alles in einem geschliffenem modernen Deutsch, was gerade für einen Elsässer der jungen Generation Bewunderung erheischt. Die Phantasie und das Talent Martin Graffs lassen noch einiges für die Zukunft aus seiner Feder erwarten. me

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dr. Herbert Berner
Kulturamt der Stadt Singen
August-Ruf-Straße 7
7700 Singen/Htwl.

Dr. Erwin Dittler
Offenburger Str. 4
7640 Kehl-Goldscheuer

Hermann Fix
Ernst-Busse-Weg 7
7707 Engen

Georg Görlipp
Fürstl.-Fürstenbergisches Archivar
7710 Donaueschingen

Annemarie Heimann-Schwarzweber
7800 Lörrach

Jörg Hertenstein
Sichererstr. 102
7100 Heilbronn/N.

Markus Kretz
Fichtestr. 3
7700 Singen/Htwl.

Klaus Michael Peter
Vorderambohl 4
7700 Singen/Htwl.

Barbara Sambale
Bussemergasse 11
6900 Heidelberg

Dr. Albrecht Schlageter
Königsberger Str. 24
7800 Lörrach

Prof. Dr. Uwe Uffelman
Pädagogische Hochschule Heidelberg,
Fachbereich IV
Keplerstr. 87
6900 Heidelberg

Elmar Vogt
Riedackerweg 7
7862 Hausen im Wiesental

Ludwig Vögely
Tiefentalstr. 35
7500 Karlsruhe

Hans Leopold Zollner
Gerhart-Hauptmann-Str. 12
7505 Ettlingen